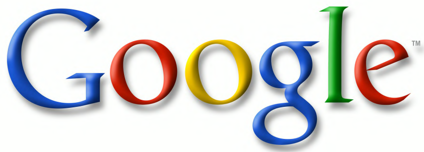


Kindheitserinnerungen und Heimatsbeziehungen bei Theodor Storm

Kindheitserinnerungen und Heimatsbeziehungen bei Theodor Storm in Dichtung und Leben

Von

Dr. Franz Kobes



Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)
1917



Altenburg
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Meinen lieben Eltern

in Dankbarkeit.

„Mir war's, als stände ich im Abendschein auf einem Berge und sähe von oben hinab tief in den Garten meiner Jugend."

Theodor Storm an seine Braut.

Vorwort.

Theodor Storms Poesie ist Erinnerungsdichtung. Auch wohl frei Erfundenes kleidet er in das Gewand der Erinnerung. Den Dichtungen Storms, der alle Dinge, auch der Gegenwart, mit dem romantischen Schimmer seiner Poesie umwoben sieht, gab eine solche Erzählungsform das eigentümlich Verschleierte, den Stormisch gedämpften Ton. Die Zartheit und Keuschheit seiner Empfindung kehrt nirgends wieder.

Diesem Wesen seiner Dichtung suchte ich nachzugehen. Das Gesamtbild seiner Poesie schien mir aufgebaut aus Erinnerungsbildern der Kindheit oder anzuknüpfen an die Zeit seiner Jugend. Bestimmtheit und Wiederkehr der Gedächtnisbilder gab Anhaltspunkte, sie klarzustellen.

Dabei gestalteten sich mir Züge von Storms Kinderleben, das so schön ist in seiner Einfachheit und Schlichtheit, so tief durch die Wärme des Erlebnisses. Das Bild seiner Jugendjahre erschien mir erst recht beleuchtet in den steten Beziehungen der Kindheitserlebnisse zu der Dichtung des Mannes.

Bodenständig ist diese Dichtung und bodenständig Storms Leben. Zu allen Erinnerungen ist der Schauplatz Storms geliebtes Husumisches Land. Unlösbar mußten sich verknüpfen mit den Kindheitserinnerungen die Heimatsbeziehungen dieses Dichters.

Innig verwachsen ist Theodor Storm mit seinem

Husum. Aus den Geschehnissen alter Chroniken geht ihm auf das Verständnis der Gegenwart, so quillt in „Vor Zeiten" goldene Wahrheit aus alten Archiven ans Tageslicht.

Ein zeitlich-örtlicher mußte der Rahmen des Buches werden. Die zeitliche Einteilung gab die großen Gesichtspunkte und ließ mich im Abschluß der Husumer Schülerjahre die Begrenzung des Buches finden. Wie sich gleichsam im Leben der Gesichtskreis des Kindes Storm erweitert, habe ich in der Dichtung Umschau zu halten versucht vom Geburtshaus über den Markt und die Straßen Husums, wo Elternhaus und Schule, Schloßgarten und Urgroßmutters Stübchen des spielenden und des lernenden, des schwärmenden und träumenden Knaben Lebensstätten waren, bis hinaus zur Pfarrkoppel von Hattstedt und dem Müllergehöft des holsteinischen Oheims.

Ich habe es dem Sinne des Buches entsprechend geglaubt, bis in die Einzelheiten diesen Beziehungen nachzugehen. Die Biographien von Paul Schütze und von der Tochter Hand, des Dichters Briefe und manche ortsgeschichtlichen Werke gaben mir Grundlage und die Fülle der Vergleichspunkte. Des alten Husum Leute aus Urgroßvaters Zeit, die Gemächer des Woldsenschen Hauses, Urgroßmutters alte Magd und die Stätte von „Aquis Submersus", wie alles mir vor die Seele trat in eigner Anschauung oder im Gespräche mit Lebensgefährten Theodor Storms, aus dem Durchforschen der Husumer Archive und den krausen Angaben der Laßischen Chronik, so manches lieh dann seine Farben zu dem Bilde Stormscher Erinnerung im Rahmen des Erlebens seiner Jugend.

Wenn es mir in meinem Buche gelungen ist, für einige Novellen neue Quellen zu erschließen, wie etwa

für „Von Jenseit des Meeres“ und für „Unter dem Tannenbaum“, für „Renate“ und für „Aquis Submersus“, für „Carsten Curator“ und für den „Schimmelreiter“, so hoffe ich, daß dies meinem Buche zur Empfehlung gereichen möge.

Die reiche, vollständig von mir benutzte Literatur habe ich überall dort, wo sie von mir herangezogen wurde, in Fußnoten erwähnt. Die Werke Storms habe ich nur nach den Ziffern der Bände in der achtbändigen Gesamtausgabe von 1907 (14. Auflage) zitiert, soweit nicht der Erstdruck besonders berücksichtigt werden mußte. Ebenso habe ich die Zahl IX angewandt für: Theodor Storms Sämtliche Werke. Band 9. Braunschweig und Berlin 1913, mit dem Untertitel: Theodor Storm, Spukgeschichten und andere Nachträge zu seinen Werken.

Hier möchte ich noch besonders darauf hinweisen, daß statt jeder Belegstelle in den Werken am besten Novelle oder Gedicht zum Vergleich ganz herangezogen werden möge. Nicht überall konnte ich dies andeuten. — Auslassungen von einem Worte sind durch Punkte (. .), von mehreren Wörtern durch Striche (— —) angedeutet.

Folgender Abkürzungen habe ich mich bedient:

P. Schütze für: Dr. Paul Schütze. Theodor Storm, Sein Leben und seine Dichtung. 3. verb. u. verm. Aufl., hrsg. v. Edmund Lange. Berlin 1911.

G. St. für: Gertrud Storm. Theodor Storm, Ein Bild seines Lebens. I. Jugendzeit, II. Mannesalter. 2. Aufl. Berlin 1912/13.

B für: Theodor Storm, Briefe an seine Braut, hrsg. v. Gertrud Storm. Braunschweig 1915.

F für: Theodor Storm, Briefe an seine Frau, hrsg. v. Gertrud Storm. Braunschweig 1915.

H für: Theodor Storm, Briefe in die Heimat aus den Jahren 1853 bis 1864, hrsg. v. G. Storm. Berlin 1907.

Keller-Briefwechsel für: Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller, hrsg. u. erläutert v. Albert Köster. 2. durchges. Aufl. Berlin 1904.

W. Mh. für: Westermanns Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte. Braunschweig.

Meine Arbeit wurde abgeschlossen im Sommer 1916. Nicht mehr benutzen konnte ich die während ihres Druckes erschienenen Bücher:

Dr. Therese Rockenbach. Theodor Storms Chroniknovellen. Eine Untersuchung über Quellen und Technik. Braunschweig 1916.

Theodor Storm, Briefe an seine Kinder, herausgegeben von Gertrud Storm. Braunschweig [1916].

Inhalt.

Eingang:
Storms Kindheit, Heimat und Dichtung.

„Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.“

Graue Straßen, vom Nebel umflossen, deren Häusergiebel des Abends wohl einmal erglänzten im goldigen Scheidestrahl der Sonne, — weite Patrizierhäuser, deren Treppen und Gänge widerzuhallen schienen von dem Laut eines reichen, glücklichen und doch so vergänglichen Menschengeschehens, in deren Gärten „Kaiserkron und Päonien rot“ ganz wie verzaubert erblühten: ihnen öffneten sich zuerst die großen Augen des Knaben, der wie kein anderer ein Dichter werden sollte, des Husumers Theodor Storm [1]). Vielleicht früher schon als die Heide dem Knaben starke Eindrücke gab, schaute er „den einsamen Garten“ der „Urgroßmutter, . . den mit alten Bildern bedeckten ‚Rittersaal‘ des Husumer Schlosses“. — Der junge Gelehrtenschüler ist oft hinausgewandert auf die weite Heide und die grüne Marsch, wie an „den so großartig öden Strand der Nordsee“. In dem Dorfe jenseits der Heide wohnte sein Kindheitsfreund.

Des Kindes Heimat und Entwicklung.

---

1) Vgl. zu folgendem: Paul R. Kuh, Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Emil Kuh. In: W. Mh., Bd. 67, zuerst 99 ff., bes. 272—273. Br. St.s v. 13. Aug. 1873.

Dem Knaben erblühte in dem, was ihm überkommen war aus einer schönen Vergangenheit und ihn anblickte in einer schlichten und wunderbaren Gegenwart, die blaue Blume seiner Romantik, bis in sein Alter hinein dann ihm duftend und ihre Blätter entfaltend. Wie aus dem Mutterboden die Pflanze, nahm seine bodenständige Natur, wo sie aufwuchs und wie sie sie brauchte, Nahrung und Wärme, schwellend und wachsend. Und wie eine Blume selbst wurde seine Seele, „sehnend, sich dehnend in Lieben und Hoffen". Bis der Jüngling die Vaterstadt zum erstenmal für länger verließ, um zu lernen und zu erleben, hat kein Mensch Einfluß gehabt auf den Knaben. Es sollte dann anders kommen und doch wieder sein Schicksal ein Dichtererleben sein. Als Ferdinand Röse, Heines Buch der Lieder lesend, die Tore einer neuen Welt — wieder einer poetischen — vor ihm aufriß, da auch lächelte ihm in zarter und wundersamer Mädchenschönheit — wie einst Novalis — seine blaue Blume. Der kluge und tiefe Ferdinand Röse aber, dem Jüngling ein wirklicher Freund, konnte sich nicht anpassen dem Gefüge der Welt. Und Storms junge Liebe war ein poetischer Liebesrausch, er mußte „vergehen wie das Blühen der duftenden Zauberblume" [1]).

Kindertraum und -leben. Theodor Storm, der sein Gedankenleben führte als Jüngling, und als Mann von so wunderbar starkem, dichterischem Innenleben war, hat goldene Kinderträume gelebt. Wir gedenken eines anderen, der ihm wie kein zweiter verwandt war auf der ganzen Welt. Wenn Eduard Mörike uns erzählt von den Tagen seiner Kind-

---

[1]) Vgl.: B, 73. Br. v. 21. Aug. 1845.

heit, ist es uns dann nicht, als müsse es auch wieder gelten von der Knabenzeit des vertrauten Freundes? Lange ein Kind, auch ein lustiges Kind, ist Mörike gewesen [1]). Meist aber waltete eine „innige Richtung der Seele auf die Natur und die nächste Außenwelt. — — Mit welchem unaussprechlichen Vergnügen konnte ich, wenn die anderen im Hofe sich tummelten, oben an einer Dachlücke sitzen, mein Vesperbrot verzehren, eine neue Zeichnung — — vornehmen." Auch dort oben war eine „Hinzelmeier"-Stube, erfüllt von märchenhaftem Glanz. „Du bist Orplid, mein Land, das ferne leuchtet." Von der dämmernden Bodenkammer ging auch dem jungen Theodor der Weg zum ewigen Rosengarten der Schönheit und Jugend. So schön wie später Storm seinem Räuberkamerad oder seiner Räuberbraut, konnte schon Eduard Mörike freundliche Märchen den Gespielen erzählen. Aber auch für ihn kam immer die Stunde, wo den Knaben „die Gesellschaft reizte, da ich denn ein Räuberfangspiel, das mich unter allen am meisten anzog, so lebhaft wie nur irgendeiner mitmachte."

Es ist der Schleswig-Holsteiner Dichter wohl aus härterem Holze geschnitten gewesen als der schwäbische Freund. Wie Storm als Mann rücksichtsloser im Leben hervortrat, war der Junge wohl schon wilder bei seinen Spielen. In Theodor Storms Herz saß auch die Herbheit des Friesen und des Niederdeutschen. Theodor Storms Vater war ein plattdeutscher Bauernsohn. In seiner Heimat sollte, kräftigend, den Knaben von der

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Mörikes Werke, hrsg. v. H. Maync. Leipzig und Wien. 2. Bd. Maler Nolten, 2. Tl., 286—88.

Stadt der Wind der holsteinischen Ebene umwehen und, wohltuend, der Duft der holsteinischen Scholle umgeben. Hier sah er vielleicht zuerst in seinem Leben in weitem Maß segensreich schaffende, praktische Menschentätigkeit und einen natürlich-gutherzigen, fleißigen Menschenschlag. Pflichttreue und tüchtiges Handeln waren dem Dichter gesundheit- und lebenfördernd, gleichsam wie die derbe Kost des Westermühlenschen Landes, bis ins späteste Alter, bis der „Schimmelreiter" Gestalt gewann.

„Die Heimat hier und hier dein erster Traum!"[1] Scheint nicht in seinem Sinne weiter zu fassen der Anfangsvers dieses einfachen Westermühlenschen Jugendgedichtes? Die Heimat, das nüchtern klare und doch so poesietrunkene schleswig-holsteinische Land, sie schuf den werdenden Dichter, dereinst den wunderbaren Beschwörer der Geister des Glücks und ihren großen Meister.

Frühe Erinnerung und Heimatsbeziehung bei Th. Storm.

Richard M. Meyer hat die Dichtungstechnik Theodor Storms gezeichnet[2]. „Fast sind die tragenden Figuren seiner Erzählungen nur Verkörperungen seiner Jugendeindrücke. — — Die begierig aufgenommenen Jugendeindrücke bilden für sein ganzes Leben den Grundstock — — seiner poetischen Erregungen." Wie berühren auch seine Seele die Eindrücke der Jugend! Storm „gehört zu jenen Dichtern, deren ganzes Leben fast nur ein eigentliches Erlebnis aufweist: ihre Jugendzeit". Die „Patina jahrelanger Unberührtheit, ein gesättigter Goldton wie auf den Werken alter Meister" leuchtet aus seinen Dichtungen.

---

[1]) Vgl.: G. St. I, 80—81.

[2]) Vgl.: Richard M. Meyer, Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. 4. Aufl. Berlin 1910. I. Teil, 458—460.

Eine Natur „von so zarter und zugleich tiefer Sensibilität" hat sich schon in den Jahren früher Kindheit vollgesaugt „von Empfindungen für jede Stimmung, die sie umgibt".

Vor vielen spätern tief im Gedächtnis haften die frühesten Kindheitserinnerungen. Sie sind ja die ersten, noch vereinzelten Sonnenblicke gleichsam auf einem vom Nebel eingehüllten Lande. Mit wunderbarer Bestimmtheit muß das Dichterkind die Bilder seiner frühen Umgebungen erblickt haben, bevor sein Bewußtsein zu fortdauernd klarem Umblick gelangte und auch uns Nachgeborene sonnenbeschienen sein Jugendland erschauen ließ.

Wie kein anderer hat der Dichter Theodor Storm tief in das Herz seiner Heimat geschaut, uns erzählend von des grauen Husum alten Tagen und mit Poesie die Geschicke der „von ehedem" verklärend.

Detlev von Liliencron [1]) hat von dem großen Dichter der Heimat und der zarten Erinnerung gesungen:

— — Du warst ein Dichter — denn was du erlebt,
Vielleicht von einem Körnchen nur Erinnern,
Trieb eine Knospe. Welche Blume dann
Aus ihr erwuchs, das gab dir Phantasie. — —
Wie tief doch sahst du in ein Menschenherz;
Und unser Heimatland, das ernste, treue,
Mit ewiger Feuchte, seltnem Sonnenblick,
Du kanntest seine Art. Kein Andrer wohl
Nahm so den Erdgeruch aus Wald und Feld
In seine Schrift wie du. — —

---

[1]) Vgl.: Detlev von Liliencron, Gesammelte Werke. 2. Bd. Gedichte. Berlin 1911, 210. — Alfred Biese, Deutsche Literaturgeschichte. 6. Aufl. München 1913. Bd. III, 299.

I. Am Markte zu Husum.

Storms erste Erinnerung und sein Geburtshaus.

Theodor Storm weiß nicht, wann das Bewußtsein in ihm wach geworden ist[1]). „Meine erste Erinnerung mag sein, die mir dann und wann noch als ein dunkles Bild aufsteigt, daß ich einmal nachts mit meinem Vater in einem Himmelbette geschlafen." Des Dichters Vater war damals zärtlich, „was sonst nicht in seiner Art lag", und der kleine Knabe fürchtete sich vor der Bettquaste über sich. Wenig über zwei Jahre alt ist Storm damals gewesen.

Denn es war 1820, um die Geburtszeit der etwas jüngeren Schwester, und „in dem schönen, hohen, mit Stuckwänden und solchen Decken versehenen Saal, dessen zwei Fenster nach dem Garten hinaus lagen." Auch ein Bild von seiner Mutter Wochenstube ist dem Dichter vor Augen geblieben.

Nach Storms Angabe hat auch das Geburtshaus einen Garten gehabt, mag auch der Knabe schon in den ersten Kinderjahren mehr in dem wohl größeren und schöneren Garten seiner Großeltern gewesen sein. Storm weiß dann noch, wie er einmal im Garten am Markt mit seinem Vater beim Obstpflücken war, bis der Großvater sie besuchte. Auch das muß spätestens im Jahre 1820 gewesen sein, in dem Simon Woldsen gestorben ist.

An einen zweifenstrigen Saal in Theodor Storms Geburtshause ist heute keine Erinnerung mehr in Husum. Nur kleinere Stuben, von denen je zwei unten und oben nach vorn hinauslagen, hatte das wenig in die Tiefe

---

[1]) Vgl. zu folgendem: G. St. I, 24—25, 37, 39.

gebaute Haus. Zwei Scheiben nur waren bis zu dem Umbau vom Jahre 1869 in jedem Fenster. In der Stube oben links, sehen wir vom Markte hinauf, ist der Dichter geboren.

1869 ist auch der Kellerausbau gefallen; die letzten baulichen Veränderungen, namentlich am Erdgeschoß, stammen vom Jahre 1912. Als einziges von den Husumer Stormhäusern trägt das Geburtshaus des Dichters eine Gedenktafel; nur wenige Erinnerungen des Dichters selbst haften an dieser geweihten Stätte.

Der Markt und das Eckhaus der Krämerstraße in „Aquis Submersus".

In „Aquis Submersus" [1]) sieht der Maler Johannes von den Fenstern der Wohnstube auf den Markt hinaus. „Es gab . . groß Gewühl dort, und war bis drüben an die Rathswage und weiter bis zur Kirchen Alles voll von Wagen und Menschen. — — Die Ostenfelder Weiber mit ihren rothen Jacken, die Mädchen von den Inseln mit ihren Kopftüchern und feinem Silberschmuck, dazwischen die hochgethürmeten Getreidewagen und darauf die Bauern in ihren gelben Lederhosen."

In Maler Johannes' Haus, an der Ecke von Markt und Krämerstraße, war noch bis zum Jahre 1898 eine Bäckerei. Als man das hohe Treppengiebelhaus abbrach, ließ man pietätvoll die Inschrift über der Tür bestehen:

Gelick de Rock un Stof verswint
So sin ock alle Minschenkint.
Anno 1581.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Aquis Submersus, III, 261, 263, 273. — G. St. I, 60. — Chr. U. Beccau, Versuch einer urkundlichen Darstellung der Geschichte Husums bis zur Erteilung des Stadtrechtes. Schleswig 1854, 151. — J. Laß, Sammelung einiger Husumischen Nachrichten, von Anno 1089 bis Anno 1700. Flensburg 1750, (I), 75.

Schon Maler Johannes hatte aus den Trümmern eines älteren Hauses diesen Spruch bewahrt.

Als Johannes eines Morgens über den Markt aus der Stadt wandert, haben „die Bäcker, vieler Käufer harrend, ihre Brotschragen schon geöffnet". Zu des Dichters Kinderzeit hat es diese Verkaufsbuden wohl nicht mehr gegeben. „Die Fleischschrangen auf dem Markte bei der Kirche" waren die ältesten. Dann ließ, wohl anno 1600, der Rat „einen Brodschrangen mit 10 Laden einrichten"; die Bäcker durften „nur aus dem Schrangen, nicht aus dem Hause ihr Brod verkaufen . . . Im Jahre 1601 — — ließ der Rat außer diesem auch noch Fischschrangen erbauen. — — Diese sämmtlichen Schrangen befanden sich an und bei der Kirche in der Nähe des Marktes, wie gewöhnlich an andern Orten und hatten für das Publicum manches Bequeme."

Der Markt in Storms Kindheit und in „Drüben am Markt".

Eines Markttages farbenprächtiges Bild [1]) hat wohl schon der kleine Knabe gesehen, wie derzeit „Maler Johannes" und auch der Doktor in „Drüben am Markt".

Die Stadtwage und „Die Söhne des Senators".

Die 1869 abgerissene Stadtwage war ein ganz altes Gebäude und gehörte ursprünglich zur Kirche. Als die alte Kirche abgebrochen wurde, kam sie zum Teil, später ganz an die Stadt. Nur um eine bauliche Veränderung dieses Hauses [2]) kann es sich in „Die Söhne des Senators" handeln. Seit etwa 1780 sind „Beschattet von der Pappelweide" und „Blühe, liebes Veilchen" die allerneuesten

---

1) Vgl. zu folgendem: G. St. I, 35. — Drüben am Markt II, 183.

2) Vgl. zu folgendem: Die Söhne des Senators, bes. VII, 288, 294, 315. — J. Laß, Fortsezung der Samlung — — de Anno 1701 biß 1750. Flensburg 1750, (II), 59, 64, 120, 165—168, 174, 187—88, 210, 214, 221, 229, 246.

Lieder. Aus diesen Angaben geht die zeitliche Ansetzung von des Dichters ernst-heiterer Rokoko-Novelle hervor.

Die Namen Jovers und Sönksen sind der Husumer Stadtgeschichte entlehnt. Eine berühmte Husumer Persönlichkeit ist der Kantor van Essen, von dem der alte Chronist Laß uns erzählt: „Nach Ableben des Cantoris Johann Simon Keller ist Michael Ernst von Essen wiederum als Cantor und Director Musices alhier angenommen und — — vociret worden." Im Jahre 1742 ist das gewesen, 1715 ist Michael von Essen in Schwerin geboren. „Während seines bißanhero verwalteten Amtes, haben sich verschiedene besondere Gelegenheiten gefunden, bey welchen er seine besondere Fähigkeit wie in der Musique überhaupt, also insbesondere in der Musicalischen Composition beweisen können." So wird die Trauermusik zu der Beisetzung König Christians VI. im Jahre 1746 gerühmt.

Die alte Kirche erstreckte sich weiter nach Westen, heute steht der Asmussen-Woldsen-Brunnen, beinahe schon zu mitten des Marktes, auf einem Eckstein des Kirchturms. Der Kirchhof zog sich um die Kirche herum und ging mit seinem Steinwall fast an die Häuser, nur einen Fahrweg zur Krämerstraße freilassend.

Das Rathaus in „In St. Jürgen", und in „Aquis Submersus".

An der nördlichen Seite des Marktes liegt, drei Häuser westlich von Theodor Storms Elternwohnung, ein altes Haus, das früher die Münze enthielt. Dann folgt das im Jahre 1601 erbaute Rathaus. In der Novelle „In St. Jürgen" [1]) tritt es hervor, wie das Giebelhaus, das „dem kleinen Thurme des Rathhauses gegenüber" lag.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: In St. Jürgen, II, 23—25, 34. — Aquis Submersus, III, 272—273.

Doch mehr als ein Giebelhaus gegenüber war dem Dichter Kaufmann Asmussens Haus neben dem Hause von „Aquis Submersus“ vertraut. An dieses Gebäude mag der Dichter bei der Novelle „In St. Jürgen“ gedacht haben.

Das Unglück soll über Agnes' Vater hereinbrechen. Die kleine Glocke des Rathausturmes, die vor allen öffentlichen Bekanntmachungen eine halbe Stunde läutet, hat aufgehört. „Im Rathhaus drüben, das von der hellen Morgensonne beleuchtet war, wurden die drei Fensterflügel aufgestoßen“ und die roten Polster auf die Fensterbänke gelegt, an dem Eisengeländer der Ratstreppe hing ein Schwarm von Jungen. Von dem Mittelfenster aus verkündet nun der Stadtsekretär zwischen zwei Ratsherren dem armen Manne das Konkursurteil.

Noch einmal, in „Aquis Submersus“, wird vom Rathause aus ein Urteil verkündet. Der Stadtsekretär hat über die tote Hexe „drüben von der Rathhaustreppe das Urthel zu verlesen“, jenes Morgens, als „an dem Rathhause der Wachtmeister und die Fußknechte in Bewegung waren und . . Einer bereits einen schwarzen Teppich über das Geländer der großen Treppe aufgehangen“ hatte. Johannes aber ist „durch den Schwibbogen . . . unter dem Rathhause . . eilends zur Stadt hinaus“ gegangen.

Das Rathaus und der „Amtschirurgus“.

Aus eignem Erleben, aus seiner Jugendzeit, waren dem Knaben die Räume des Rathauses vertraut [1]). Die

[1]) Vgl. zu folgendem: Zerstreute Kapitel. Der Amtschirurgus. — Heimkehr, III, 121—131, 135—136. — R. Haupt, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Schleswig-Holstein. I. Bd. Kiel 1887, 467. — Husumer Königlich Privilegiertes Wochenblatt. 20. Jahrg., 1835, 293, 301, 309. 23. Jahrg., 1838, 25, 69, 361, 369.

Ratskellerwirtin, die ihm vom „Amtschirurgus" erzählte, nennt der Knabe seine dicke Freundin. Im Ratskeller trank mit dem Gelehrtenschüler der jüdische Handelsfreund „in altem Madeira auf das Gedächtniß des unsterblichen Matathias und auf die Gesundheit seines jungen sterblichen Dichters". Der Schauplatz von Storms berühmter Redefeierlichkeit war „der große Rathhaussaal, in welchem nicht nur unsere heimischen Komödianten zuweilen ihre Gerüste aufschlugen, sondern wo auch wir Primaner alljährlich von einem hohen Katheder herab — — Reden hielten", und dessen Rückwand mit den „großen Bildern vom jüngsten Gericht und vom Urtheil Salomonis" geziert war.

Noch heute hängt im Husumer Rathaus das Bild des jüngsten Gerichtes vom Jahre 1628. Es ist manieristisch und von eigentümlich düsterer Färbung. Jürgen Greve war in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts Wirt im Ratsweinkeller. Hertz Heine oder Heine Lazarus war der jüdische Handelsfreund, sie beide stammen aus Friedrichstadt.

Der Rathaussaal ist in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu Zimmern umgebaut. Eine enge Wendelstiege führt noch heute vom Obergeschoß zum ersten Bodenraum hinauf, den Storm als die Wohnstätte des Amtschirurgus am besten zu kennen scheint.

Es ist ein weiter, unbenutzter Raum, totenstill und in Bodendämmerung daliegend, „nur hie und da durch die kleinen Dachfenster fiel ein Lichtstrahl mit emsig tanzenden Sonnenstäubchen. Dort hinten in der dunklen Ecke sah ich eine Stiege, die durch einen Ausschnitt in der Decke zu einem weiteren Boden führte, der, wie ich wußte, noch nicht der letzte war."

Aus einer Kammertür des Bodens tritt die seltsame und gewaltige Gestalt des Amtschirurgus, bereit, seinen „Hausthierchen“ zu gebieten. Zum zweiten Boden hinansteigend und so immer weiter bis an das Dach hinaufpfeifend, läßt er alle Böden lebendig werden von huschenden, wimmelnden Ratten, seinen Freunden da droben.

Der Amtschirurgus ist eine historische Persönlichkeit. Es ist der Amtsbarbier Kauffmann gewesen, der, von Süden her eingewandert, im zweiten Hause links von der Twieteneecke, an der Südseite der Großstraße, seine Barbierstube hatte. Wie ihn der Dichter beschreibt, war es ein großer Mann mit rotem Gesicht. Er proklamierte sich den Husumer Bürgern als Kronprinz von Preußen und führte den Jungen, die ihm Essen hinaufbrachten, seine Ratten vor.

„Drüben am Markt“: Heimatsbeziehungen.

In der Nähe des Rathauses, an der Nordseite des Marktes oder seiner Verlängerung, ist in Storms „Doktorennovelle“ [1]) das schmale, altertümliche Haus des einsamen Mannes gedacht, und „drüben unweit der Twiete in dem großen Giebelhause“ wohnte einst der zweite Bürgermeister. Der Doktor hat vorübergehend oft einen freundlichen Gruß vom alten „Friedeberg“, der dem Ladengeschäft vorstand, „drüben am Markt vor der Thür des großen Giebelhauses“ erhalten. Das alles aber ist wehmütige Erinnerung nur noch, seit des Bürgermeisters Tochter die Frau des Justizrates geworden.

Als damals bei jenem ärztlichen Besuch „es von der Kirchenuhr an der andern Seite des Marktes“ geschlagen

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Drüben am Markt, bes. II, 175—181, 183, 191, 197, 199, 201, 203—204.

hatte, da war es eine Frühlingsstunde gewesen. Doch jene Nacht war längst dahin, auch jener Sonntagsmorgen, wo der Klang des Orgelspiels aus der nahen Kirche kam und der Freund dem Doktor die traurige Nachricht brachte. Der Doktor sah von seiner hübschen Stube hinaus, „drüben rechts hinab über den Markt in dem großen Giebelhause waren alle Fenster des oberen Stockwerks erleuchtet“. Doch „eine Strecke unterhalb der hellen Fenster in der gegenüberliegenden Häuserreihe, welche von einer einsamen Straßenlaterne beleuchtet wurde, zeigte sich der finstere Raum der nach dem Hafen hinabführenden Twiete“. Dort wird der Doktor zum Schifferhause gehen. Die Frau des Justizrats hat Geburtstag, aber auch am Tage ist der Doktor nicht drüben gewesen. Einsam war er „an der Wehle unterhalb des Deiches“ beim Fischfang, zuweilen auch hinblickend „nach dem spitzen Thurm der nicht gar fernen Stadt“.

Voller Heimatsbeziehungen ist diese Dichtung. An der großen Wehle des Porrenkoogsdeichs, bei der Schleuse, scheint der Doktor zu angeln. Die Twiete führt von der Großstraße zum Hafen hinab. Die an der Nordseite gelegenen Häuser der Großstraße, von denen Storm als Junggeselle ein schmales altertümliches Haus bewohnte, wie die nördlichen Markthäuser gingen mit ihren Gärten wohl damals alle in die Lindenallee am Schlosse, heute die Asmussenstraße. Die Hauptperson der Novelle hat Züge Doktor Kuhlmanns, und der alte Ladendiener hat wirklich gelebt mit ganz ähnlichem Namen.

Ladendiener Friedebeck.

Am 9. Januar 1826 verzeichnet das Husumer Kirchenbuch den Tod von Otto Detlef Friedebeck. Seit vierzig Jahren ist er ununterbrochen im Hause und in der Hand-

lung August Friedrich Woldsens gewesen, erst als Lehrling, dann als Gehilfe. Er war gebürtig aus Pottgaard auf Fehmarn und wurde zweiundsechzig Jahre alt. Von ihm wohl noch [1]) mag in „Unter dem Tannenbaum" die Rede sein.

Wieder Friedebeck wurde sein Nachfolger genannt, der Erichsen hieß und erst in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts starb. Auch er war Geschäftsführer in der alten Woldsenschen Handlung, bei Ingwer Woldsen in der Krämerstraße. Einen dritten Friedebeck genannten Geschäftsdiener hat es dann in einem Hause der nördlichen Marktseite gegeben.

Eine Gestalt auch wie Friedeberg ist Ehrenfried in der Novelle „Abseits", und nochmals kehrt ähnlich Name, Stellung und Wesen bei Friedebohm in „Die Söhne des Senators" wieder. Ihnen stellt sich die Gestalt des alten Ladendieners in „Pole Poppenspäler" an die Seite.

Des „Doktors" Sofa.

Des Doktors neues Sofa in „Drüben am Markt" [2]), für das „mehrere Einsatzstücke von Buchsbaum — —, zwei schwebende Gestalten, diese mit einer Blumen-, jene mit einer Obstguirlande, für die vorderen Flächen der Seitenlehnen . . , überdies ein Täfelchen mit einer Hirschjagd für die Mitte der Rücklehne" ausgewählt werden, war wirklich in der Woldsenschen Familie vorhanden und ist heute noch im Besitze der Familie Storm.

Die alte und die neue Husumer Kirche.

Des lieben Husum alte Kirche erscheint so gewaltig innerhalb des kleinlich bedingten Menschengeschehens in

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Unter dem Tannenbaum, I, 177. — Abseits, bes. I, 211—215, 218—221. — Die Söhne des Senators, VII, 302—305, 316, 324. — Pole Poppenspäler, IV, 44—45.

[2]) Vgl. zu folgendem: Drüben am Markt, II, 182—183, 193—194.

„Drüben am Markt". An der Ostseite des Marktes, hinter der Stadtwage, da stand noch zehn Jahre vor des Dichters Geburt die schöne alte Marienkirche [1]). „Die einst fast mit der Stadt zugleich entstandene Kirche," deren „ältestes Bauwerk", verkörpert die Schönheit des alten Husum. „Die alte Zeit war aus" mit dem Abbruch dieses Baues. Die friedsam-glückliche „vereinigte freundschaftliche Gesellschaft" hatte die „pietätlose, nüchterne Zeit — — nur von fern am Horizonte aufsteigen sehen". Als der Dichter geboren wurde, war sie schon gekommen, „von allem Segen der Schönheit und der Kunst verlassen". Doch der Knabe, der sein inneres Leben lebte, sah nicht auf die neue Kirche, „ein gelbes, häßliches Kaninchenhaus mit zwei Reihen viereckiger Fenster, einem Thurm wie eine Pfefferbüchse und einem abscheulichen — — Reimspruch über dem Eingangsthore", — mit beißender Schärfe hat Storm so von ihr geschrieben. Vor seinem inneren Auge lebte ein Bild des „altehrwürdigen Baues", er hat uns schauen lassen ihr Inneres von überwältigender Schönheit und ihren Turm, der, umflattert von den zwitschernden Schwalben, in die blaue Luft hineinragte.

Die Schwalben von St. Jürgen [2]) hat Erich Schmidt

Der Kirchturm in „In St. Jürgen".

---

[1]) Vgl. zu folgendem: G. St. I, 29—30. — P. Schütze, 24—25. — Von heut und ehedem, III, 157, 165—166, 175—176. — R. Haupt a. a. O., 454—458. — F. Posselt, Die kirchliche Kunst in Schleswig-Holstein. In: Ztschr. d. Gesellsch. f. Schleswig-Holstein-Lauenburg. Geschichte. Bd. 1, Kiel 1881, 251 ff., bes. 328—330.

[2]) Vgl. zu folgendem: Erich Schmidt, Charakteristiken I. 2. Aufl. Berlin 1902, Theodor Storm, 402 ff., bes. 410—411. Doch ist von dem Husumer K i r ch turm, nicht von dem Turm von St. Jürgen in der Novelle die Rede. — In St. Jürgen, II, 3 ff., bes. 29—30, 32—36,

den „Chorus der Novelle“ genannt, zu ihrer Menschen Glück und Leide gehört unwandelbar ein hoher, herrlicher Kirchturm, ähnlich wie in Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde“. „Der Turm hat seit Jahrhunderten auf viele Meilen in die See hinaus den Schiffern zum Wahrzeichen gedient.“ Zwischen Rendsburg und Husum, wohl in dem Dorfe Ostenfeld — das aber schon weniger als zweieinhalb Meilen von Husum entfernt liegt — grüßte ihn zuerst der heimwärts ziehende Wanderer. Droben auf der Galerie bläst auf seinem langen Horn im Frühling der Türmer den Schwalben den Willkomm. Von der Plattform in dem blendenden Sonnenschein sieht man in der Tiefe das alte Husum im Schmuck des Frühlings liegen. Und Harre und Agnes schauen in der klaren Höhe das selige Land ihrer Zukunft, träumend vom Glück. Doch unter ihnen die Viertelglocke mahnt dröhnend zum Abschied, und die kleine Schwalbe zeigt Harre den Weg in die weite, weite Welt. Aber der Greis sieht den Kirchturm seiner herzensfrohen, glücktrunkenen Jugend niemals wieder, und die Geliebte ist tot bei seiner Rückkehr. Ihm ist, als sängen die Schwalben „die letzten Worte ihres alten Liedes:

‚Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War Alles leer‘.“

Die Kirchenglocken in „Bötjer Basch“.

Die Glocken des schönen Husumer Kirchturms klingen ihre alte Weise im „Bötjer Basch“, jener echt Husumischen

---

40, 46—47. — Abbild. der alten Kirche in: U. A. Christiansen, Die Geschichte Husums. Teil I. Husum [1903], 87. — H, 138—139. Br. v. 14. Dez. 1859.

Novelle[1]). Fritz Basch ist ein Waghals. „Mit dem Küster, der zugleich Glöckner war, hatte er nur Freundschaft geschlossen, weil die drei großen Glocken im Kirchthurme geheimnisvoll seine Neugier reizten. Wenn eine vornehme Leiche mit allen dreien zu Grabe geläutet werden sollte, so war er sicher vorher schon auf dem drittobersten Thurmboden, und kam der erste Ton des Geläutes, so klomm er an den Querleisten des emporgehenden Balkens hinauf, der von dort statt einer Stiege an der größten Glocke vorbeiführte, und während sie sich heulend dicht an ihm vorüberschwang, suchte er, an seinem Balken angeklammert, mit den Augen ihren Taufspruch zu erhaschen und sang ihn laut nach einer wilden Melodie in das hallende Dreigetön hinaus: ‚Sum regina Poli, virgo Maria, tonantis!' bis er zuletzt fast taumelnd den Boden wieder erreichte."

„Sum regina poli virgo maria tonantsi", das ist die erste Inschriftenzeile der ältesten und größten Husumer Glocke. Als später die alte Kirche abgebrochen war, „harrten die zwei größten der drei schönen Glocken — — in einem Holzverschlage an der Außenmauer des Schloßgartens der Zeit". der späteren Wiederaufnahme in den häßlichen neuen Kirchturm.

Die Armesündenglocke und J. A. Armowitz.

„Ein Dutzend Leiterstiegen[2]) unterhalb der drei großen

[1]) Vgl. zu folgendem: Bötjer Basch, VII, 21—22. — R. Haupt a. a. O. I, 458. — Th. St. bei G. St. I, 71—72.

[2]) Vgl. zu folgendem: Die Armesünderglocke, bei G. St. II, Anh., bes. 248—251. — Fr. Böhme in: IX, Anmerkungen, 239. — J. Laß a. a. O. I, 38, II, 99—100, 106; Sammlung Husumscher Nachrichten Zweyter Fortsetzung 8 Stücke. Flensburg 1752, (III), 111. — R. Haupt a. a. O. III, 30—31.

Kirchenglocken — hinter einer schmalen Turmluke, . . nach Norden" läßt der Dichter das Husumer Armesünderglöcklein hängen. Es sei „in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts — — durch einen Sturz auf den Boden des Turmes — — zu grunde gegangen." Dann hat der Gießer Armowitzer eine fein und lieblich läutende und doch weit tönende Glocke gegossen. Die „hat nicht innerhalb des Turmes, sondern unter einem Dächlein draußen an dessen Mauer, aber wiederum gen Norden — — und oberhalb der schmalen Turmluke gehangen."

Schon 1569 war zu Husum „eine Glocke auf der Norderseite des Thurmes und zwar außerhalb angehenket". Nach dem zerstörenden Sturm des Jahres 1602 aber wurde sie in die neue Turmspitze hineingehängt. Diese Glocke hat Johan Hinrich Armowitzer, als sie geborsten war, umgegossen.

Einen „zugewanderten Handwerksgesellen" nennt Storm den Vater des Franz Armowitzer. Als er „bei dem städtischen Rate und Glockengießer seit vielen Jahren in fester Arbeit stand", heiratet er, vertrauend auf seinen Meister und sein eigenes Können. Armowitzer eigentlich, nicht der Meister Marten Peter, soll jene beiden wunderbar klangreichen Glocken der Umgegend gegossen haben.

Im Jahre 1729 ist der Glockengießer Johan Hinrich Armowitz als Nachfolger des verstorbenen Gießers Asmus Asmussen zu Husum Meister geworden und ihm „das speciel Privilegium um das Glocken Giessen" in den Herzogtümern Schleswig und Holstein erteilt. 1750 ging er nach Lübeck, wo er schon früher gewohnt und sich 1724 verheiratet hatte. Den Gießer Martinus Petrus hat es

wohl nicht gegeben. „Verbum Domini manet in aeternum. Me fudit Johann. Heinr. Armowitz. für Ostenfeld. Lübeck. Anno 1751.“ steht auf einer damals umgegossenen Ostenfelder Glocke.

Als im neunzehnten Jahrhundert [1]) der Reisende dicht vor der Stadt den stumpfen Turm Husums am Horizonte erblickte und man den Gottesdienst in der Kapelle des St. Jürgenstiftes hielt, da erzählte die alte Hansen dem Knaben von der vergangenen Zeit. Sie habe ihn, wenn er bei ihr war, „wohl ein jetzt selten gewordenes Bild der alten Kirche nachzeichnen“ lassen und — „das war ihr Lieblingsthema — von der Bilder- und Altarpracht der alten Kirche“ ihm erzählt. **Die alte „Hansen“ und die Husumer Kirche.**

Der Kirchturmhahn der Husumer Kirche [2]) blinkt „in rothem Frühlicht“ in „Aquis Submersus“. Das war „anno 1666“. Vielleicht auch in Hinsicht auf die Schicksale des Kirchengebäudes hat der Dichter dieses Jahr gewählt, denn schon 1669 wird die Turmspitze keinen Wetterhahn mehr getragen haben. Der in den Jahren 1506—1507 erbaute Kirchturm war 93 Meter hoch. 1602 warf der Sturm seine Spitze in der Ausdehnung von 24 Metern herab. Statt ihrer wurde im Jahre 1604 eine etwas höhere, aber weniger schöne Spitze gebaut. Als der Blitz sie 1669 entzündete, erhielt der Stumpf erst 1731 eine nur 3½ Meter hohe Bedachung. **Der Kirchturm in „Aquis Submersus“.**

---

[1]) Vgl. zu folgendem: In St. Jürgen, II, 4—5, 7, 44.

[2]) Vgl. zu folgendem: Aquis Submersus, III, 261, 273. — J. Laß a. a. O. III, 14—15. — R. Haupt a. a. O., 454—458. — F. Posselt a. a. O., 329. — M. Holmer, Feuer-Predigt. Schleswig 1669, bes. „An den Leser“, 3.

Das Kirchen-innere in „Renate".

Die einzige Schönheit und Poesie des Kircheninnern erleben wir mit „Josias" in der andern Husumer Chroniknovelle, und wir schauen ihren Raum, als habe Storm selbst als Knabe die Kirche gesehen [1]).

Es war eines Sonntags Anno 1700, als Josias von seinem Kirchdorf zu seiner Lateinschule in die Stadt zurückkam. Am Markt „stunden schon die Giebel der Häuser dunkel gegen den Abendhimmel, und war — — eine große Stille auf der Gassen; nur aus der alten Kirche hinter den Lindenbäumen tönete ein sanftes Orgelspiel." Der Junge geht in die Kirche und lauscht der wunderbaren Musik. Das Dunkel umhüllt ihn. Aber in das Dunkel hinein spielen „die lieblichen Tongänge der Flöten und Oboen gleich sanften Lichtern", und ihm ist, als flögen des Altarbildes Engel zu ihm herab, ihn deckend mit ihren goldenen Flügeln. Doch will dann nicht der Tod seine Hand strecken nach dem lieben Knaben und wieder ein Engel ihn erretten? Aber es ist ja kein Engel, es ist nur ein lieblich, dunkeläugiges Mägdlein; der Knabe weiß nicht, ob seine „Engelgedanken" geistlich oder weltlich sind, und in sein vierzehnjähriges Herz zieht leise die Liebe.

Unter der „sogenannten Mutterlinden" gelangt Josias in das Schiff der Kirche. Dieser Eingang ist auch vielleicht durch die schwere Vordertür — soll es wohl nicht Nordertür heißen? — bezeichnet, in welcher der große Schlüssel rasselt. Die Südertür läge dann gegenüber. Nach Westen geht es durch die Turmtür hinaus, dort war wohl auch in dieser Kirche die herrliche Orgel angebracht. Ein alter

[1]) Vgl. zu folgendem: Renate, V, 7—13.

Taufstein steht „unter dem Thurm". Im Osten schmückt ein Gemälde den Altar, zur Seite des Gekreuzigten schweben zwei Engel mit goldenen Flügeln. Neben dem Altar und wohl am Ende des Mittelsteiges steht das „mächtige Reiterstandbild des St. Jürgen mit dem Drachen, so eigentlich dem Gasthaus angehörte". Grimm ist das Antlitz des Reiters, und unter den Hufen des bäumenden Hengstes sperrt der Drachen seinen Schlund auf. Das Bild ist aus Holz geschnitzt, die Lanze des Ritters ist aus Stahl. Alte Mönchsgestühle befinden sich an der Nordseite; durch viele Epitaphien mit Bildern und Figuren ist „diese gewaltige Kirche" geziert. Wohl der Südertür gegenüber hängt an einem Pfeiler, an dessen Fuß der Bürgermeister Herfort begraben liegt, sein großes Epitaphium; der Tod, als Gerippe geschnitzt, kriecht wie eine ungeheure Spinne zu seinem Bilde empor. Unheimlich muß es wohl des Abends in der Kirche gewesen sein, wenn „der Schlag der Thurmuhr dröhnend in den weiten Raum hinunter hallte" oder der Mond durch die hohen Fenster wunderbare Streiflichter warf.

Das wirkliche Kircheninnere.

Schon Laß, dann aber auch Beccau haben uns von der alten Kirche erzählt [1]. Als die Reformation ihren Weg nach Husum fand, hat vor der Kirche „unter einer Linde, die Tochter genannt, an der Südseite des Kirchhofes" Hermann Tast der Zuhörermenge gepredigt.

---

[1] Vgl. zu folgendem: J. Laß a. a. O. I, 7, 41, 110, 156—163. — Ch. U. Beccau a. a. O., 63, 64, 169—170, 174—177, 180—181. — U. A. Christiansen a. a. O., 88—89. — R. Haupt a. a. O. I, 457—460. — Lichtdrucktafeln hint. S. 450 u. 508. — F. Posselt a. a. O., 297. — M. Voß, Die Innungen und Zünfte in Husum, Husum 1896, 44—47, 115, 45 u. 51 (Abbildungen). — Von heut und ehedem, III, 175—176.

Eine andere Linde, „mit dem Namen der Mutter", befand sich noch zwei Jahrhunderte später „an der Norderseite des Kirchhofes". Kostbar und sehr gerühmt ist die von Herzog Adolf 1573 der Kirche geschenkte Orgel. Zu dem reichen Schmuck der Kirche gehörten zwei Bilder der Kreuzigung Christi, auf einem „Höllenbild" an der südlichen Kirchentür war ein Engel dargestellt, der ein Buch „aus der Luft" in den Händen hielt. Wohl trug auch der Altar um 1700 ein Kreuzigungsbild, aber jenes berühmte holzgeschnitzte Altarblatt, dessen spätere traurige Geschicke auch der Dichter uns erzählt hat; zur Seite des Gekreuzigten hängen die beiden Schächer. Auf dem Altarblatt der Kirche zu Hattstedt schweben zwei Engel zu seiten des gekreuzigten Heilandes. Als „Taufstein" wird jenes messinggegossene Barockwerk erwähnt, das noch in die neue Kirche hinübergerettet wurde.

Das „Bild des Ritters St. Jürgen in voller Rüstung im Kampf mit dem Drachen, eine Bildhauerarbeit, — — möchte dem Gasthause, als einem dem St. Jürgen geweihten Stifte gehört haben". Das vorzügliche Werk ist wahrscheinlich von Brüggemann gefertigt, es wird heute in Kopenhagen aufbewahrt.

M. Voß gibt in einem seiner Husumer Bücher eine Abbildung des unbemalten Reiterstandbildes. Gar gewaltig sind Ritter und Pferd, doch ist der Schlund des Drachens nicht grimmig aufgesperrt. Vielleicht erinnerte sich der Dichter an das Siegel des Gasthauses, das den Drachen mit weit geöffnetem Schlunde zeigte.

Unter den vielen Gemälden und Epitaphien wird ein Epitaphium des Bürgermeisters Herfort nirgends genannt, das wunderbare Werk mit der seltsamen Ver-

körperung des Todes gestaltete wohl des Dichters Phantasie. Bürgermeister Aegidius Herfort ist nach Laß im September 1603 gestorben.

Ein Bild aber, das Storm mit dem Goldgewebe der Dichtung überzog, kennen wir aus Laß' Chronik und der Stadtgeschichte Beccaus, ein Lazarusgemälde aus dem siebzehnten Jahrhundert. Storm hat hier wohl aus Laß' Angaben geschöpft.[1]) Das Bild ist die Auferweckung Lazari mit der Unterschrift: „Dem Ehrbaren Jens Topiesen, der d. 1 Nov. 1642. seeliglich in Godt entschieden /und alhier begraben/ sezet seine hinterlassene Witwe Dorothea Jensens diese Grabschrift zur freundlicher und schuldiger Gedächtnisse 1642. sie ist gestorben 1669. ihres Alters 98 Jahr." **Das Lazarusbild in „Aquis Submersus".**

Im Jahre 1666 erst kommt Johannes nach Husum, da ihm „von einer reichen Brantweinbrenner-Wittwen . . der Auftrag worden, die Auferweckung Lazari zu malen, welches Bild sie zum schuldigen und freundlichen Gedächtniß ihres Seligen, der hiesigen Kirchen aber zum Zierrat zu stiften gedachte, allwo es denn auch noch heute über dem Taufsteine mit den vier Aposteln zu schauen ist". Zu der Zeit ungefähr, als der junge Josias die Husumer Kirche sah, schreibt Johannes aus seinen Lebenserinnerungen nieder. Jener Taufstein, den in Wirklichkeit vier Evangelisten tragen, ist uns hier näher gekennzeichnet.

„Den hiesigen Tauf-Stein mit den 4 Evangelisten" nennt ihn Laß, 1643 hat ihn Markus Lüders verfertigen und „der Kirche zur Zierde setzen lassen".

---

[1]) Vgl. zu folgendem: J. Laß a. a. O. I, 110, 160. — Aquis Submersus, III, 261—263, 287.

Die Witwe verlangt, „der auferweckte Mann solle das Antlitz ihres Seligen zur Schau stellen", Herr Johannes aber hat die Züge des edlen Herrn Gerhardus in des Lazari Angesicht hineingetragen. Ein Wellenblinken nur war auch Herrn Johannes' Menschenleben im ewigen Fluten der Zeit, er wird vergessen, auch in seiner engeren Heimat. „Des großen Lazarusbildes thut zwar noch die Chronik unserer Stadt Erwähnung, das Bild selbst aber ist zu Anfang dieses Jahrhunderts nach dem Abbruch unserer alten Kirche gleich den anderen Kunstschätzen derselben verschleudert und verschwunden. — Aquis Submersus."

„Aquis Submersus." Das gilt auch von der schönen und gewaltigen Husumer Kirche mit ihrer Pracht, die der Dichter noch einmal vor unseren Augen entstehen ließ, als er die Gestalten von Josias und Johannes zum Leben erweckte.

Gestalten aus „Renate".

Die echte örtliche und zeitliche Färbung tragen diese Novellen. Die Berennung der Finkenhausschanze erwähnt der Chronist, die mit Namen genannten Personen sind der wirklichen Husumer Geschichte entnommen [1]). „Ein sanftes Orgelspiel" hat Josias an jenem Sonntagabend aus der alten Kirche gehört. „Ich wußte wohl, es sei der Organiste Georg Bruhn, des noch berühmteren Nicolaus Bruhn Bruder und successor, der es liebte, in den Schummerstunden nur für sich und seinen Gott seine meisterliche Kunst zu üben."

Der feine Josias liebt die Musik. „Schon als Knabe

[1]) Vgl. zu folgendem: Renate, bes. V, 7—8, 12—13, 20, 22, 32, 36.

hatte er zu den auserwählten Schülern gehört, welche dem derzeitigen Husumer Cantor Petrus Steinbrecher vor der Frühpredigt assistierten und „zur Ehre Gottes und zur Erweckung eines jeden Christen Devotion‘ von der Orgel in die damalige gewaltige Kirche hinab das Te Deum laudamus mitgesungen."

Albert Carstens war Küster in jener Zeit, viel bedeutender als nur ein Hüter der Kirche. Ein redefertiger Neuerer und Schwarmgeist ist dieser Mann. „War mir .. bewußt, daß selbiger Carstens, als derzeit noch ein studiosus, — — gar heftig gegen den exorcismum geredet, auch ein alt mandatum, so die Gottorpischen Calvinisten im vorigen saeculo zu Wege gebracht, wieder vorgekramet habe, wonach es in der Taufeltern Belieben war gestellet worden, ob sie den Antichrist in ihrem Kinde wollten beschworen haben oder nicht. Deß hatte mein Vater — — große Noth gehabt."

Der Diakonus von Schwesen hat sich Entbehrungen auferlegt, damit sein Sohn „auf die lateinische Schule zu Husum" kommen konnte, „welcher derzeit der treffliche Nicolaus Rudlof als Rector vorstund".

Teure Zeiten waren es ja um 1700; „denn es kostete dazumal noch die Last Gerste hundert und der Weizen mehr denn hundertundfünfzig Thaler." Und eine magere Pfarrstelle nur war das Diakonat zu Schwesen. Der Kapellan mußte „seine dürftige Einkünfte, als mehrentheils an Butter, Korn und Fleisch, von Haus zu Hause einsammeln und überdies zu seinem Predigtdienst auch noch die Schule halten".

Einträglicher für Josias' Vater ist dann das Pastorat zu Schwabstedt, in dem auch Josias 1707 als ordinierter

Adjunktus seines Vaters waltet. Dreißig Jahre später lebt er als „emeritus“ im Dorfe Ostenfelde „bei dem pastor loci“, seinem „lieben kerngesunden Vetter Christian Mercatus“.

Männer des alten Husum.

Die alte Husumer Chronik erzählt uns von jenen Männern und von den Pfarrämtern zu Schwesing und Ostenfelde [1]). Im wesentlichen hat der Dichter sich an die wirklichen Zeitdaten gehalten. Im Jahre 1701 wurde Albertus Carstensen Küster der Husumer Kirche, seine Bestallung vom 2. November 1701 ist bei Laß uns überliefert. Zu seinen Amtspflichten gehört, daß er „die Kirche zu rechter Zeit auff und zuschließen“ soll. Als eines tüchtigen Lehrers wird bei Laß „des derzeitigen beliebten Küsters und Klosterpredigers“ gedacht, bis 1717 hat Albert Carstens in Husum gelebt.

Über den Exorzismus schreibt Laß zum Jahre 1737: „Um den Exorcismum oder die Beschwöhrung rc. bey der Tauffe abzuschaffen / wurde alle Mühe angewendet: allein da viele Eltern sich nicht entschliessen wolten ihre Kinder ohne Beybehaltung dieser Formul tauffen zu lassen; so selbsten wurde es denen Eltern freygestellet / daß sie diese Formul bey der Taufe ihrer Kinder adhibiren oder nach Belieben weglassen möchten.“

Der Organist Georg Bruhn war seit 1697 der Nach-

---

[1]) Vgl. zu folgendem: J. Laß a. a. O. I, 12—13, 15, 145; II, 1, 3—4, 106, 123, 166—167, 177, 183, 201; III, 101, 105—107, 113—114. — Ein Zweyfaches Zwey-Hundert-Jähriges Jubel-Gedächtnis — — Dem beygefüget ist I. Eine Zwey-Hundert-Jährige Husumische Kirchen- und Schul-Historie — — Von M. Johanne Melchiore Krafften, Past. Prim. — — Hamburg 1723, 317—318, 339—340, 361.

folger seines Bruders Nicolaus, fast fünfzig Jahre hat er seines Amtes gewaltet.

Schon vor Nic. Bruhns Tätigkeit ist Petrus Steinbrecher Kantor geworden, 1687—1702 hat er in Husum gewirkt. — Der Musikliebe Petrus Steinbrechers gedenkt auch Krafft, der alle diese Husumer Persönlichkeiten erwähnt. Doch spricht in „Renate“ der Dichter eigentlich von der Gesangspflege des späteren Kantors von Essen, an Laß' Stadtgeschichte sich anlehnend. In Essens Bestallungsurkunde vom Jahre 1742 wurde dem neuen Kantor vornehmlich die musikalische Ausbildung der Jugend zur Pflicht gemacht. Er sollte „so dann auch in der Kirchen / an denen Sonn- und Feyer“-Tagen die vorgeschriebenen Lieder des Gesangbuches singen lassen. „Vor der Frühpredigt“ aber mögen „introducirter massen“ ein „Morgen-Gesang und das Te Deum laudamus Herr Gott dich loben wir / zur Ehre GOttes und zur Erweckung eines jeden Christen Devotion“ gesungen werden. Was „das Singen vor denen Früh-Predigten betrifft / dazu sollen Ihme aus der 5ten Clasſe tüchtige Knaben zur Beyhülffe zugeordnet werden.“ — Sehr eng hat sich Storm hier an den Chronisten angeschlossen. Eine der wenigen einzeln aus Josias' Manuskript zitierten Stellen ist wörtlich aus Laß herübergenommen, dem der Dichter auch inhaltlich hier durchaus folgt.

Erst 1712 ist Joh. Nic. Rudloff Rektor der „Lateinischen Schule“ geworden, bis zum Jahre 1727 hat er gelebt.

Zu Beginn des zweiten Buchteiles verzeichnet J. Laß die Lebensmittelpreise „zum Ausgang des abgewichenen Seculi“. Es kostete damals „der Last Gersten 100 Rthlr.“ und „der Last Waizen 180 Rthlr.“ Zu „Schwesing oder,

wie es in alten Zeiten auch geschrieben Schwesen" muß der „Capellan oder Diaconus . . an dem 3 ten Sontage" predigen, „die Schule alda halten / in der Kirche singen / seine jährliche Einkünfte aber Hauß bey Hauß mehrentheils an Butter / Korn / Grüz / Fleisch / Würste / Gänse 2c. einsamlen".

Die Schwesinger Geistlichen hat Laß in diesem Abschnitt dann verzeichnet. Da aber 1737 die Kirchenbücher verbrannt sind, fehlen einige Namen und Zahlen in diesem Verzeichnis, und gerade für das letzte Viertel des siebzehnten Jahrhunderts muß Laß die seit 1572 scheinbar vollständige Reihe der Diakonen durch ein lückenbüßendes „N. N." unterbrechen.

Mit Absicht, glaube ich, hat der Dichter an diese Stelle des wirklichen zeitgeschichtlichen Hintergrundes die durch seine Phantasie geschaffene Gestalt von Josias' Vater treten lassen. Der Vetter des Pfarrersohnes, der Prediger zu Ostenfelde, ist wieder eine Laß bekannte geschichtliche Persönlichkeit. „David Christian Mercatus aus Berlin, wurde Pastor 1718. Ostern / starb 1739. den 8ten October, da er 20 Jaare Pastor gewesen/unter des Artztes Hand zu Melldorff in Dithmarschen im 49 Jahre seines Alters." Mercatus sollte „vieles in Kirchen-Sachen ändern" und „vieles gutes in Hinsicht des äußerl. GOttes-Dienstes" stiften. Es waren einige bauliche Neuerungen im Innern der Kirche, und „er brachte es dahin, daß die Gemeine ihre Bibeln mit zur Kirchen nahme, selbige unter der Predigt aufschluge, viele Mißbräuche abschaffete, auch bey Beichten, communiciren, Leichen-Proceßionen u.w. gute Ordnungen anfinge."

Auf den scheinbar so lebendigen und schroff handeln-

den Pastor Christian Mercatus zu Ostenfelde übertrug Storm, was ihm die Jensensche Quelle zu „Renate" von dem älteren Predigerbruder überlieferte, farbig sein Bild ausgestaltend [1]). Für die Gestalt von Josias' Vetter hat sich der Dichter am engsten an jenen Abschnitt aus Jensens Predigergeschichten angeschlossen. Schon Schütze hat auch diese Stelle aus der Quellenerzählung angeführt. „Jeder scheute sich, die aufflammende Heftigkeit jenes Mannes hervorzurufen, von dem erzählt wird, daß er selbst vor dem Altar den Frauen, die, wenn sie Trauer hatten, nach damaliger Sitte ganz in schwarze wollene Decken eingehüllt waren, diese Decken zurückschlagen und sagen konnte: Weg damit, sobald er sich bei Darreichung des Brotes und Kelches dadurch behindert sah. Wenn seinem Willen nicht zuwider geschah, war er leutselig und munter." Die beiden Brüder leben in freundlichem und anregendem Verkehr miteinander. So erzählt Jensen im Volksbuche für 1850, im ersten Abschnitt seiner Predigerbilder: „Josias'" Vetter Christian Mercatus.

„Der derbe aufbrausende pastor loci" wird Josias' Vetter von dem Erzähler, dem jüngeren Prediger genannt, mit dessen Namen Andreas Jensen Storm seinen Gewährsmann in die Novelle einführt. „Noch sehe ich unter den Abendmahlsgästen die leidtragenden Frauen vor dem Altare, welche nach damaliger Sitte bis über das Kinn in schwarze Decken eingehüllt waren; und wie der Onkel Pastor der einen mit den durch die ganze Kirche hin ver-

[1]) Vgl. zu folgendem: Jensen, Bilder aus dem Predigerleben der Vorzeit, 10—14, bes. 12—13. In: Volksbuch auf das Jahr 1850 für Schleswig, Holstein und Lauenburg, herausgeg. v. Karl Biernatzki (7. Jahrg.), Altona. — P. Schütze, 222—223. — Renate, bes. V, 69—70, 72—73.

nehmlichen Worten: ‚Weg, weg damit!‘ die Decken voll Ungeduld zur Seite riß, indeß er mit der anderen Hand den Kelch emporhielt.“ Ganz wie in Jensens Bericht leben die beiden Verwandten in guter Eintracht. Für das Wesen seines orthodoxen Christenglaubens mit allen seinen damaligen Vorurteilen trat „der Ostenfelder Pastor — — im zornigen Bewußtsein eines wohlgerüsteten Kämpfers“ ein, der Onkel Josias aber gleichwie „in schmerzlicher Ergebung“. In keinem innigen Verhältnis steht die Gemeinde zu ihrem Pastor. „Denn Alle haben des Mannes aufflammende Heftigkeit gefürchtet, und Alle haben den Onkel Josias lieb gehabt.“

Petrus Goldschmidt.

Christian Mercatus hat etwas von der kräftigen Natur des Petrus Goldschmidt. Wie seine Gewaltsamkeit die sanftere Art von Josias' Vater nur deutlicher hervortreten läßt, steht in um so hellerem und milderem Lichte der zarte Herr Josias, neben der düster und dann auch wieder greller beleuchteten Gestalt seines Vetters.

Mit den Angaben Storms über Goldschmidt stimmen seine Lebensnachrichten in Jöchers Gelehrtenlexikon und bei Laß im wesentlichen überein [1]). Schon seit 1691 war Goldschmidt Prediger zu Sterup in Angeln, von wo er sich zur Diakonenwahl in Husum ohne Erfolg präsentieren ließ. 1707 wird er Prediger — noch nicht Superintendent — zu Güstrow, 1709 aber Pastor und Superintendent zu Parchim. Doch schon 1711 wurde der ehedem viel-

[1]) Vgl. zu folgendem: Kulturhistorische Skizzen, bes. IX, 104–112. — Renate, bes. V, 38—42, 54, 71. — Christian Gottlieb Jöcher, Allgemeines Gelehrten-Lexicon, Leipzig 1750. Zweyter Theyl, Spalte 1058/59. — J. Laß a. a. O. II, 13—14. — F. Böhme in: Anm., IX, 236.

berühmte Herr wegen Simonie seines Amtes entsetzt. Seine Bewerbung um das Pastorat an der Stiftskirche zu Hamburg war dann wieder vergebens, und im Jahre 1713 soll Petrus Goldschmidt als „ein Schenck-Wirt in der hamburgischen Nachbarschaft", wie Mercatus in großen Schulden, gestorben sein.

Geschichtliches in „Aquis Submersus".

Noch lebendigen Handelsverkehr hat Husum im siebzehnten Jahrhundert [1]). 1588 hatte Herzog Philipp den Husumern das Privileg erteilt, „daß ausser den — — Jahr Märckten kein Gast mit Gast oder Fremde mit Fremden auf den ordentlichen Wochen Marcks Tagen handeln / sondern den Einwohnern in alle Wege erst der Vorkauf verbleiben solte." Im Jahre 1611 aber wurde neben neuen Bestimmungen über die „Brüchgelder" vom Herzog Johann Adolf festgesetzt, „daß Gast mit Gast handeln / dahero am Wöchentl. Donnerstages Marckte / der Usance gemäß ein Fremder von 8 bis 12. Uhr — — verkaufen — — könne." Gerade ein Jahrhundert später wurde das Verordnete wieder rückgängig gemacht.

Der Maler Johannes schaut das bunte Bild des Marktes im Jahre 1666. „Es war ein Donnerstag und noch zur Stunde, daß Gast mit Gaste handeln durfte, also daß der Stadtknecht mit dem Griper müßig auf unseres Nachbarn Beischlag saß, maßen es vor der Hand keine Brüchen zu erhaschen gab."

Doch schwer ist das Gemüt des Malers, denn fern liegen die Tage des seligen Beisammenseins mit Katharina,

---

[1]) Vgl. zu folgendem: J. Laß a. a. O. I, 69—70, 85, 93, 156; II, 31. — Aquis Submersus, bes. III, 227, 263.

mögen auch fünf Jahre erst dahin sein. Kamen damals die ruhigen Abendstunden über Herrn Gerhards Schloß, so saßen wohl der alte Dieterich und Herr Johannes in dessen Torhauskämmerlein, „und ließ ich mir, gleichwie in der Knabenzeit von ihm erzählen. Er rauchte dann wohl eine Pfeife Taback, welche Sitte durch das Kriegsvolk auch hier in Gang gekommen war," und redete von den Drangsalen der früheren Einquartierungen.

Auch hier ist wieder Laß heranzuziehen. Als am 1. Juli 1629 Friede zwischen dem Kaiser Ferdinand II. und dem König von Dänemark „in Husum durch den Herold an allen Ecken ausgeblasen" war, verließen auch die „6000 Mann Kayserl. Soldaten / so zum ersten alhier Toback gerauchet / hatten . . Husum". Durch verstärkten Druck hat Laß hier gekennzeichnet, was ihm besonders wichtig erschien. „Den Rauch-Toback machten die Kayserliche Soldaten bekant" sagt er an einer anderen Stelle.

Personen in „Aquis Submersus": Titus Axen.

Um jenes Lazarusbild zu malen, ist 1666 Johannes nach Husum gekommen [1]. „Daneben wünschte auch der Bürgermeister, Herr Titus Axen, so früher in Hamburg Thumherr und mir von dort bekannt war, sein Conterfey von mir gemalet." Doch konnte Johannes „das Bildniß des Herrn Titus Axen . . wegen eingetretenen Siechthums desselbigen nicht beginnen". Ganz erwünscht ist ihm deshalb der Auftrag des Pastors auf dem nördlichen Dorfe.

1661 war Titus Axen Husumer Bürgermeister ge-

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Aquis Submersus, bes. III, 261, 264 bis 265. — J. Laß a. a. O. I, 108.

worden; Laß erzählt uns von ihm. Den 31. Juli 1629 war seine „Erwehlung und investitur zum Thum-Herren" gewesen. Er hatte dann am 1. April 1641 „sein Canonicat zu Hamburg resigniret/und die ihm zu Husum angetragene Rahtsverwandten-Stelle angenommen". Schon am 2. Februar 1662, also vor Johannes' Husumer Aufenthalt, ist Titus Axen gestorben.

Der Stadtsekretär in „Aquis Submersus".

Schon durch seine anderen Husumer Aufträge hat Johannes [1]) „für eine lange Zeit allhier zu schaffen — —. Mein Losament aber hatte ich bei meinem einzigen und älteren Bruder, der seit lange schon das Secretariat der Stadt bekleidete". Das Eckhaus am Markte mit der tiefsinnigen Inschrift hat der Dichter ihn bewohnen lassen. Ein im Amte geplagter Mann muß er gewesen sein. Johannes erzählt, wie wohl der Bruder „erst spät am Nachmittage" nach Hause kam. „Denn ein Ehrsamer Rath hatte dermalen viel Bedrängniß von einer Schinderleichen, so die ehrlichen Leute nicht zu Grabe tragen wollten." Doch „eines Abends nach vollbrachtem Tagewerke" hat Johannes eine stille Plauderstunde mit seinem Bruder. Späte Stunde wird es, und sie gedenken wehmütig der Vergangenheit.

Lustige Leute kommen über den Markt, die sich auf die Hexenverbrennung des andern Morgens vergeblich gefreut haben. „‚O weh!' sprach mein Bruder; ‚den trübet, was mich tröstet'." Daß die Hexe im Kerker vorher erlöst worden, meint Johannes, ist „vielen Leuten gleich einer kalt gestellten Suppen", auch der „Buchführer-

[1]) Vgl. zu folgendem: Aquis Submersus, bes. III, 261—62, 265, 270—272.

Wittwe Liebernickel, so unter dem Thurm der Kirche den grünen Bücherschranken hat. — — Ich aber, und mit mir mein viel lieber Bruder, hatte so meine eigenen Gedanken von dem Hexenwesen;" es freut ihn, „daß unser Herrgott — — das arme junge Mensch so gnädiglich in seinen Schoß genommen."

Doch dem Leichnam muß sein Recht geschehen, und „mein Bruder, welcher weichen Herzens war, begann . . der Pflichten seines Amts sich zu beklagen." Er hatte ja das Urteil zu verkünden und seiner Vollziehung beizuwohnen. Es schneidet ihm „schon itzund in das Herz — — das greuelhafte Gejohle" der herzulaufenden Menschen.

Augustus Giese.

Eine wirkliche geschichtliche Persönlichkeit [1]) ist hier wohl dem Dichter im Gedächtnis gewesen, der „Raths-verwandte und Fürstl. Gerichts-Secretarius Augustus Giese," der, „mit einem starken Drang zum christlichen Moralisieren behaftet," sich mit den „Ausarbeitungen nützlicher Schriften" in „Noth- und Liebesdiensten" beschäftigte. So erzählt Storm selbst in den „Kulturhistorischen Skizzen" von dieser Persönlichkeit, sich an Kraffts Worte, die nicht genau zitiert werden, anschließend. „Im Sinne der Humanität und Aufklärung" war der „Weh-Schreiende Stein" von Giese geschrieben, der Mensch scheint den Dichter gefesselt zu haben.

1620 war August Giese zu Husum geboren, seit 1637 hat er in Königsberg und Helmstedt studiert. Im

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Kulturhistorische Skizzen, bes. IX, 112 bis 122. — Fr. Böhme in: Anm., bes. IX, 237—238. — J. M. Krafft a. a. O., 256—267, bes. 258, 260. — J. Laß a. a. O. I, 8; II, 0. — Der Weh-Schreiende Stein — —. Hamburg 1687, bes. 114—120.

Jahre 1644 wurde er Gerichtssekretarius in Husum und zwölf Jahre später Senator. „Er ‚erlebete unter göttlicher Vorsorge die Zeit, wo er von allen äußerlichen Geschäften seines gehabten Amtsberufes dispensirt worden, um Gott in der Stille desto ungehinderter zu dienen'" und seinen Schriften sich zu widmen. Hier weiß er „mit der Behaglichkeit des Alters von den Mühseligkeiten seiner hinter ihm liegenden Berufsarbeit zu erzählen".

Gering sind nicht die Lasten seines Amtes gewesen, und am größten wohl war die Not, wenn einer von des Scharfrichters Leuten bestattet werden sollte. „‚Mir grauet noch dafür', sagt der Verfasser, ‚wenn ich an die Mühe und an die Sorge und an die Herzensangst denke, die der Rath darüber in den 38 Jahren, die ich im Amte gewesen bin, — — ausgestanden hat'." Bei dem „Leichtragen" hat der „Gerichts-Secretarius, der dabei nicht allein die Feder führen, sondern auch seinen andern Strang vollauf hat ziehen müssen, sich darüber ‚mannichmal selbsten, Gott weiß es, den Tod gewünschet'".

Der Ratsverwandte und Fürstliche Gerichtssekretarius Augustus Giese starb hochgeehrt im Jahre 1697. Unter den gelehrten Männern, welche „der Stadt Husum als ihrem Geburts-Ort zur ausnehmenden Zierde gereichen", erwähnt auch ihn der Chronist der Husumischen Nachrichten.

Witwe Liebernickel und „Johannes'" Vater.

Im Jahre 1687, an dem die Exekution der toten Margaretha Carstens statthatte, veröffentlichte August Giese seinen „Weh-Schreienden Stein". Storm selbst hat in den „Kulturhistorischen Skizzen" diese beiden Ereignisse in Beziehung gebracht. In „Aquis Submersus" ist die sonst gleiche Hexenaburteilung, der Johannes' Bruder

3*

beiwohnen muß, schon ins Jahr 1666 verlegt. Noch später als 1687 [1]), aber wieder eine geschichtliche Persönlichkeit, hatte in der Husumer Kirche die Witwe Liebernickel ihren Buchladen.

Noch 1698 ist bei G. Liebernickel in Hamburg Goldschmidts „Höllischer Morpheus“ erschienen. Es ist dann „durch den alzu frühen Todt des sel. Hrn. Liebernickels nicht schrifftlich abgefasset worden“, was zwischen den Husumer Ratsherren und „dem sel. Hrn. Godfried Liebernickel in Hamburg wegen des von Ihm in hiesiger Kirchen erbaueten Bücher-Schrancken wohl bedächtlich abgeredet“ worden. Aber seine Witwe ist den Buchhandel fortzusetzen gesonnen und schließt am 30. März 1707 einen Kontrakt „wegen des grün angestrichenen Bücher-Schranckens unter dem Thurm in der Husumschen Kirche“, den Laß im Hauptteil in ganzer Ausführlichkeit uns überliefert.

Im ersten Heft seiner Handschrift gedenkt Johannes an seinen „gar zu früh in die ewige Herrlichkeit genommenen Vater“. Mit dem hat Herr Gerhard zu Jena die Rechte studiert, und er war „meinem lieben Vater . . stets in Treuen zugethan geblieben, hatte auch nach dessen seligem Hintritt sich meiner verwaiseten Jugend — — angenommen.“

Des Husumers August Giese Vater war der Gerichtssekretarius Joachim Giese. So weit scheint der Dichter sich an die Stadtgeschichte gehalten zu haben. Im Jahre 1614 wurde nach Laß Joachimus Giese Sekretarius, 1641 Senator der Stadt Husum. Bei einer neuen „Schul-

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Aquis Submersus, bes. III, 172, 212—213, 217. — J. Laß a. a. O. I, 7, 96—97; II, 15—17.

Fundation" von 1632 wird der „damahlige geschickte und beliebte Stadt=Secretair Herr Joachimus Giese (der sich insbesondere die Aufnahme der Schulen angelegen seyn lassen)" erwähnt. Im Jahre 1645 ist Joachim Giese gestorben.

Im Jahre 1655 läßt der Dichter den jungen Johannes Abschied von Herrn Gerhardus nehmen, seinem väterlichen Beschützer. Der sprach noch „lange mit mir, als meines lieben seligen Vaters Freund". Dann reist Johannes über Hamburg nach Amsterdam. Ein Jüngling, etwa sechzehn oder achtzehn Jahre alt, war damals wohl der Maler Johannes. Ein früh verwaister Sohn des Joachim Giese könnte Ende der dreißiger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts geboren sein.

Johannes aber hat einen Beistand an seinem älteren Bruder [1]). Der Gerichtssekretär scheint für ihn zu sorgen, wie August Giese für seinen talentvollen Sohn, „dessen Ingenium gantz vortrefflich von Jugend auf gewesen, und auf alles sich appliciren konte, und auch Lust hatte. Dahero er es in allem, was er mit Ernst angriff, sehr weit brachte. — — So gar in der Schreib=Kunst gediehe er zu einem solchen Meister, daß auch zu Copenhagen in der Königlichen Welt=berühmten Kunst=Kammer ein Stück von ihm aufgehoben wird. Im Zeichnen gab er auch einen gantzen Meister ab," die auf der Akademie zu Kiel befindlichen Kupfer hat er mitzeichnen helfen. J. M. Krafft erzählt uns von dem jüngeren Joachim Giese, dem späteren Archidiakonus seiner Vaterstadt. Der jüngere Joachim Giese.

[1]) Vgl. zu folgendem: J. M. Krafft a. a. O., 265.

Geschichtliches in „Zur Chronik von Grieshuus".

„Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts [1]) und noch während eines Decenniums später saß zu Grieshuus" eine später verschollene Adelsfamilie. Wie Eekenhof scheint auch Grieshuus nur aus dem Nebel aufzutauchen, aber auch von Grieshuus führt ein Weg nach Husum. Auch in diese Novelle spielt die Husumer Zeitgeschichte hinein. Eines Tages ist der junge Hinrich eilends zur Stadt geritten und hat „vor dem Stadtthor angehalten. Als aber nach vielem Rufen ihm geöffnet worden, war auf den dunklen Gassen groß Gewimmel und Gejauchze; war doch am Nachmittage von gesammten Zimmerleuten aus Stadt und Amt der neue Galgen vor dem Osterthore in Präsenz des worthabenden Bürgermeisters aufgerichtet, und ihnen dann frei Bier in großen Tonnen vom Magistrat verabreicht worden." Da wollten die anderen Gewerke auch nicht zurückstehen.

Zum Jahre 1652 berichtet uns Laß aus „Tit. Axen Cämmerey-Rechnung" von der Aufrichtung eines neuen Galgens. Vom Amtschreiber war in Beisein des ersten Bürgermeisters das nötige Holz angewiesen worden, gefällt und auf die Gerichtsstelle gefahren. Gleich nachher, den 22. Oktober, „haben der worthabende Bürgermeister, Amtschreiber und alle Zimmerleute aus der Stadt und dem Amte auf der Gerichts-Stelle sich eingefunden, auch letztere zusammen, so bald als der Bürgermeister und der Amtsverwalter den ersten Hieb gethan, den Galgen zu rechte gemacht. Wobey

[1]) Vgl. zu folgendem: Zur Chronik von Grieshuus, bes. VI, 90, 94—95, 98—103, 135—137, 151—152. — J. Laß a. a. O. I, 115, 121, 123, 133—134, 145; III, 6, 7.

ihnen freye Kost und Bier im Felde gegeben worden.“ Wesentlich auch was Laß für wichtig hielt, hat Storm herübergenommen.

An dem Häuschen des Amtschirurgus hat der Junker seinen Rappen angebunden. Der Chirurgus war voll des süßen Trunkes, Hinrich aber hat nicht viel Federlesens gemacht. Bevor er ihn mit auf sein Pferd gesetzt, „hat er ihm den Mantel umgeworfen und den Hut aufs Haupt gestülpt: ‚Nun das Verbandzeug und das Apostalipflaster!‘“

Zum Jahre 1660, erzählt uns Laß, hat Herzog Christian Albrecht „die Articuln des Husumischen Barbierer-Amts“ von 1609 bestätigt. Zum „Meisterstück“ gehörte außer der Herstellung des grauen Pflasters, der verschiedenstfarbigen Salben und der Schärfung einiger Messer zuerst die „Verfertigung des Brunnen Apostali-Pflasters“.

Damals waren über die Lande um „Grieshuus“ die Greuel des „Polackenkrieges“ gekommen, der „Kornschreiber“ muß bitter die Kriegsnöte fühlen. Dem Dänenkönig „zu Hülfe überschwemmte fremdes Volk das Land: Kaiserliche und Brandenburger, am gefürchtetsten die Polen“. Das Jahr 1658 ist es gewesen, der Husumer Chronist hat von jener schlimmen Zeit geschrieben. „Weil .. König Carl Gustav im Aug. wiederum von Kiel zu Schiffe nach Seeland zu gehen sich resolvirte / kam um Michaelis die Kayserl. / Polnische und Brandenburg. Armee 24000 Mann starck / alhier ins Land.“

Im letzten Viertel des Jahrhunderts erregen die Irrlehren der Antoinette Bourignon die Gemüter in der Husumer Gegend, auch im Dorfe von Grieshuus. Die

Bourignon hat „drunten in der Stadt in eigenem Hause eine Buchdruckerei gehalten . ., um ihre thörichten Meinungen als Bücher ausgehen zu lassen". Ein Buch von ihr „führete den Titel: ‚Das Grab der falschen Theologie', und ist Anno 1674 auf dem Markt zu Flensburg durch den Scharfrichter verbrennet worden".

Ausführlich hat der alte Laß von der Schwärmerin berichtet. Antoinette Bourignon, „auf allerlei Irrwege hingeraffet;" hielt sich eine Zeitlang in Husum auf und „verfertigte unterschiedene Schriften / welche sie in ihrem Wohnhause — — (alwo sie eine eigene Buchdruckerey hatte) — — abdrucken lassen. Kaum aber hatte sie sich bemühet ihre thörichte Meinungen bekannt zu machen", ist ihr das Handwerk gelegt. „Von ihren Schriften / als Grab der falschen Theologie" und ähnlichen Büchern „sind unterschiedene zu Flensburg auf dem Marckte durch den Scharf-Richter d. 30 Maji 1674. verbrennet worden."

„1699 — — kam eine Bataillon Schwedischer Völcker vom Wellingischen Regiment alhier aus Bremen an / und nahmen . . ihr Quartier" in Husum. An Laß hat Storm sich auch hier angeschlossen. Es „langten schwedische Völker vom Wellingischen Regimente aus dem Bremischen an; dabei ein Oberst", er heiratet die Jungfer Henriette von Grieshuus.

Das Gefecht bei Hollingstedt in „Zur Chronik von Grieshuus".

Die Geschehnisse eines neuen Jahrhunderts kamen nun über Grieshuus. An einem 24. Januar aber, dem Unglückstage des Geschlechts, muß der junge schöne Rolf dann bald dahingehen [1]). Man hat die Umstände seines

[1]) Vgl. zu folgendem: Zur Chronik von Grieshuus, bes. VI, 173—176, 178—179, 182—183. — J. Laß a. a. O. II, 40.

Heldentodes bisher wohl für Dichtung gehalten, aber sie sind herübergenommen aus der wirklichen Geschichte des Landes.

Magister Bokenfeld erzählt von den traurigen Ereignissen des Januar 1713, wie der schwedische Feldmarschall Steenbock bei Gadebusch den Dänenkönig schlug und in das arme holsteinische Land ging. Er „zog plündernd und brandschatzend bis in unsere Gegend, und mußten die drunten in der Stadt zum Willkommen allsogleich fünfhundert Tonnen Viertḥalerbieres und fünfhundert Tonnen Brotkorn zu dessen Armee liefern. — — Junker Rolf zog mit in der Armee des schwedischen Feldmarschalls“, und seine Schwadron kommt durch die benachbarte Stadt. Alle Pferde nehmen dort die Schweden, so daß erst aus Grieshuus und mit dem Rößlein Falada der alte Wildmeister seinem Enkel zu Hilfe reiten kann. Es ist der 24. Januar, und „der Junker Rolf stehet mit einem Posten schwedischer Dragoner drunten an dem Flusse; er soll die Brücke halten, denn die Russen wollen dort hinüber“. Man hat ja gemeint, „das würd noch Tage ausstehen“. Aber noch in derselben Nacht sind die Russen gekommen und haben die schwedische Eskadron überfallen. „Ein Kampfgewühl jenseit der Brücken hat sich dann ergeben.“ Jenseits der Brücke, da ist der schöne junge Offizier den Reitertod gestorben.

Dem alten Chronisten Laß ist Storm in der Erzählung der Januarereignisse von 1713 gefolgt. „Nachdem nach der Schlacht bey Gadebusch die Schweden alhier ins Land gekommen, — — befahl — — General Feldmarschall Steinbock. daß die Husumer 500 Tonnen 4 Th. Bier und 100 Tonnen Rocken zu Brod / zu seiner

Armee liefern solten. Von der Schwedischen Armee — — kahmen unterschiedene in Husum ins Quartier. — d. 17. ej. Abends — — marschireten von der Schwedischen Armee ein Regiment Dragouner durch die Stadt und campirte auf der Arlewarter Heide. — — d. 18. dito kahm die ganze Schwedische Armee 14 biß 16 000 Mann starck an. — — Die Cavallerie von den Schweden war schlecht im Stande / es musten alhie wol gegen die 2000 Pferde angekauffet und sogleich bey den Regimentern vertheilet werden. — — Die Rußische Vor-Truppen kamen d. 24. ej. bey Hollingstett an / und als sie bey der Brücke alda Posto fassen wolten kam ein Schwedisches Commando mit ihnen im Gefechte. Von beyden Seiten blieben einige getödtet."

II. Die Familie Woldsen.

Von Wold Nommersen zu Friedrich Woldsen.

„Der erste zu ermittelnde Vorfahr der Woldsens [1]) war Woldt Nommersen, der im Kirchdorfe Padelack in der Südermarsch, 3 Kilometer südwestlich von Husum, wohnte, wo heute die Padelacker Hallig liegt. Von der großen Sturmflut im Jahre 1634 wurde das Dorf verschlungen," und es „kam auf einem Halligenschiff Einer ans Festland nach der Stadt Husum an der Westküste Schleswigs geschwommen; der hieß W o l d".

Da war „vernehmentlich Gottes Wort geprediget", und wir hören den Küster reden in „Aquis Submersus", ihn, der auch einst fast versunken wäre in den wilden

[1]) Vgl. zu folgendem: G. St. I, 15. — Nachgelassene Blätter, IX, 137—138. — Aquis Submersus III, 267. — J. Laß a. a. O. II, 211.

Fluten. Doch nun sind sie ruhig; „die Watten waren überströmet, und das Meer stund wie ein lichtes Silber. — — ‚Dort‘, sagte er, ‚hat einst meiner Eltern Haus gestanden; aber anno 34 bei der großen Fluth trieb es gleich hundert anderen in den grimmen Wassern; auf der einen Hälfte des Daches ward ich an diesen Strand geworfen, auf der andèren fuhren Vater und Bruder in die Ewigkeit hinaus‘.“

Wold Rommersen ging wahrscheinlich nach Husums Nachbardorf Rödemis, das auch dem jungen Storm Jugenderinnerungen geben sollte. Sein Sohn Ingwer — ebenso hieß dann wieder Theodors „Weihnachtsonkel“ — war Verwalter des herzoglichen Gutes Arlewatt, an das Storms „Grieshuus“ gedenken läßt. Ingwer Woldsens Sohn Christian Albrecht, der Agathe Petersen geheiratet hatte, war Simon Woldsens Vater.

Des älteren Simon Woldsen gedenkt der Chronist zum Jahre 1747. Am 19. Dezember 1747 hat man eingeführt den „zum Bürger-Meister in der Stadt Husum ernannten Hochansehnl. Kauf- und Handels-Mann Herrn Simon Woldsen“. Den 23. Januar 1765 ist nach dem Husumer Kirchenbuche Storms Vorfahr gestorben.

Doch erst Simons Sohn Friedrich war „der Bedeutendste dieses Geschlechtes, — — der letzte große Kaufherr, den die Stadt gehabt hat“.

Der alte Herr „Senator“ [1]), „einer der letzten größeren Kaufherren unserer Küstenstadt“, der bei seinem Reichtum

Friedrich Woldsen in „Die Söhne des Senators“ und „Im Saal“.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Die Söhne des Senators, VII, 283—284. — Beim Vetter Christian, III, 307, 320. — Nachgelassene Blätter, IX, 138. — Mörike-Storm-Briefwechsel, hrsg. v. J. Bächtold, Leipzig 1891, bes. 44. Br. St.s v. Nov. 1854. — Im Saal, II, bes. 307—309. — G. St. I, Einschaltbilder hinter 16 u. 48.

ein offenes Herz hat für seine Mitbürger, freigebig wie „Vetter Christian“ nach alter Familiensitte, hat wohl Züge des Senators Friedrich Woldsen. Auch er läßt „jährlich einen großen Marschochsen für die Armen schlachten“, wie der alte „Christian Albrecht Jovers“. Auch er ist hochangesehen in der ganzen Stadt, und bei Familienfeiern flaggen die Schiffe im Hafen, wie bei der Taufe von Christian Albrechts Sprößling, auch noch bei Vetter Christians Hochzeit. Und auch ihn wohl grüßten die Mitbürger „mit einer Art sorglicher Feierlichkeit, — — erwartungsvoll . ., ob bei dem Gegengruße ein Lächeln um den streng geschlossenen Mund sich zeige.“ — „Unter den Miniatur-Familienbildern — — an meiner Wand — — sieht auch sein Antlitz unter gepudertem Haar, mit dem strengen Zug um den Mund, noch heute auf den Urenkel,“ schreibt Storm vom Bilde seines Urgroßvaters.

Ein Mann aus hartem Holze, lebt er als Vater des milderen Simon — dort ist es sein Schwiegersohn — auch in der Novelle „Im Saal“. Es erzählt die Großmutter von ihm. „Er war ein strenger, accurater Mann mit militärischer Haltung, und seine schwarzen Augbrauen gaben ihm bei den weißgepuderten Haaren ein vornehmes Ansehen. — — Dein Urgroßvater — — schüttelte deinem Großvater die Hand. Er mußte ihm schon gut sein; denn er tat selten dergleichen. — — Am Abend durfte die kleine Barbara mit zu Tisch sitzen; der junge freundliche Mann hatte für sie gebeten. — — ‚Er ist ja ein alter Kindernarr, Er!‘ sagte der Urgroßvater; aber eigentlich war er selbst recht unvernünftig in sein kleines Mädchen verliebt.“

Friedrich Woldsen hatte ja „auch die freundlichen blauen Augen, die ihm von [Storms] Mutter und Groß-

mutter zugeschrieben wurden". Wir kennen jetzt aus eigener Anschauung das kleine Bild mit den freundlichen Augen, auch den Schattenriß mit dem strengen Munde und dem energischen Kinn aus dem Buche der „vereinigten freundschaftlichen Gesellschaft".

Friedrich Woldsen in „Von heut und ehedem".

In deren Kreise läßt ihn der Dichter vor uns stehen, mit allen Zügen seines Wesens, die des Dichters Phantasie aus der Anschauung des kleinen Bildes zur Gestalt des Urgroßvaters verdichtete [1]). „Ein alter Herr in dunkler Kleidung, mit feinem weißem Jabot, — — ein hochangesehener Kaufherr und Rathsverwandter dieser Stadt. Wenn unter den starken Brauen nicht die schönen blauen Augen gewesen wären, der strenge Mund hätte leicht ein junges Wesen zurückschrecken können." Doch Magdalene, sein Schwiegertöchterchen, auf die gerne Friedrich Woldsens dunkle Augen blicken, „wußte wohl, daß sie sein Liebling war" — wie „Barbara" in „Im Saal", des Urgroßvaters junge Tochter.

Zu scherzen auch versteht der ernste alte Herr. Doch das Töchterchen hat keinen Sinn für die „goldene Tabatiere". Wir sehen, wie der Dichter sich bei der Darstellung seines Vorfahren auch an ihm vertraute Dinge hält. Denn er selbst kannte noch „die große goldene Tabatière — —, einst ein Geschenk der Urgroßmutter an ihren Bräutigam". In „Unter dem Tannenbaum" erzählt er von diesem nur an Feiertagen gebrauchten Familienandenken seines Vaters, „nach des Urgroßvaters Tode eine Ehren- und Vertrauensgabe an ihn."

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Von heut und ehedem, III, 161, 166. — Unter dem Tannenbaum, I, 177.

Friedrich Woldsen in „Im Sonnenschein".

Ganz der strenge Vater und nüchtern rechnende Kaufmann ist Friedrich Woldsen in der Novelle „Im Sonnenschein", auch hier höchst angesehen in seiner bürgerlichen Stellung [1]). Fränzchen, des Urgroßvaters Tochter, und ihr Freund sind, der Zukunft gedenkend, im Garten beisammen. „In diesem Augenblick drang, in scheinbar unmittelbarer Nähe, vom obern Stockwerke des Hauses der Laut einer harten Stimme zu ihnen herüber." Des Urgroßvaters Schwiegertochter sagt später zu ihrem Enkel: „Ihr habt die harte Hand nicht über euch gefühlt; ihr wißt es nicht, wie mäuschenstille wir bei unsern Spielen wurden, wenn wir den Rohrstock unseres Vaters nur von ferne auf den Steinen hörten. — — Auch war sie [Fränzchen] die Einzige von den Kindern, die bei Gelegenheit mit dem Vater ein Wort zu reden wagte. — — Wenn der Vater im Zimmer war, sprach sie nur das Nothwendige, und wenn sie just gefragt wurde." Seiner jungen, schönen Tochter Liebe und die Berufsneigung seines feinen, stillen Sohnes haben unter seinem harten Willen verbluten müssen. „Der Enkel betrachtete das Bild des Urgroßvaters, und seine Augen blieben an den strengen Linien haften, die den starken Mund von den Wangen schieden. ‚Es muß ein harter Mann gewesen sein', sagte er."

Woldsensche Beziehungen in „Die Söhne des Senators".

Schwer zugänglich wie der Charakter Friedrich Woldsens ist auch der Friedrich Jovers' [2]). Storm wird auch

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Im Sonnenschein, I, bes. 316, 323—325. — G.St. I, 52.

[2]) Vgl. zu folgendem: Die Söhne des Senators, VII, 281 ff., 284, 307. — G.St. I, 15; II, 194—195. — Beim Vetter Christian, III, 289 ff. — Im Brauerhause, IV, 295 ff., 318. — Abseits, I, 215 ff. — Von heut und ehedem, III, 169.

an seinen Urgroßvater gedacht haben, als er diesen Charakter zeichnete. Und wie dem Dichter schon den Anlaß zu dieser Novelle ein überlieferter Familienstreit Friedrich Woldsens mit seinem Bruder Simon bietet, berichtet die Chronik von der Natur „des ruhigen und besonnenen Friedrichs".

Den Namen Friedrich behält der Dichter bei, Simon heißt hier wie der nächst jüngere Bruder Friedrich Woldsens und wie sein Großvater, der Ahnherr der jüngeren Husumer Linie, Christian Albrecht. Wir erinnern uns auch an den „Vetter Christian" und an den Brauer „Josias Christian Ohrtmann", an „Christian", den alten Freiheitskämpfer, und an seinen Sohn „Christian", alle Bürger des alten Husum.

Es ist eigenartig, wie Storm hier, wo er den einen Namen des Chronikberichtes umgestaltet, sich doch wieder an die Familienüberlieferung gehalten hat. Simon war der zweite Bruder Friedrich Woldsens, aus der zweiten Ehe Simons, mit Margarete Möller, stammend.

Wie Friedrich Woldsens Haus an der Westseite der Hohlen Gasse, liegt das Haus der Familie Jovers „inmitten der Stadt in einer nach dem Hafen hinabgehenden Straße". Von der Haustreppe schaut man „rechts die Straße hinab nach dem dort unten sichtbaren Theile des Hafens". Noch im Mittelpunkt der alten Stadt war auch das Haus von Storms Urgroßvater erbaut, „in der Gasse, die kaum hundert Schritte weiter von Norden her in den Hafenplatz ausmündet". Wie die übrigen alten Häuser sollte es der Straße seine Giebelseite zukehren.

Die Häuser der beiden feindlichen Brüder sind ja Nachbarhäuser gewesen. Sie wohnten dem späteren

Hause Simon Woldsens gegenüber, dort, wo an der Querstraßenecke eins dieser Häuser noch heute die Jahreszahl 1741 trägt. Damals lag „quer über die Straße, unweit der Wohnhäuser, . . der zum Streitobjekte gewordene Garten". Auf diesem Platz scheint nachher Friedrich Woldsen seinem Sohne das Haus erbaut zu haben.

Simon Woldsen in „Im Saal", „Im Sonnenschein" und „Von heut und ehedem".

Noch einen Eindruck empfing der kleine Knabe von dem Vater seiner Mutter, dem Senator Simon Woldsen [1]. „Der Großvater war in einem lichtgrauen Anzuge, und während er mit meinem Vater sprach, ließ er mich zwischen seine Beine durchlaufen." Von des Großvaters Antlitz ist Storm „keine Erinnerung geblieben, aber der empfangene Eindruck paßt gut zu dem Miniaturbildchen. — — Er ist darauf abgebildet mit gepudertem Haar, eine Haarrolle an jeder Seite, in weißem Halstuche und Krause".

Zu neuem Leben erwachte dem Dichter „der stattliche Mann mit dem liebenswürdigen jungen Antlitz", uns entgegenlächelnd in der Frühnovelle „Im Saal". Die Großmutter — im Gespräch mit dem Enkel — sieht es noch, wie der junge Mann „mit schlankem Tritt auf deinen Urgroßvater zuging" und ihm ein Schreiben „mit einer anmuthigen Verbeugung" überreichte. „Er war ein feiner junger Mensch mit sanften, freundlichen Augen, und der schwarze Haarbeutel stach angenehm bei den lebhaften Wangen und dem perlgrauen Tuchrocke ab." — —

[1]) Vgl. zu folgendem: Th. St. bei G. St. I, 36—37. — Nachgelassene Blätter, IX, 139—140. — Im Saal, II, 307—312. — Im Sonnenschein, I, 313, 323, 325—326. — Von heut und ehedem, III, 169—170. — Unter dem Tannenbaum, I, 197.

Innig und treu wie dieser „junge freundliche“ und sanfte, friedliche Mann war auch Storms Großvater Simon Woldsen.

In „Im Sonnenschein“ — hier heißt der Großvater Fritz, wie seine Schwester im Leben Fritzchen hieß — ist er „ein junger Mann in bürgerlicher Kleidung mit sauber gepuderter Frisur. — — Ein Ausdruck brüderlichen, fast zärtlichen Vertrauens zeigt sich in Beider Antlitz“, als er und der junge Offizier sich die Hände reichten. „Dein Großvater,“ sagt die Großmutter zum Enkel, „wäre am liebsten ein Gelehrter geworden, wie du es bist; aber die Firma verlangte einen Nachfolger.“ Der Angeredete „nahm das Bild des Großvaters von der Wand. ‚Das sind milde Augen‘, sagte er. — Die Großmutter streckte die Hände aus, als wolle sie aus ihrem Lehnstuhl aufstehen; dann ließ sie sie langsam in einander sinken. ‚Ja wohl, mein Kind!‘ sagte sie, ‚das waren milde Augen! Er hatte keine Feinde — nur Einen mitunter — und das war er selber‘!“. Und wir sind wieder im „Saal“. „Die Großmutter lächelte: ‚Du bist ein Phantast‘, sagte sie; ‚dein Großvater war es auch‘.“

So lebt der wunderbare Mann, beseelt von Stormischem Gemüt, in den Dichtungen seines Enkels, und wir fragen uns lächelnd, wer von den beiden dem andern mehr von seiner Seele gab.

Simon Woldsen „ist von vielen geliebt“, wohl „auch von vielen betrogen worden; denn er hatte nicht das kaufmännische Genie seines Vaters“. Dieser hat ihn als jungen Mann „zu seiner kaufmännischen Ausbildung die Handelsstädte Frankreichs“ besuchen lassen. Und der Bräutigam schrieb „entzückte Briefe über den milden Himmelsstrich

nach Hause". Damals weilte er wohl längere Zeit „in Marseille", und „auf den Promenaden von Bordeaux — — hatte er einmal die linde Sommernacht auf einer Gartenbank verschlafen". Als er nach mehrjähriger Abwesenheit in das stattliche, vom Vater erbaute Haus zurückkehrte, da hoffte er zu genießen, „in einer unzerstörbaren Ruhe die echten Freuden dieses Lebens."

Auch die seiner würdige Totenfeier, bevor er ruhen sollte in der alten, vom Vater angelegten Familiengruft auf dem St. Jürgenfriedhofe, hat der Dichter in „Im Saal" uns erzählt, aus herzlichem Gedenken des von Tochter und Enkel so innig geliebten Mannes.

Die Woldsensche Familiengruft.

Der „Gruft [1]) draußen auf dem Kirchhof", die „zu dem steinernen Hause in der Stadt gehörte", hat Theodor Storm in „Unter dem Tannenbaum" gedacht. Unter den hohen Linden St. Jürgens, hart an der Straße Osterende, ist sie gelegen.

Alfred Biese sagt uns, wie er geschaut hat die „graue steinerne Gruft, die sich nur wenig über den Boden erhebt, die keine Inschrift ziert. — — Ein altes Mütterchen trippelte bald heran und erklärte mir, daß die drei großen Platten von der Gruft aufgehoben würden, falls ein neuer Sarg den alten beigesellt werden sollte, daß Stufen

[1]) Vgl. zu folgendem: Unter dem Tannenbaum, I, 198. — A. Biese, Theodor Storm zur Erinnerung und Würdigung, 1889, 1899. In: Pädagogik u. Poesie II, Aus neuerer deutscher Dichtung. Berlin 1905, 178 ff., bes. 208. — Felix Schmeißer, Am Grabe Theodor Storms. In: Rhein.-Westf. Ztg., Nr. 119, 2. Bl., 18. IX. 1913. Ebenso in: W. Mh. 97, Okt. 1904, 132. Ebd. Zeichnung v. Jan Mamkens. — G. St. I, 41 bis 42. — Nachgelassene Bl., IX, 139. — Die Söhne des Senators, VII, bes. 287—288.

tief zu den auf eisernen Stangen schichtweise aufgestellten Särgen hinabführten.“ — Aus „dämmertiefer Kindheit“ hat uns Felix Schmeißer von des großen Husumers Bestattung erzählt, mit den Augen des Dichters hat er die alte Familiengruft der Woldsen geschaut.

Das von Simons Vater angelegte Begräbnis hat der Dichter wohl vor Augen, als er von dem toten Herrn „Senator“ spricht. „Hier, in der von seinem Vater erbauten Familiengruft ruhte der alte Kaufherr und Senator von seiner langen Lebensarbeit.“ Die Woldsensche Gruft ist gebaut wie die des Senator Jovers, unter den schweren Steinen des Überbaues schläft bald auch die freundliche Frau des Senators.

Tante Fritzchen in „Im Sonnenschein“ und „Von heut und ehedem“.

In das Innere der Gruft [1]) hat uns der Dichter selbst blicken lassen in „Unter dem Tannenbaum“ und „Von heut und ehedem“, in Erinnerung seiner Besuche bei der ernsten schweigsamen Gesellschaft. Dort hatte er auch „den Sarg eines gütigen und für das Leben selbst geschaffenen Mädchens mit jener herzerdrückenden Dämmerung umgeben“ gesehen. Und der Dichter nimmt noch einmal von Simon Woldsens lieblicher Schwester die „Nacht des Grabes“ und läßt sie wandeln im Sonnenschein des mütterlichen Gartens, im Sonnenschein *seiner*

[1]) Vgl. zu folgendem: Unter dem Tannenbaum, I, 198. — Von heut und ehedem, III, 156, 170—174, 181. — G. St. I, 42—43, 158—159. — Im Sonnenschein, I, 311 ff. — Nachgelassene Blätter, IX, 138—139. — Keller-Briefwechsel, 26, 29. Brief St.s v. 27. Febr. 1878 u. Br. K.s v. 25. Juni 1878. — Lucie Storm bei G. St. II, 23—24. — P. Schütze, 143—145. — H. Eichentopf, Th. Storms Erzählungskunst in ihrer Entwicklung. Diss. Marburg 1908, 28.

Poesie. Ein kleines Bild aus dem Moder der Gruft, das nicht mehr in die Sonne taugte, gab dem Dichter Aufschluß von der jungen Tante traurigem Glück.

Durch eigene Mitteilungen des Dichters wissen wir, w i e sich hier „ein Faktisches so leicht und harmonisch in ein so Poetisches aufgelöst“ hat. Diese Novelle „ist eins der wenigen Sachen, wo bestimmte Tatsachen zu Grunde liegen“. Schütze und Eichentopf haben auf diese Beziehungen hingewiesen. Ganz nahe liegt es, daß der Dichter „Tante Fränzchen . . vielleicht ein wenig idealisiert“, daß im wirklichen Vorgange das Medaillon nicht für alle oder durchaus das „Siegel“ der verhüllten Vergangenheit ist und dort die Mutter, nicht die Großmutter, zurückblickt in die vergangene Zeit.

Fast zwanzig Jahre später, als der Dichter seiner Großtante Fritzchen, wie sie eigentlich hieß, aus einer „posthumen und doch fast persönlichen Berührung — — dieses Erinnerungsblatt“ geschrieben hat, fesselt ihn noch einmal die liebe Gestalt. In „Von heut und ehedem“ glaubt Magdalene die junge Schwägerin, ihre „Stellvertreterin“ im fast schon eingerichteten Zukunftshause zu treffen. In der Laube des Gartens blickt dann das heitere Großmütterchen „in die ernsten Augen ihrer Schwiegerin“. Als „eine kleine resolute Hand die ihre eingefangen“ hat, die den Brief des Bräutigams verbergen wollte, lesen die Mädchen „gemeinschaftlich den Brief des ihnen beiden theuren Mannes. — — Der Brief war ausgelesen. — Auf dem ein wenig schärfer umrissenen Antlitz der Einen, unter den dunklen Brauen in ihren klugen Augen lag es plötzlich wie scheidender Abendstrahl. — — Die Zeit — — blies unmerklich, aber emsig von dem einen jungen Antlitz

das Roth des Lebens, um es einer frühen Vergessenheit zu überliefern.“ Bald sollte das „Sterbeleilach“ hinter den Fenstern ihres Vaterhauses wehen.

Die Woldsenschen Miniaturbilder.

In den Gestalten Simon und Friedrich Woldsens und der Großtante Fritzchen sind gleichsam die Miniaturbilder der Verstorbenen zum Leben erweckt. Der strenge Mund des Urgroßvaters, die freundlichen Augen Simons und das kluge Köpfchen der jugendlichen Tante liehen dem Dichter die schönsten Farben zu seinem Charaktergemälde der Rokokozeit, von den Gestalten Woldsenscher Familienvergangenheit belebt [1]).

Noch heute sind jene einfachen, kleinen Bilder im Besitze der Familie Storm. Der Knabe hat fragend diese Bilder angeschaut, der Dichter hat im Zimmer seiner Mutter liebevoll auf sie geblickt, in die alte Zeit sich versenkend. In dem „täglichen Wohnzimmer“ der Mutter, das mit frischem Leben auch jene Gestalten einst erfüllten, „hängt neben dem Großvater und zwei mütterlichen Urgroßeltern auch ‚Tante ‚Fränzchen‘ (‚Fritzchen‘ hieß sie eigentlich), meines Großvaters Schwester, in der silbervergoldeten Medaillonfassung, ganz wie ich sie a. a. O. geschildert“.

Man vergleiche mit dieser Stelle des Keller-Briefwechsels und dem ersten Kapitel der nachgelassenen Blätter jene Schilderung in „Im Sonnenschein“. Der Enkel „stützte seinen Kopf in die Hand und blickte nach den kleinen Familienbildern, die in silberner Fassung über

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Nachgelassene Blätter, IX, 138—139. — Keller-Briefw., 25. Br. St.s v. 27. Febr. 1878. — Im Sonnenschein, I, 321. — Von heut und ehedem, III, 165.

dem Sopha hingen. Der Großvater, die Urgroßeltern, Tante Fränzchen, des Großvaters Schwester — sie waren lange todt, er hatte sie nicht gekannt. Nun ließ er seine Augen von Einem zum Andern gehen, wie er schon so oft gethan, wenn er mit der Großmutter in der stillen Nachmittagsstunde beisammen saß.“ Ganz wie es dem jungen Storm ergangen, bleiben seine Blicke dann haften an dem Bilde des jungen Mädchens. In einer solchen Stunde wird ihm die Aufklärung aus dem Grabe.

Bei der sehr großen Bedeutung dieser drei Bilder für des Dichters Schaffen tritt das Porträt von Friedrich Woldsens Gattin ganz zurück. Es hängt neben dem des Urgroßvaters, und aus ihm „schaut das Antlitz der Urgroßmutter unter dem halbmondförmigen hohen Spitzengewebe ruhig und ernst in die Welt hinaus“. Lucia Woldsen ist wohl nicht in den Novellen ihres Urenkels verewigt worden. Aber fast scheint dem Dichter ihr Bild vorgeschwebt zu haben, als er die junge Frau Feddersen zeichnete, „deren feiner Kopf — — einen fast zu hohen Bau aus Spitzen und Gaze zu tragen hatte.“

Die Zeit von „Im Sonnenschein“ und „Von heut und ehedem“.

Der Enkel in „Im Sonnenschein“ [1]) ist „ein Mann über die Zeit der vollsten Jugend noch kaum hinaus“. Er ist Bräutigam und war „vor über zwanzig Jahren“ Knabe. Storm verlegt im Briefe an Keller die „posthume Berührung“ ungefähr in das Jahr 1845, in den ‚Nachgelassenen Bättern‘ „gegen das Jahr 1848, als unsere — — Gruft einer Reparatur bedurfte.“ Also wirklich an einer Ausbesserung der Gruft haftete jene Erinnerung, damals

[1]) Vgl. zu folgendem: Im Sonnenschein, I, 317—318, 321 bis 327. — Von heut und ehedem, III, 156, 171.

war Storm ungefähr dreißig Jahre alt, es paßt die Altersangabe des Enkels für die Wirklichkeit. Gegen Ende der vierziger Jahre wäre die Erinnerungsstunde auch nach der Novelle selbst zu verlegen. „Es war eine andere Zeit, wohl über sechzig Jahre später." — Damals hatte Tante Fränzchens Liebe geblüht, und der Großvater war wohl noch unverlobt gewesen. Als dann der Großvater die Großmutter nahm, da — „anno Neunzig" — hätte der Reifrock Eindruck gemacht, zusammen noch mit Tante Fränzchens Fächer. Aber es ist „schon über fünfzig Jahre her, daß sie begraben wurde".

In „Von heut und ehedem" ahnt „in den achtziger Jahren" das Großmütterchen nicht den Tod ihrer geliebten Schwägerin, der „wie bald!" sie mit Trauer erfüllen sollte. Wir sehen, wie eng auch in der Zeitbestimmung „Von heut und ehedem" mit „Im Sonnenschein" zusammenhängt. Lassen wir die zeitlichen Angaben beider Novellen gelten, so ist Fränzchen verlobt in den achtziger Jahren und gestorben etwa Anfang der neunziger Jahre. Denn sie hatte vor über sechzig Jahren den jungen Offizier gern und mußte vor über fünfzig Jahren, aber schon bald nach dem Beisammensein mit dem Großmütterchen, sterben. Dazwischen müßte des Großvaters Hochzeit liegen, auf der Fränzchen mit Konstantin das letztemal tanzte, um Anno neunzig. Schon als Magdalena verlobt ist, hat Fränzchen, die einst im Sonnenschein „so leicht, so mühelos" lachte, „ernste Augen", und ihr Antlitz ist ein wenig schärfer umrissen.

Was sagen die Daten aus Storms Familiengeschichte? Nach den Angaben des Husumer Kirchenbuches hat Simon Woldsen am 6. Juni 1788 geheiratet und ist Friederike

Woldsen am 10. März 1795 gestorben, erst achtzehn Jahre alt.

So erzählt in „Von heut und ehedem" und in „Im Sonnenschein" der Dichter aus der Familiengeschichte seiner Vorfahren. Er hält sich an die wirklichen Daten, soweit von Magdalena Feddersens Brautstand und Hochzeit und von Tante Fränzchens Tode die Rede ist. Die Lebensereignisse Tante Fränzchens aber sind alle in der Dichtung zurückverlegt. Erst nach ihres Bruders Hochzeit ist Friederike zur Jungfrau erblüht.

Von Physikus Friedlieb zu Emil Storm.

Aus des Dichters mütterlicher Familie stammte auch Katharina Magdalena Woldsen. Sie heiratete den Physikus Justizrat Friedlieb [1]), der Anfang des Jahres 1838 zu Husum starb. Er hat eines der Häuser besessen, aus denen später Thomas Hotel in der Großstraße entstanden ist. Des Physikus Sohn, seinen Vetter Ernst Friedlieb, den späteren Professor zu Kiel, hat Storm in treuem Andenken behalten. Seine Novellen „In der Sommermondnacht" hat der Dichter seinen „lieben Verwandten Ernst und Laura Friedlieb" gewidmet, bei denen Konstanze im Jahre 1858 zum Besuche einkehrte. Zu Pfingsten 1854 war vorher sein „Freund und Vetter Friedlieb" mit

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Hus. Kgl. Priv. Wochbl., 23. Jahrg., 1838, 156, 163, 171, 217, 224, 397. — „In der Sommermondnacht", Novellen von Th. Storm. Berlin 1860, Widmung. — F, 71. Br. v. 4. Aug. 1858. — H, 44—46, 63—64, 109, 141, 162. Br. v. „3. Pfingsttag" und v. 9. Juni 1854, Br. v. 25. Aug. 1855 u. v. 11. April 1858, Br. v. 21. Dez. 1859 und v. 15. Jan. 1861. — Zerstreute Kapitel. Zwei Kuchenesser der alten Zeit, III, 186—189. — Felix Schmeißer, Eine westschleswigsche Stadt in den Jahren 1848—1851. Husum 1914, 1, 33—34, 50.

„Laura“ und den Kindern „zu großer gegenseitiger Freude“ in Storms Potsdamer Häuslichkeit gewesen. „Es ist eine wahre Herzenserquickung, hier mit einem so treuen Verwandten und eingefleischten Husumer zu leben“, schreibt Storm von seinem Vetter. Seine Verwandte hat der Dichter als „Tante Laura“ in „Zwei Kuchenesser der alten Zeit“ verewigt.

Ende des Jahres 1838 hat sich nach Friedliebs Tode der Physikus Dr. Wülfke in Husum niedergelassen, ein um des Landes Freiheit hochverdienter Mann und ein Freund der Familie Storm. An seine Stelle trat dann gerade zwanzig Jahre später Emil Storm, der Bruder des Dichters.

Friedrich Woldsen war der Ahnherr der bald nach Storms Geburt im männlichen Stamm erloschenen Linie, aber auch der Ahnherr Theodor Storms. Von einem Bruder Christian Albrecht, der 1747 geheiratet hat, stammen die letzten eigentlichen Mitglieder der Familie Woldsen, unter ihnen die Wohltäter der Stadt. Es hat [1]) „die Familie Woldsen“, schreibt Theodor Storm, „bis über die Hälfte unseres Jahrhunderts in Hamburg, Amsterdam, sowie in Husum selbst geblüht“. Familie Woldsen-Asmussen.

Schon Christian Albrechts Witwe heiratete einen Christian Asmussen, seine Tochter Katharina vermählte sich mit Hans Asmussen. Christian und Katharina hießen deren Kinder. Auch sie beide waren unverheiratet und wohnten in dem Asmussenschen Giebelhaus am Markt, neben der Bäckerei an der Krämerstraßenecke. Auch an der nördlichen Seite des Marktes, schräg gegenüber der Kirche, besaß Christian Asmussen ein Haus.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Nachgelassene Blätter, IX, 138.

nach Hause". Damals weilte er wohl längere Zeit „in Marseille", und „auf den Promenaden von Bordeaux — — hatte er einmal die linde Sommernacht auf einer Gartenbank verschlafen". Als er nach mehrjähriger Abwesenheit in das stattliche, vom Vater erbaute Haus zurückkehrte, da hoffte er zu genießen, „in einer unzerstörbaren Ruhe die echten Freuden dieses Lebens."

Auch die seiner würdige Totenfeier, bevor er ruhen sollte in der alten, vom Vater angelegten Familiengruft auf dem St. Jürgenfriedhofe, hat der Dichter in „Im Saal" uns erzählt, aus herzlichem Gedenken des von Tochter und Enkel so innig geliebten Mannes.

Die Woldsensche Familiengruft.

Der „Gruft [1]) draußen auf dem Kirchhof", die „zu dem steinernen Hause in der Stadt gehörte", hat Theodor Storm in „Unter dem Tannenbaum" gedacht. Unter den hohen Linden St. Jürgens, hart an der Straße Osterende, ist sie gelegen.

Alfred Biese sagt uns, wie er geschaut hat die „graue steinerne Gruft, die sich nur wenig über den Boden erhebt, die keine Inschrift ziert. — — Ein altes Mütterchen trippelte bald heran und erklärte mir, daß die drei großen Platten von der Gruft aufgehoben würden, falls ein neuer Sarg den alten beigesellt werden sollte, daß Stufen

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Unter dem Tannenbaum, I, 198. — A. Biese, Theodor Storm zur Erinnerung und Würdigung, 1889, 1899. In: Pädagogik u. Poesie II, Aus neuerer deutscher Dichtung. Berlin 1905, 178 ff., bes. 208. — Felix Schmeißer, Am Grabe Theodor Storms. In: Rhein.-Westf. Ztg., Nr. 119, 2. Bl., 18. IX. 1913. Ebenso in: W. Mh. 97, Okt. 1904, 132. Ebd. Zeichnung v. Jan Mamkens. — G. St. I, 41 bis 42. — Nachgelassene Bl., IX, 139. — Die Söhne des Senators, VII, bes. 287—288.

tief zu den auf eisernen Stangen schichtweise aufgestellten Särgen hinabführten." — Aus „dämmertiefer Kindheit" hat uns Felix Schmeißer von des großen Husumers Bestattung erzählt, mit den Augen des Dichters hat er die alte Familiengruft der Woldsen geschaut.

Das von Simons Vater angelegte Begräbnis hat der Dichter wohl vor Augen, als er von dem toten Herrn „Senator" spricht. „Hier, in der von seinem Vater erbauten Familiengruft ruhte der alte Kaufherr und Senator von seiner langen Lebensarbeit." Die Woldsensche Gruft ist gebaut wie die des Senator Jovers, unter den schweren Steinen des Überbaues schläft bald auch die freundliche Frau des Senators.

Tante Fritzchen in „Im Sonnenschein" und „Von heut und ehedem".

In das Innere der Gruft [1]) hat uns der Dichter selbst blicken lassen in „Unter dem Tannenbaum" und „Von heut und ehedem", in Erinnerung seiner Besuche bei der ernsten schweigsamen Gesellschaft. Dort hatte er auch „den Sarg eines gütigen und für das Leben selbst geschaffenen Mädchens mit jener herzerdrückenden Dämmerung umgeben" gesehen. Und der Dichter nimmt noch einmal von Simon Woldsens lieblicher Schwester die „Nacht des Grabes" und läßt sie wandeln im Sonnenschein des mütterlichen Gartens, im Sonnenschein seiner

[1]) Vgl. zu folgendem: Unter dem Tannenbaum, I, 198. — Von heut und ehedem, III, 156, 170—174, 181. — G. St. I, 42—43, 158—159. — Im Sonnenschein, I, 311 ff. — Nachgelassene Blätter, IX, 138—139. — Keller-Briefwechsel, 26, 29. Brief St.s v. 27. Febr. 1878 u. Br. K.s v. 25. Juni 1878. — Lucie Storm bei G. St. II, 23—24. — P. Schütze, 143—145. — H. Eichentopf, Th. Storms Erzählungskunst in ihrer Entwicklung. Diss. Marburg 1908, 28.

Poesie. Ein kleines Bild aus dem Moder der Gruft, das nicht mehr in die Sonne taugte, gab dem Dichter Aufschluß von der jungen Tante traurigem Glück.

Durch eigene Mitteilungen des Dichters wissen wir, w i e sich hier „ein Faktisches so leicht und harmonisch in ein so Poetisches aufgelöst“ hat. Diese Novelle „ist eins der wenigen Sachen, wo bestimmte Tatsachen zu Grunde liegen“. Schütze und Eichentopf haben auf diese Beziehungen hingewiesen. Ganz nahe liegt es, daß der Dichter „Tante Fränzchen . . vielleicht ein wenig idealisiert“, daß im wirklichen Vorgange das Medaillon nicht für alle oder durchaus das „Siegel“ der verhüllten Vergangenheit ist und dort die Mutter, nicht die Großmutter, zurückblickt in die vergangene Zeit.

Fast zwanzig Jahre später, als der Dichter seiner Großtante Fritzchen, wie sie eigentlich hieß, aus einer „posthumen und doch fast persönlichen Berührung — — dieses Erinnerungsblatt“ geschrieben hat, fesselt ihn noch einmal die liebe Gestalt. In „Von heut und ehedem“ glaubt Magdalene die junge Schwägerin, ihre „Stellvertreterin“ im fast schon eingerichteten Zukunftshause zu treffen. In der Laube des Gartens blickt dann das heitere Großmütterchen „in die ernsten Augen ihrer Schwiegerin“. Als „eine kleine resolute Hand die ihre eingefangen“ hat, die den Brief des Bräutigams verbergen wollte, lesen die Mädchen „gemeinschaftlich den Brief des ihnen beiden theuren Mannes. — — Der Brief war ausgelesen. — Auf dem ein wenig schärfer umrissenen Antlitz der Einen, unter den dunklen Brauen in ihren klugen Augen lag es plötzlich wie scheidender Abendstrahl. — — Die Zeit — — blies unmerklich, aber emsig von dem einen jungen Antlitz

das Roth des Lebens, um es einer frühen Vergessenheit zu überliefern." Bald sollte das „Sterbeleilach" hinter den Fenstern ihres Vaterhauses wehen.

Die Woldsenschen Miniaturbilder.

In den Gestalten Simon und Friedrich Woldsens und der Großtante Fritzchen sind gleichsam die Miniaturbilder der Verstorbenen zum Leben erweckt. Der strenge Mund des Urgroßvaters, die freundlichen Augen Simons und das kluge Köpfchen der jugendlichen Tante liehen dem Dichter die schönsten Farben zu seinem Charaktergemälde der Rokokozeit, von den Gestalten Woldsenscher Familienvergangenheit belebt [1]).

Noch heute sind jene einfachen, kleinen Bilder im Besitze der Familie Storm. Der Knabe hat fragend diese Bilder angeschaut, der Dichter hat im Zimmer seiner Mutter liebevoll auf sie geblickt, in die alte Zeit sich versenkend. In dem „täglichen Wohnzimmer" der Mutter, das mit frischem Leben auch jene Gestalten einst erfüllten, „hängt neben dem Großvater und zwei mütterlichen Urgroßeltern auch ‚Tante ‚Fränzchen' (‚Fritzchen' hieß sie eigentlich), meines Großvaters Schwester, in der silbervergoldeten Medaillonfassung, ganz wie ich sie a. a. O. geschildert".

Man vergleiche mit dieser Stelle des Keller-Briefwechsels und dem ersten Kapitel der nachgelassenen Blätter jene Schilderung in „Im Sonnenschein". Der Enkel „stützte seinen Kopf in die Hand und blickte nach den kleinen Familienbildern, die in silberner Fassung über

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Nachgelassene Blätter, IX, 138—139. — Keller-Briefw., 25. Br. St.s v. 27. Febr. 1878. — Im Sonnenschein, I, 321. — Von heut und ehedem, III, 165.

dem Sopha hingen. Der Großvater, die Urgroßeltern, Tante Fränzchen, des Großvaters Schwester — sie waren lange todt, er hatte sie nicht gekannt. Nun ließ er seine Augen von Einem zum Andern gehen, wie er schon so oft gethan, wenn er mit der Großmutter in der stillen Nachmittagsstunde beisammen saß." Ganz wie es dem jungen Storm ergangen, bleiben seine Blicke dann haften an dem Bilde des jungen Mädchens. In einer solchen Stunde wird ihm die Aufklärung aus dem Grabe.

Bei der sehr großen Bedeutung dieser drei Bilder für des Dichters Schaffen tritt das Porträt von Friedrich Woldsens Gattin ganz zurück. Es hängt neben dem des Urgroßvaters, und aus ihm „schaut das Antlitz der Urgroßmutter unter dem halbmondförmigen hohen Spitzengewebe ruhig und ernst in die Welt hinaus". Lucia Woldsen ist wohl nicht in den Novellen ihres Urenkels verewigt worden. Aber fast scheint dem Dichter ihr Bild vorgeschwebt zu haben, als er die junge Frau Feddersen zeichnete, „deren feiner Kopf — — einen fast zu hohen Bau aus Spitzen und Gaze zu tragen hatte."

Die Zeit von „Im Sonnenschein" und „Von heut und ehedem".

Der Enkel in „Im Sonnenschein" [1]) ist „ein Mann über die Zeit der vollsten Jugend noch kaum hinaus". Er ist Bräutigam und war „vor über zwanzig Jahren" Knabe. Storm verlegt im Briefe an Keller die „posthume Berührung" ungefähr in das Jahr 1845, in den ‚Nachgelassenen Bättern‘ „gegen das Jahr 1848, als unsere — — Gruft einer Reparatur bedurfte." Also wirklich an einer Ausbesserung der Gruft haftete jene Erinnerung, damals

[1]) Vgl. zu folgendem: Im Sonnenschein, I, 317—318, 321 bis 327. — Von heut und ehedem, III, 156, 171.

war Storm ungefähr dreißig Jahre alt, es paßt die Altersangabe des Enkels für die Wirklichkeit. Gegen Ende der vierziger Jahre wäre die Erinnerungsstunde auch nach der Novelle selbst zu verlegen. „Es war eine andere Zeit, wohl über sechzig Jahre später.“ — Damals hatte Tante Fränzchens Liebe geblüht, und der Großvater war wohl noch unverlobt gewesen. Als dann der Großvater die Großmutter nahm, da — „anno Neunzig“ — hätte der Reifrock Eindruck gemacht, zusammen noch mit Tante Fränzchens Fächer. Aber es ist „schon über fünfzig Jahre her, daß sie begraben wurde“.

In „Von heut und ehedem“ ahnt „in den achtziger Jahren“ das Großmütterchen nicht den Tod ihrer geliebten Schwägerin, der „wie bald!“ sie mit Trauer erfüllen sollte. Wir sehen, wie eng auch in der Zeitbestimmung „Von heut und ehedem“ mit „Im Sonnenschein“ zusammenhängt. Lassen wir die zeitlichen Angaben beider Novellen gelten, so ist Fränzchen verlobt in den achtziger Jahren und gestorben etwa Anfang der neunziger Jahre. Denn sie hatte vor über sechzig Jahren den jungen Offizier gern und mußte vor über fünfzig Jahren, aber schon bald nach dem Beisammensein mit dem Großmütterchen, sterben. Dazwischen müßte des Großvaters Hochzeit liegen, auf der Fränzchen mit Konstantin das letztemal tanzte, um Anno neunzig. Schon als Magdalena verlobt ist, hat Fränzchen, die einst im Sonnenschein „so leicht, so mühelos“ lachte, „ernste Augen“, und ihr Antlitz ist ein wenig schärfer umrissen.

Was sagen die Daten aus Storms Familiengeschichte? Nach den Angaben des Husumer Kirchenbuches hat Simon Woldsen am 6. Juni 1788 geheiratet und ist Friederike

Woldsen am 10. März 1795 gestorben, erst achtzehn Jahre alt.

So erzählt in „Von heut und ehedem“ und in „Im Sonnenschein“ der Dichter aus der Familiengeschichte seiner Vorfahren. Er hält sich an die wirklichen Daten, soweit von Magdalena Feddersens Brautstand und Hochzeit und von Tante Fränzchens Tode die Rede ist. Die Lebensereignisse Tante Fränzchens aber sind alle in der Dichtung zurückverlegt. Erst nach ihres Bruders Hochzeit ist Friederike zur Jungfrau erblüht.

Von Physikus Friedlieb zu Emil Storm.

Aus des Dichters mütterlicher Familie stammte auch Katharina Magdalena Woldsen. Sie heiratete den Physikus Justizrat Friedlieb [1]), der Anfang des Jahres 1838 zu Husum starb. Er hat eines der Häuser besessen, aus denen später Thomas Hotel in der Großstraße entstanden ist. Des Physikus Sohn, seinen Vetter Ernst Friedlieb, den späteren Professor zu Kiel, hat Storm in treuem Andenken behalten. Seine Novellen „In der Sommermondnacht“ hat der Dichter seinen „lieben Verwandten Ernst und Laura Friedlieb“ gewidmet, bei denen Konstanze im Jahre 1858 zum Besuche einkehrte. Zu Pfingsten 1854 war vorher sein „Freund und Vetter Friedlieb“ mit

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Hus. Kgl. Priv. Wochbl., 23. Jahrg., 1838, 156, 163, 171, 217, 224, 397. — „In der Sommermondnacht“, Novellen von Th. Storm. Berlin 1860, Widmung. — F, 71. Br. v. 4. Aug. 1858. — H, 44—46, 63—64, 109, 141, 162. Br. v. „3. Pfingsttag“ und v. 9. Juni 1854, Br. v. 25. Aug. 1855 u. v. 11. April 1858, Br. v. 21. Dez. 1859 und v. 15. Jan. 1861. — Zerstreute Kapitel. Zwei Kuchenesser der alten Zeit, III, 186—189. — Felix Schmeißer, Eine westschleswigsche Stadt in den Jahren 1848—1851. Husum 1914, 1, 33—34, 50.

„Laura" und den Kindern „zu großer gegenseitiger Freude" in Storms Potsdamer Häuslichkeit gewesen. „Es ist eine wahre Herzenserquickung, hier mit einem so treuen Verwandten und eingefleischten Husumer zu leben", schreibt Storm von seinem Vetter. Seine Verwandte hat der Dichter als „Tante Laura" in „Zwei Kuchenesser der alten Zeit" verewigt.

Ende des Jahres 1838 hat sich nach Friedliebs Tode der Physikus Dr. Wülfke in Husum niedergelassen, ein um des Landes Freiheit hochverdienter Mann und ein Freund der Familie Storm. An seine Stelle trat dann gerade zwanzig Jahre später Emil Storm, der Bruder des Dichters.

Familie Woldsen-Asmussen.

Friedrich Woldsen war der Ahnherr der bald nach Storms Geburt im männlichen Stamm erloschenen Linie, aber auch der Ahnherr Theodor Storms. Von einem Bruder Christian Albrecht, der 1747 geheiratet hat, stammen die letzten eigentlichen Mitglieder der Familie Woldsen, unter ihnen die Wohltäter der Stadt. Es hat [1] „die Familie Woldsen", schreibt Theodor Storm, „bis über die Hälfte unseres Jahrhunderts in Hamburg, Amsterdam, sowie in Husum selbst geblüht".

Schon Christian Albrechts Witwe heiratete einen Christian Asmussen, seine Tochter Katharina vermählte sich mit Hans Asmussen. Christian und Katharina hießen deren Kinder. Auch sie beide waren unverheiratet und wohnten in dem Asmussenschen Giebelhaus am Markt, neben der Bäckerei an der Krämerstraßenecke. Auch an der nördlichen Seite des Marktes, schräg gegenüber der Kirche, besaß Christian Asmussen ein Haus.

---

[1] Vgl. zu folgendem: Nachgelassene Blätter, IX, 138.

Christian Albrechts Sohn August Friedrich war schon Inhaber des Kaufmannsgeschäftes in der Krämerstraße. 1751 geboren, starb er im Jahre 1806. Dessen Kinder wieder, drei Söhne und eine Tochter, die alle unverheiratet blieben, treten in Storms Leben oder in Husums Geschichte hervor.

Ingwer Woldsen in der Dichtung.

Ingwer Woldsen, August Friedrichs Sohn, ist der Weihnachtsonkel in Storms Leben und Dichtung. Der schlichte Mann hat dem Knaben sein Weihnachten schön gestaltet, und in der Novelle „Unter dem Tannenbaum" hat der Dichter dem teuren Verwandten innig gedankt [1].

Die Räume des Woldsenschen Hauses sollen dem Jungen hell werden vom Glanze der Weihnachtstanne. „Aber wo bleibt denn Onkel Erich? — Da kommt es draußen die Treppe hinauf; die Hausthür wird aufgerissen. Nein, es ist nur sein Lehrling, der die lange Pfeife des ‚Herrn Rathsverwandters' bringt." Dann ist die erste Frage des Vaters nach Onkel Erich.

Der Junge darf ihn holen, und fort rennt er „durch das Wohnhaus auf die Straße, um die Ecke am Hafen entlang, und während ich drunten aus der Dämmerung das Pfeifen des Windes in den Tauen der Schiffe höre, habe ich das alte Giebelhaus mit dem Vorbau erreicht. Die Thür wird aufgerissen, daß die Klingel weithin durch Flur und Pesel schallt". Im Laden ist nur der etwas grämliche „alte Commis, der das Detailgeschäft leitet. — — ‚Der Herr ist in seinem Comtoir', sagt er trocken".

„Fort mach ich hinten zur Hofthür hinaus, über zwei kleine finstere Höfe, dann in ein uraltes seltsames Neben-

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Unter dem Tannenbaum, I, 176—179. — II, 123. Br. v. 19. Dez. 1858. — G. St. I, 63.

gebäude, in welchem sich das Allerheiligste des Onkels befindet. — — Da sitzt der kleine Herr in dem feinen braunen Tuchrock an seinem mächtigen Arbeitspult; der Schein der Comtoirlampe fällt auf seine freundlichen kleinen Augen und auf die mächtige Familiennase, die über den frisch gestärkten Vatermördern hinausragt." Als der Onkel so geruhig seine Tagesarbeit abschließt, wird dem wilden Knaben „ganz behaglich zu Sinne, — — nicht ein bischen ungeduldig." Er besieht sich „die Englands- und Westindienfahrer des Onkels, deren Bilder an der Wand hängen". Dann wird „das Hauptbuch herzhaft zugeklappt, das Schlüsselbund rasselt und: ‚Sieh so,' sagt der Onkel, ‚fertig wären wir!'" Er holt „sein spanisches Rohr aus der Ecke", und was wichtiger: „‚Wir hätten hier wohl noch so etwas mitzunehmen'."

Das sind zwei versteckt liegende „wohlversiegelte, geheimnißvolle Päckchen. — Ich wußte es wohl, in solchen Päckchen steckte ein Stück leibhaftigen Weihnachtens; denn der Onkel hatte einen Bruder in Hamburg, und er trat nicht mit leeren Händen an den Tannenbaum. So nie gesehenes, märchenhaftes Zuckerzeug, wie er mitten in der Bescherung noch mir und meiner Schwester auf unsere Weihnachtsteller zu legen pflegte, ist mir später niemals wieder vorgekommen."

An des Onkels Hand betritt der Junge das Elternhaus. Der verschwindet „ein paar Augenblicke mit seinen Päckchen in die Weihnachtsstube". Dann aber „ist auch Onkel Erich bei uns", die Verwandten begrüßend. „Mir scheint, die Stube wird noch einmal so hell, da er eintritt. — — ‚Was meinst du', sagt er, indem er seinen Augen einen bedenklichen Ausdruck zu geben sucht, ‚es

wird wohl heute nicht viel für uns abfallen?" Aber er lacht dabei so fröhlich, daß diese Worte wie eine goldene Verheißung klingen."

Dann, beim Sausen des Teekessels, „beginnt er eine seiner kleinen Erzählungen von den Begebenheiten der letzten Tage, seit man sich nicht gesehen. War es nun der Ankauf eines neuen Spazierstocks oder das unglückliche Zerbrechen einer Mundtasse, es floß Alles so sanft dahin, daß man ganz davon erquickt wurde. Und wenn er gar eine Pause machte, um das bisher Erzählte im behaglichsten Gelächter nach zu genießen, wer hätte da nicht mitgelacht! — — Dies harmlose Geplauder — es ist mir das erst später klar geworden — war die Art, wie der thätige Geschäftsmann von der Tagesarbeit ausruhte. Es klingt mir noch lieb in der Erinnerung und mir ist, als verstände das jetzt Niemand mehr."

Ingwer Woldsen im Leben.

Theodor Storm selbst, nicht mehr der Dichter erzählt uns hier, könnten wir sagen, wenn nicht seine schönste Gestaltung tiefstes Erleben wäre [1]). Ein Urenkel des älteren Simon Woldsen, ist Ingwer Woldsen den 13. Oktober 1785 geboren und unverehlicht gestorben am 29. Dezember 1857, ein Jahr bevor Theodor Storm in seinem Briefe in die Heimat so liebevoll des Toten gedachte. An jenem Weihnachtsfest ruhte er aus von seinem Erdenleben auf dem stillen Friedhof zu St. Jürgen. Er ist Kaufmann zu Husum in der Krämerstraße gewesen,

[1]) Vgl. zu folgendem: Magnus Voß, Chronik des Gasthauses Zum Ritter St. Jürgen zu Husum, 141. B, 71, 160, 164. Br. v. 17. Aug. 1845, v. 22. Dez. 1845, v. 24. Dez. 1845 u. v. Ende Febr. 1846. F, 98. Br. v. Mitte Sept. 1860.

die der Knabe damals von der Hohlen Gasse aus über die Schiffbrücke erreichte.

Das zweite Haus von der Ecke der Twiete war dort vom Vater her das Geschäft der Woldsens. Unter dem spitzen Giebel lag links der Ausbau der Wohnstube, an der anderen Seite des Flurs befand sich der Laden der Kolonialwarenhandlung. Bis gegen 1890 hat dieses Haus gestanden.

Auch in den Briefen an seine Braut hat Storm an Ingwer Woldsen gedacht. Wie in den Heimatsbriefen wird mit ihm Simon Lorenzen als Teilnehmer der Weihnachtsfeier erwähnt. In Husum erinnert man sich noch heute dieses hageren alten Herrn. Voller Verehrung schreibt von ihm und den früheren Weihnachtsabenden mit Onkel Woldsen 1860 der Dichter an Konstanze.

So reich und gütig hat Ingwer Woldsen in seiner Familie gegeben, so liebevoll und fein gedachte der stille Mann vor seinem Tode der Mitbürger. Ingwer Woldsen hat den Armen seiner Vaterstadt ein Kapital von 12 000 Mark Reichsmünze vermacht, und die Erträge dieses Kapitals werden in kleineren Summen zu 18 Mark an verschämte Bedürftige verteilt. Auch die Insel Nordstrand dankt Woldsen ein gleich großes Legat.

Auch ein vaterlandstreuer Mann war Ingwer Woldsen[1], in Husums schwersten Jahren zugleich mit Peter Jensen Senator der Stadt. Unter die Protesterklärung der Beamten vom Jahre 1849 setzten beide ihre Namen, kurz bevor sich ein großer Teil der Bürgerschaft gegen die

---

[1] Vgl. zu folgendem: Felix Schmeißer, Eine westschleswigsche Stadt, 33—34, 38, 48—50, 54.

willkürlichen Verfügungen der „Landesverwaltung" verwahrte. Neben dem Namen Storms stand hier der des Kollaborators Tycho Mommsen, und wie wieder Ingwer Woldsen haben Wülfke und Kuhlmann, A. F. Woldsen und Asmussen — alles Freunde und Verwandte des Dichters — hier unterschrieben. J. Woldsen und Jensen gehören dann zu den verabschiedeten Mitgliedern des Husumer Magistrats, und schon vorher war des Dichters Lebensfreund, der Amtssekretär Brinckmann, wegen seiner landesfreundlichen Haltung entlassen worden.

August Friedrich Woldsen.

Des Weihnachtsonkels Bruder wohnt in „Unter dem Tannenbaum" zu Hamburg, die schönen Zuckerwaren schickend [1]). Es scheint an August Friedrich Woldsen gedacht zu sein, den berühmten Ehrenbürger der Stadt Husum. Er war dort am 23. März 1792 geboren und starb am 11. Dezember 1868 als Großkaufmann in Hamburg. Zusammen mit seiner Cousine Anna Katharina Asmussen hat er „der Stadt Husum ein Kapital von 96 000 Thalern Reichsmünze vermacht, das der Bestimmung der Stiftungsurkunde gemäß — bevor die Erträge der Stadt zu gute kommen — auf 130 000 Thaler angewachsen sein sollte".

Im Jahre 1864 wurde A. F. Woldsen Ehrenbürger der Stadt Husum, und heute bewahren ein Brunnen auf dem Marktplatz und die Namen der Woldsen- und der Asmussenstraße, gleichlaufend mit der nördlicheren Theodor Storm-Straße, der wohltätigen Spender An-

---

[1]) Vgl. zu folgendem: B, 195. Br. v. Anf. März 1846. — H, 197. Br. v. 15. Juli 1863. — F, 187. Br. v. 18. März 1864. — M. Voß, Fremdenführer durch Husum. Husum 1903, 8—9. Chronik des Gasthauses St. Jürgen, 141.

denken. In des Dichters Briefen wird öfter August Friedrich Woldsens gedacht.

Ein Bruder August Friedrich Woldsens war überseeischer Kaufmann, zeitweilig wohl in Holland sich aufhaltend. Seine Schwester Katharina oder „Tine" wohnte in Woldsens Landhause hinter der Neustadt, das später das Woldsen-Stift wurde. Von einem Besuch jenes Woldsen mit einer Tochter und einem Sohn erzählt man noch heute in Husum, das so besondere Äußere von Alide Woldsen ist noch nicht vergessen. **Alide Woldsen**

Im April 1845 schreibt Theodor Storm über seine junge Verwandte an die Braut [1]). „Gestern habe ich zum erstenmal die Kinder des Woldsen aus St. Thomas gesehen, die bei Tine Woldsen sind; ein Junge von acht Jahren, ein Mädchen von etwa sechs Jahren; sie sind, soviel ich weiß, mit einer Kreolin erzeugt, mit der der Vater in dem dort gewöhnlichen Konkubinatsverhältnis lebt. Der Junge ist häßlich, ein Woldsen. Das Mädchen aber, Du wirst sie Dir im Sommer gewiß noch oft hinten durch den Garten holen, denn der blasse Teint, die fremdartigen spanischen Augen sind wirklich interessant. Dabei ist das Gör zutunlich und lebendig. Sie sagt auch wahr aus der Hand; ich gab ihr meine hin, sie guckte einen Augenblick hinein und sagte dann mit ihrem fremden Akzent: ‚Du bist ein guter Mensch!' Ob sie das allen sagt, weiß ich freilich nicht."

Zwanzig Jahre später erzählt der „Vetter" seine Geschichte „von Jenseit des Meeres", die eigentlich eine Heimatsgeschichte ist. Aber Jenni war ja ein Kind des **Alide Woldsen in „Von Jenseit des Meeres".**

---

[1]) Vgl. zu folgendem: B, 58—59. Br. v. April 1845.

fernen Landes[1]). „Sie mochte einige Jahre weniger zählen als ich. Ihr Vater lebte derzeit noch auf einer der kleinen Inseln Westindiens, wo er — — zu einem reichen Plantagenbesitzer geworden war," auf Saint Croix, der Nachbarinsel von St. Thomas. „Seine Tochter hatte er — — nach Deutschland geschickt. — — Es war ein Geheimniß um das Mädchen. Nicht nur, daß sie aus einem andern Welttheil kam und daß sie die Tochter eines Pflanzers war — —; — ich wußte auch, daß ihre Mutter nicht die Frau ihres Vaters sei. — — Sie war nicht schwarz, nicht einmal braun; sie schien mir weißer als irgend ein anderes Mädchen aus meiner Bekanntschaft. Ich sehe sie noch, wie sie mit den großen Augen um sich blickte. — — Jenni — — gab mir die Hand; aber dabei schoß ein Blick von solcher Schelmerei zu mir herüber, als wollte sie sagen: ‚Wir verstehen uns; guten Tag, Kamerad!' — — Die kleinen Halbmonde an den Wurzeln der Nägel waren nicht wie bei uns Andern heller, sondern bläulich und dunkler als der übrige Theil derselben."

Die Freundin schreibt von Jenni: „Sie hat ein schönes blasses Gesicht und rabenschwarzes Haar." So findet Alfred sie selbst. „Das waren noch die fremdartigen Augen der westindischen Pflanzertochter. — — In diesen kräftigen und doch so anmutigen Bewegungen war etwas, das unwillkürlich an die Ursprünglichkeit der Wildniß

[1]) Vgl. zu folgendem: Von Jenseit des Meeres, bes. I, 238 bis 239, 244, 250, 252, 258, 267, 269—270. — B, 57, 82. Br. v. 19. April 1845 u. v. Anf. Sept. 1845. — A. Köster in: Keller-Briefwechsel, 257.

erinnerte. — — ‚Ich weiß wohl, daß wir schön sind‘, sagte sie . . ., ‚verlockend schön, wie die Sünde, die unser Ursprung ist‘.“ Den reichen Kaufherrn lernt Alfred kennen. „Ich wußte — —, daß es Jennis Vater sei, der reiche Pflanzer, mein Onkel von Vetters wegen, den ich bis jetzt noch nie gesehen hatte. — — „‚Du hättest‘,“ sagt der Vater zu Jenni, „‚bei der Abstammung deiner Mutter niemals die Gesellschaft deines Vaters theilen können‘.“

Jennis Herkunft und Äußeres, glaube ich, erstand dem Dichter in Erinnerung an die junge fremdartige Verwandte, die ihm somit das Kernmotiv und den Titel zu dieser in ihrer Art einzig dastehenden Novelle gab. Seltsam, gerade in diesen Tagen schreibt Storm an Konstanze: „Die Sonne scheint so warm in meine Stube, — — drinnen blüht und duftet die Kalla, das schlanke Kind eines anderen Weltteils.“ — Das Motiv von Jennis Herkunft, wie es der Dichter in der Familie Woldsen fand, kehrt später wieder in Heyses „Recht des Stärkeren“.

Hinter dem Garten von Storms Neustadt-Hause führt die Kirchhofsallee zu dem Woldsenschen Landhause. Das Haus, das auch in den Brautbriefen erwähnt wird, steht heute noch so, mit einem großen Strohdach gedeckt.

Eine Schwester Simon Woldsens [1]), der mit „Tante Fränzchen“ zehn Geschwister hatte, war mit Kaufmann Familie Alsen-Scherff.

[1]) Vgl. zu folgendem: Werner Deetjen, Theodor Storm und die Familie Scherff. In: Mh. W., Bd. 110 (1911), 793—798. — B, bes. 85. Br. v. 30. Aug. 1845. — H, bes. 132, 150, 197. Br. v. 22. Sept. 1859, v. 4. Aug. 1860 u. v. 15. Juli 1863. — F, 155. Br. v. 20. Juli 1863. — Von heut und ehedem, bes. III, 152—155, 175, 183. — R. Wendt, Die Musikliebe in Theodor Storms Leben. Diss. Greifswald 1914, bes. 22, 52—53.

Otto Matthiesen in Altona, dann mit Kanzleirat Christian Alsen dort vermählt.

Aus Lucia Woldsens zweiter Ehe stammt eine Tochter Friederike Henriette Alsen, die, 1802 in Altona geboren, im Jahre 1826 den Großkaufmann Jonas Heinrich Scherff geheiratet hat. Es ist des Dichters freundliche „Tante Friede", die auch im Leben mit Mann und Kindern herzliche Beziehungen zu der Familie Storms unterhielt. Im Oktober 1876 ist Friederike Scherff gestorben.

Simon Woldsens Bruder.

Auch noch einen Bruder, der wieder Christian Albrecht hieß, hatte Storms Großvater. Mit Simons Bruder ist am 20. Januar 1831 [1]) „der männliche Familienzweig der Woldsen in der Hauptlinie" ausgestorben. So ist Theodor Storm wie seine Söhne „‚Woldsen-Storm' getauft worden, um den Namen zu erhalten".

III. Der Knabe und das Elternhaus.

Das Haus in der Hohlen Gasse.

Nur ein halbes Jahrzehnt hat Lucie Storm mit ihrem Manne im Hause am Markt gewohnt. Über ein halbes Jahrhundert sollte ihr dann noch beschieden sein, in dem Hause ihrer Jugend, das durch den Tod ihres Vaters verwaist war [2]). Es war noch ein stattliches Haus, das alte, steinerne Haus in der Hohlen Gasse, wenn auch der Giebel, der einst, Licht gewährend durch

1) Vgl. zu folgendem: Mörike-Storm-Briefwechsel a. a. O., 45. Br. v. Nov. 1854.

2) Vgl. zu folgendem: Von heute und ehedem, III, 169, 176. — Unter dem Tannenbaum, I, 175, 178. — G. St. I, 33. Einschaltbild hinter 32.

stattliche Fensterreihen, „mit seiner geschnörkelten Sandsteinbekrönung in der Mitte des Hauses aufstieg," herabgenommen und die weit „in die Straße vorspringende Steintreppe" verkürzt worden war. Doch noch heute sehen wir die „breite" Steintreppe, die der Dichter als Knabe so oft hinaufgelaufen ist. Und wuchtig und hoch, hell und geräumig erscheint uns noch jetzt das Haus, in dem Theodor Storm seine Jugend verlebte, behütet von den Mutteraugen [1]).

Von Storms Mutter.

Nüchtern und kühl, nicht „überschwenglich" gütig, auch kaum zärtlich und manchmal wohl strenge ist Lucie Storm gewesen; aber eine „gute Mutter" hat sie ihr Sohn, Theodor Storm, genannt. Etwas „Klares, Leuchtendes, Liebe erweckendes" hat Mörike, der Seelendichter, von ihr ausgehen sehen. „Jugendfrisch" im Herzen bis zuletzt, ist sie ins Grab gegangen, sie, die als Achtzigjährige „mit ihren schönen Augen noch immer so jugendlich auf Kinder und Enkel blickte". „Die schönsten Augen, die ich je in meinem Leben sah," in der Heimat und auch weit draußen in der Welt, fand ein Jugendfreund Storms an des Dichters Mutter. Ihr Herz war offen der Kunst, und ihre Augen verstanden zu sehen die Schönheit der Natur, in ihrem Garten und draußen in der weiten, schönen Gotteswelt.

„Bei jeder schönen Aussicht dachte ich an Mutter,"

---

[1]) Vgl. zu folgendem: G. St. I, 49—51. — Nachgelassene Bl., IX, 141—142. — P. Schütze, 14. — Keller-Briefw., 25, 49, 52, 67. Br. St.s v. 27. Febr. 1878, v. 15. Nov. 1878, v. 18. Febr. 1879 u. v. 20. Sept. 1879. — Ein stiller Musikant, IV, 196. — H, 44, 93. Br. v. Mai 1854 u. v. 27. März 1857. — Unter dem Tannenbaum, I, 179—182.

schreibt ihr der Dichter nach Hause, und ein andermal: „Unserer Mutter wollte ich wünschen, daß sie jetzt das Erwachen des Frühlings hier sähe.“ Schön war es damals in Heiligenstadt. Der Sauerklee sprießt in den Felsenschluchten, befeuchtet von den sonnenfunkelnden Tropfen des springenden Waldquells. „Ich höre schon in Gedanken Mutters Explikationen.“ Ist die Mutter auch keine eigentlich poetische Frau gewesen, in der Liebe zur Natur war sie eins mit dem Dichter, der es einmal ausspricht: „Wie glücklich wäre ich, könnte ich so recht in und mit der Natur leben. Das ist wohl ein Erbteil, und diese Neigung nimmt mit jedem Jahre zu.“ So schreibt Storm im Mai 1854, ihrer und seines Vaters Naturfreude gedenkend.

Storms Mutter ist wie ihr Mann „Unter dem Tannenbaum“ verewigt worden, nur mit wenigen Sätzen ist sie gezeichnet. Hier in der Novelle ist sie die gutherzige, sanfte Frau und treue Mutter, bei des Jünglings Weihnachten tieftraurig um den Verlust ihres Kindes. Ich weiß nicht, warum der Dichter diese Farbe zu ihrem Bilde lieh. Vielleicht sollte nur die Stimmung an des jungen Mannes Weihnachten gedämpft sein. Hat Storm sich aber an die Wirklichkeit halten wollen und ein trauriges Familienereignis, den Tod seiner Schwester Lucie, in diese viel spätere Zeit verlegt, wird auch so die Charakteristik der Mutter eine persönliche sein. Ein schönes Wort des Dichters kann gewiß nur seiner Mutter gelten, uns sich unvergeßlich einprägend, als zugehörig zu ihrem Bilde: „Meine Mutter, die unermüdlich thätige Frau.“ In Husum aber gedenkt man noch heute der großen Liebenswürdigkeit von Storms Mutter.

Die Schwester, die wie des jungen Mannes Groß- Helene Storm. mutter in der Dichtung noch lebt [1]), ist die „so sehr geliebte“, nicht viel jüngere Gefährtin seiner Jugend, Helene, die Lieblingstochter des alten Storm. Ein trauriges Menschenlos war ihr Teil. Eine Liebe, die ihr nur Leid gab und die Kraft nahm für die Zukunft, in der eines geliebten Mannes Treue sie auch weiter geschirmt hätte vor den Stürmen des Lebens. Sie, die den Dichter so gern beim Gesange begleitet hatte, scheint seine Zartheit den Mächten des Lebens gegenüber geteilt zu haben. Gertrud Storm hat es uns gesagt, daß um ihr junges Leben der Dichter seine ergreifende Totenklage niederschrieb. Helene Lorenzen starb bei der Geburt ihres ersten Kindes, in „Aquis Submersus“ scheint der Dichter ihrer gedacht zu haben. Bei Theodors Kinderweihnachten kommt zur Vordiele auch die „Schwester mit dem Kindermädchen, festlich gekleidet, die langen Zöpfe frisch geflochten“.

Schon 1829 [2]) starb Lucie Storm. Lucie Storm.

„Nicht war sie klug, nicht schön; mir aber war
Ihr blaß Gesichtchen und ihr blondes Haar,
Mir war es lieb; aus der Erinnerung Düster
Schaut es mich an; wir waren recht Geschwister.“

---

[1]) Vgl. zu folgendem: G.St. I, bes. 41, 55, 135, 162, 165, 176 bis 177, 181, 188, 190. — Einer Toten, VIII, 211—212. — Aquis Submersus, III, 270. — Unter dem Tannenbaum, I, 176.

[2]) Vgl. zu folgendem: G.St. I, 55—56, 127—128. — Lucie, VIII, 210—211. — Pole Poppenspäler, bes. IV, 63—65. — Immensee, I, 4—7. — Geschichten aus der Tonne, Vorwort, II, 213—216. — Von Jenseit des Meeres, I, 240—241.

wird wohl heute nicht viel für uns abfallen!' Aber er lacht dabei so tröstlich, daß diese Worte wie eine goldene Verheißung klingen."

Dann, beim Sausen des Teekessels, „beginnt er eine seiner kleinen Erzählungen von den Begebenheiten der letzten Tage, seit man sich nicht gesehen. War es nun der Ankauf eines neuen Spazierstocks oder das unglückliche Zerbrechen einer Mundtasse, es floß Alles so sanft dahin, daß man ganz davon erquickt wurde. Und wenn er gar eine Pause machte, um das bisher Erzählte im behaglichsten Gelächter nach zu genießen, wer hätte da nicht mitgelacht! — — Dies harmlose Geplauder — es ist mir das erst später klar geworden — war die Art, wie der thätige Geschäftsmann von der Tagesarbeit ausruhte. Es klingt mir noch lieb in der Erinnerung und mir ist, als verstände das jetzt Niemand mehr."

Ingwer Woldsen im Leben.

Theodor Storm selbst, nicht mehr der Dichter erzählt uns hier, könnten wir sagen, wenn nicht seine schönste Gestaltung tiefstes Erleben wäre [1]). Ein Urenkel des älteren Simon Woldsen, ist Ingwer Woldsen den 13. Oktober 1785 geboren und unverehlicht gestorben am 29. Dezember 1857, ein Jahr bevor Theodor Storm in seinem Briefe in die Heimat so liebevoll des Toten gedachte. An jenem Weihnachtsfest ruhte er aus von seinem Erdenleben auf dem stillen Friedhof zu St. Jürgen. Er ist Kaufmann zu Husum in der Krämerstraße gewesen,

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Magnus Voß, Chronik des Gasthauses Zum Ritter St. Jürgen zu Husum, 141. B, 71, 160, 164. Br. v. 17. Aug. 1845, v. 22. Dez. 1845, v. 24. Dez. 1845 u. v. Ende Febr. 1846. — F, 98. Br. v. Mitte Sept. 1860.

die der Knabe damals von der Hohlen Gasse aus über die Schiffbrücke erreichte.

Das zweite Haus von der Ecke der Twiete war dort vom Vater her das Geschäft der Woldsens. Unter dem spitzen Giebel lag links der Ausbau der Wohnstube, an der anderen Seite des Flurs befand sich der Laden der Kolonialwarenhandlung. Bis gegen 1890 hat dieses Haus gestanden.

Auch in den Briefen an seine Braut hat Storm an Ingwer Woldsen gedacht. Wie in den Heimatsbriefen wird mit ihm Simon Lorenzen als Teilnehmer der Weihnachtsfeier erwähnt. In Husum erinnert man sich noch heute dieses hageren alten Herrn. Voller Verehrung schreibt von ihm und den früheren Weihnachtsabenden mit Onkel Woldsen 1860 der Dichter an Konstanze.

So reich und gütig hat Ingwer Woldsen in seiner Familie gegeben, so liebevoll und fein gedachte der stille Mann vor seinem Tode der Mitbürger. Ingwer Woldsen hat den Armen seiner Vaterstadt ein Kapital von 12 000 Mark Reichsmünze vermacht, und die Erträge dieses Kapitals werden in kleineren Summen zu 18 Mark an verschämte Bedürftige verteilt. Auch die Insel Nordstrand dankt Woldsen ein gleich großes Legat.

Auch ein vaterlandstreuer Mann war Ingwer Woldsen [1], in Husums schwersten Jahren zugleich mit Peter Jensen Senator der Stadt. Unter die Protesterklärung der Beamten vom Jahre 1849 setzten beide ihre Namen, kurz bevor sich ein großer Teil der Bürgerschaft gegen die

---

[1] Vgl. zu folgendem: Felix Schmeißer, Eine westschleswigsche Stadt, 33—34, 38, 48—50, 54.

willkürlichen Verfügungen der „Landesverwaltung" verwahrte. Neben dem Namen Storms stand hier der des Kollaborators Tycho Mommsen, und wie wieder Ingwer Woldsen haben Wülfke und Kuhlmann, A. F. Woldsen und Asmussen — alles Freunde und Verwandte des Dichters — hier unterschrieben. J. Woldsen und Jensen gehören dann zu den verabschiedeten Mitgliedern des Husumer Magistrats, und schon vorher war des Dichters Lebensfreund, der Amtssekretär Brinckmann, wegen seiner landesfreundlichen Haltung entlassen worden.

August Friedrich Woldsen.

Des Weihnachtsonkels Bruder wohnt in „Unter dem Tannenbaum" zu Hamburg, die schönen Zuckerwaren schickend [1]). Es scheint an August Friedrich Woldsen gedacht zu sein, den berühmten Ehrenbürger der Stadt Husum. Er war dort am 23. März 1792 geboren und starb am 11. Dezember 1868 als Großkaufmann in Hamburg. Zusammen mit seiner Cousine Anna Katharina Asmussen hat er „der Stadt Husum ein Kapital von 96 000 Thalern Reichsmünze vermacht, das der Bestimmung der Stiftungsurkunde gemäß — bevor die Erträge der Stadt zu gute kommen — auf 130 000 Thaler angewachsen sein sollte".

Im Jahre 1864 wurde A. F. Woldsen Ehrenbürger der Stadt Husum, und heute bewahren ein Brunnen auf dem Marktplatz und die Namen der Woldsen- und der Asmussenstraße, gleichlaufend mit der nördlicheren Theodor Storm-Straße, der wohltätigen Spender An-

---

[1]) Vgl. zu folgendem: B, 195. Br. v. Anf. März 1846. — H, 197. Br. v. 15. Juli 1863. — F, 187. Br. v. 18. März 1864. — M. Voß, Fremdenführer durch Husum. Husum 1903, 8—9. Chronik des Gasthauses St. Jürgen, 141.

denken. In des Dichters Briefen wird öfter August Friedrich Woldsens gedacht.

Ein Bruder August Friedrich Woldsens war überseeischer Kaufmann, zeitweilig wohl in Holland sich aufhaltend. Seine Schwester Katharina oder „Tine“ wohnte in Woldsens Landhause hinter der Neustadt, das später das Woldsen-Stift wurde. Von einem Besuch jenes Woldsen mit einer Tochter und einem Sohn erzählt man noch heute in Husum, das so besondere Äußere von Alide Woldsen ist noch nicht vergessen. Alide Woldsen

Im April 1845 schreibt Theodor Storm über seine junge Verwandte an die Braut [1]. „Gestern habe ich zum erstenmal die Kinder des Woldsen aus St. Thomas gesehen, die bei Tine Woldsen sind; ein Junge von acht Jahren, ein Mädchen von etwa sechs Jahren; sie sind, soviel ich weiß, mit einer Kreolin erzeugt, mit der der Vater in dem dort gewöhnlichen Konkubinatsverhältnis lebt. Der Junge ist häßlich, ein Woldsen. Das Mädchen aber, Du wirst sie Dir im Sommer gewiß noch oft hinten durch den Garten holen, denn der blasse Teint, die fremdartigen spanischen Augen sind wirklich interessant. Dabei ist das Gör zutunlich und lebendig. Sie sagt auch wahr aus der Hand; ich gab ihr meine hin, sie guckte einen Augenblick hinein und sagte dann mit ihrem fremden Akzent: ‚Du bist ein guter Mensch!‘ Ob sie das allen sagt, weiß ich freilich nicht.“

Zwanzig Jahre später erzählt der „Vetter“ seine Geschichte „von Jenseit des Meeres“, die eigentlich eine Heimatsgeschichte ist. Aber Jenni war ja ein Kind des Alide Woldsen in „Von Jenseit des Meeres“.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: B, 58—59. Br. v. April 1845.

fernen Landes [1]). „Sie mochte einige Jahre weniger zählen als ich. Ihr Vater lebte derzeit noch auf einer der kleinen Inseln Westindiens, wo er — — zu einem reichen Plantagenbesitzer geworden war,“ auf Saint Croix, der Nachbarinsel von St. Thomas. „Seine Tochter hatte er — — nach Deutschland geschickt. — — Es war ein Geheimniß um das Mädchen. Nicht nur, daß sie aus einem andern Welttheil kam und daß sie die Tochter eines Pflanzers war — —; — ich wußte auch, daß ihre Mutter nicht die Frau ihres Vaters sei. — — Sie war nicht schwarz, nicht einmal braun; sie schien mir weißer als irgend ein anderes Mädchen aus meiner Bekanntschaft. Ich sehe sie noch, wie sie mit den großen Augen um sich blickte. — — Jenni — — gab mir die Hand; aber dabei schoß ein Blick von solcher Schelmerei zu mir herüber, als wollte sie sagen: ‚Wir verstehen uns; guten Tag, Kamerad!‘ — — Die kleinen Halbmonde an den Wurzeln der Nägel waren nicht wie bei uns Andern heller, sondern bläulich und dunkler als der übrige Theil derselben.“

Die Freundin schreibt von Jenni: „Sie hat ein schönes blasses Gesicht und rabenschwarzes Haar.“ So findet Alfred sie selbst. „Das waren noch die fremdartigen Augen der westindischen Pflanzertochter. — — In diesen kräftigen und doch so anmutigen Bewegungen war etwas, das unwillkürlich an die Ursprünglichkeit der Wildniß

[1]) Vgl. zu folgendem: Von Jenseit des Meeres, bes. I, 238 bis 239, 244, 250, 252, 258, 267, 269—270. — B, 57, 82. Br. v. 19. April 1845 u. v. Anf. Sept. 1845. — A. Köster in: Keller-Briefwechsel, 257.

erinnerte. — — ‚Ich weiß wohl, daß wir schön sind‘, sagte sie . ., ‚verlockend schön, wie die Sünde, die unser Ursprung ist‘.“ Den reichen Kaufherrn lernt Alfred kennen. „Ich wußte — —, daß es Jennis Vater sei, der reiche Pflanzer, mein Onkel von Vetters wegen, den ich bis jetzt noch nie gesehen hatte. — — „‚Du hättest‘,“ sagt der Vater zu Jenni, „‚bei der Abstammung deiner Mutter niemals die Gesellschaft deines Vaters theilen können‘.“

Jennis Herkunft und Äußeres, glaube ich, erstand dem Dichter in Erinnerung an die junge fremdartige Verwandte, die ihm somit das Kernmotiv und den Titel zu dieser in ihrer Art einzig dastehenden Novelle gab. Seltsam, gerade in diesen Tagen schreibt Storm an Konstanze: „Die Sonne scheint so warm in meine Stube, — — drinnen blüht und duftet die Kalla, das schlanke Kind eines anderen Weltteils.“ — Das Motiv von Jennis Herkunft, wie es der Dichter in der Familie Woldsen fand, kehrt später wieder in Heyses „Recht des Stärkeren“.

Hinter dem Garten von Storms Neustadt-Hause führt die Kirchhofsallee zu dem Woldsenschen Landhause. Das Haus, das auch in den Brautbriefen erwähnt wird, steht heute noch so, mit einem großen Strohdach gedeckt.

Familie Alsen-Scherff.

Eine Schwester Simon Woldsens [1]), der mit „Tante Fränzchen“ zehn Geschwister hatte, war mit Kaufmann

[1]) Vgl. zu folgendem: Werner Deetjen, Theodor Storm und die Familie Scherff. In: Mh. W., Bd. 110 (1911), 793—798. — B, bes. 85. Br. v. 30. Aug. 1845. — H, bes. 132, 150, 197. Br. v. 22. Sept. 1859, v. 4. Aug. 1860 u. v. 15. Juli 1863. — F, 155. Br. v. 20. Juli 1863. — Von heut und ehedem, bes. III, 152—155, 175, 183. — R. Wendt, Die Musikliebe in Theodor Storms Leben. Diss. Greifswald 1914, bes. 22, 52—53.

Otto Matthiesen in Altona, dann mit Kanzleirat Christian Alsen dort vermählt.

Aus Lucia Woldsens zweiter Ehe stammt eine Tochter Friederike Henriette Alsen, die, 1802 in Altona geboren, im Jahre 1826 den Großkaufmann Jonas Heinrich Scherff geheiratet hat. Es ist des Dichters freundliche „Tante Friede", die auch im Leben mit Mann und Kindern herzliche Beziehungen zu der Familie Storms unterhielt. Im Oktober 1876 ist Friederike Scherff gestorben.

Simon Woldsens Bruder.

Auch noch einen Bruder, der wieder Christian Albrecht hieß, hatte Storms Großvater. Mit Simons Bruder ist am 20. Januar 1831 [1]) „der männliche Familienzweig der Woldsen in der Hauptlinie" ausgestorben. So ist Theodor Storm wie seine Söhne „‚Woldsen-Storm' getauft worden, um den Namen zu erhalten".

III. Der Knabe und das Elternhaus.

Das Haus in der Hohlen Gasse.

Nur ein halbes Jahrzehnt hat Lucie Storm mit ihrem Manne im Hause am Markt gewohnt. Über ein halbes Jahrhundert sollte ihr dann noch beschieden sein, in dem Hause ihrer Jugend, das durch den Tod ihres Vaters verwaist war [2]). Es war noch ein stattliches Haus, das alte, steinerne Haus in der Hohlen Gasse, wenn auch der Giebel, der einst, Licht gewährend durch

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Mörike-Storm-Briefwechsel a. a. O., 45. Br. v. Nov. 1854.

[2]) Vgl. zu folgendem: Von heute und ehedem, III, 169, 176. — Unter dem Tannenbaum, I, 175, 178. — G. St. I, 33. Einschaltbild hinter 32.

stattliche Fensterreihen, „mit seiner geschnörkelten Sandsteinbekrönung in der Mitte des Hauses aufstieg,“ herabgenommen und die weit „in die Straße vorspringende Steintreppe“ verkürzt worden war. Doch noch heute sehen wir die „breite“ Steintreppe, die der Dichter als Knabe so oft hinaufgelaufen ist. Und wuchtig und hoch, hell und geräumig erscheint uns noch jetzt das Haus, in dem Theodor Storm seine Jugend verlebte, behütet von den Mutteraugen [1]).

Nüchtern und kühl, nicht „überschwenglich“ gütig, auch kaum zärtlich und manchmal wohl strenge ist Lucie Storm gewesen; aber eine „gute Mutter“ hat sie ihr Sohn, Theodor Storm, genannt. Etwas „Klares, Leuchtendes, Liebe erweckendes“ hat Mörike, der Seelendichter, von ihr ausgehen sehen. „Jugendfrisch“ im Herzen bis zuletzt, ist sie ins Grab gegangen, sie, die als Achtzigjährige „mit ihren schönen Augen noch immer so jugendlich auf Kinder und Enkel blickte“. „Die schönsten Augen, die ich je in meinem Leben sah,“ in der Heimat und auch weit draußen in der Welt, fand ein Jugendfreund Storms an des Dichters Mutter. Ihr Herz war offen der Kunst, und ihre Augen verstanden zu sehen die Schönheit der Natur, in ihrem Garten und draußen in der weiten, schönen Gotteswelt. **Von Storms Mutter.**

„Bei jeder schönen Aussicht dachte ich an Mutter,“

---

1) Vgl. zu folgendem: G. St. I, 49—51. — Nachgelassene Bl., IX, 141—142. — P. Schütze, 14. — Keller-Briefw., 25, 49, 52, 67. Br. St.s v. 27. Febr. 1878, v. 15. Nov. 1878, v. 18. Febr. 1879 u. v. 20. Sept. 1879. — Ein stiller Musikant, IV, 196. — H, 44, 93. Br. v. Mai 1854 u. v. 27. März 1857. — Unter dem Tannenbaum, I, 179—182.

schreibt ihr der Dichter nach Hause, und ein andermal: „Unserer Mutter wollte ich wünschen, daß sie jetzt das Erwachen des Frühlings hier sähe.“ Schön war es damals in Heiligenstadt. Der Sauerklee sprießt in den Felsenschluchten, befeuchtet von den sonnenfunkelnden Tropfen des springenden Waldquells. „Ich höre schon in Gedanken Mutters Explikationen.“ Ist die Mutter auch keine eigentlich poetische Frau gewesen, in der Liebe zur Natur war sie eins mit dem Dichter, der es einmal ausspricht: „Wie glücklich wäre ich, könnte ich so recht in und mit der Natur leben. Das ist wohl ein Erbteil, und diese Neigung nimmt mit jedem Jahre zu.“ So schreibt Storm im Mai 1854, ihrer und seines Vaters Naturfreude gedenkend.

Storms Mutter ist wie ihr Mann „Unter dem Tannenbaum“ verewigt worden, nur mit wenigen Sätzen ist sie gezeichnet. Hier in der Novelle ist sie die gutherzige, sanfte Frau und treue Mutter, bei des Jünglings Weihnachten tieftraurig um den Verlust ihres Kindes. Ich weiß nicht, warum der Dichter diese Farbe zu ihrem Bilde lieh. Vielleicht sollte nur die Stimmung an des jungen Mannes Weihnachten gedämpft sein. Hat Storm sich aber an die Wirklichkeit halten wollen und ein trauriges Familienereignis, den Tod seiner Schwester Lucie, in diese viel spätere Zeit verlegt, wird auch so die Charakteristik der Mutter eine persönliche sein. Ein schönes Wort des Dichters kann gewiß nur seiner Mutter gelten, uns sich unvergeßlich einprägend, als zugehörig zu ihrem Bilde: „Meine Mutter, die unermüdlich thätige Frau.“ In Husum aber gedenkt man noch heute der großen Liebenswürdigkeit von Storms Mutter.

Die Schwester, die wie des jungen Mannes Groß-mutter in der Dichtung noch lebt [1]), ist die „so sehr geliebte", nicht viel jüngere Gefährtin seiner Jugend, Helene, die Lieblingstochter des alten Storm. Ein trauriges Menschenlos war ihr Teil. Eine Liebe, die ihr nur Leid gab und die Kraft nahm für die Zukunft, in der eines geliebten Mannes Treue sie auch weiter geschirmt hätte vor den Stürmen des Lebens. Sie, die den Dichter so gern beim Gesange begleitet hatte, scheint seine Zartheit den Mächten des Lebens gegenüber geteilt zu haben. Gertrud Storm hat es uns gesagt, daß um ihr junges Leben der Dichter seine ergreifende Totenklage niederschrieb. Helene Lorenzen starb bei der Geburt ihres ersten Kindes, in „Aquis Submersus" scheint der Dichter ihrer gedacht zu haben. Bei Theodors Kinderweihnachten kommt zur Vordiele auch die „Schwester mit dem Kindermädchen, festlich gekleidet, die langen Zöpfe frisch geflochten". **Helene Storm.**

Schon 1829 [2]) starb Lucie Storm. **Lucie Storm.**

„Nicht war sie klug, nicht schön; mir aber war
Ihr blaß Gesichtchen und ihr blondes Haar,
Mir war es lieb; aus der Erinnerung Düster
Schaut es mich an; wir waren recht Geschwister."

---

[1]) Vgl. zu folgendem: G.St. I, bes. 41, 55, 135, 162, 165, 176 bis 177, 181, 188, 190. — Einer Toten, VIII, 211—212. — Aquis Submersus, III, 270. — Unter dem Tannenbaum, I, 176.

[2]) Vgl. zu folgendem: G.St. I, 55—56, 127—128. — Lucie, VIII, 210—211. — Pole Poppenspäler, bes. IV, 63—65. — Immensee, I, 4—7. — Geschichten aus der Tonne, Vorwort, II, 213—216. — Von Jenseit des Meeres, I, 240—241.

Ein kleines Lebensbild gibt des Bruders Gedicht. Der Tod des sechsjährigen Kindes hat einst den Jungen so traurig gemacht und ihm die Seele gegeben für seine ersten Verse. Das waren die allerfrühesten Anfänge Stormscher Poesie.

Mit ihr zusammen hat in jungen Kinderjahren der kleine Knabe geschlafen. Das erinnert uns an das Kinderidyll der beiden Gefährten in „Pole Poppenspäler", die in der Nacht die Kiste, „ein traulicher Raum, fast wie ein dichtes Stübchen," vereint. Auch an das „Tonnenstübchen" müssen wir denken, in der späteren Novelle ruht Liseis Gesichtchen an Pauls Wange. „‚Wie schön müßte es sein', dachte ich, ‚wenn das Lisei deine Schwester wäre, wenn sie dann immer bei dir bleiben könnte!'" Lucie muß eine sanfte Schwester gewesen sein, ganz wie des kleinen Reinhard Kameradin in „Immensee".

Cäcilie Storm. Übersprudelnd von Leben scheint einst Cäcilie [1]), Storms jüngste Schwester, gewesen zu sein. Sie brachte ihm Dorothea und mit ihr junge Seligkeit in sein Leben. Als Frau Do an die Stelle der nie vergessenen Konstanze treten durfte, hatten Cäciliens Augen sich schon der Welt geschlossen, der sie die Jahre vorher entrückt war durch ihr unheilbares Leiden. Mit einem dänischen Offizier von Oerstedt war Cäcilie Anfang der vierziger Jahre in kurzer, dann wieder geschiedener Ehe verheiratet.

Storms Brüder. Schweres Leid war das Los der Schwestern Theodor Storms, zur kraftvollen Entfaltung des Lebens gelangten

---

[1]) Vgl. zu folgendem: G.St. I, 55; II, 70, 129—130. — B, 114, 135, 146, 262. Br. v. 11. Okt. 1845, v. 11. Nov. 1845, v. Ende Nov. 1845 u. v. Mitte Juni 1846. — H, 101, 103, 196. Br. v. 24. Jan. 1858, v. 31. Jan. 1858 u. v. 15. Juli 1863.

die vier Söhne Casimir Storms, die sich zu des Dichters Kinderzeiten im Elternhause tummelten, Johannes, Otto und Emil, alle dem Dichter treu verbunden.

Der Familienkreis.

An den Abenden[1]) vereinigte die Familie die trauliche Stille des Hauses. Dann kam für Theodor die Stunde der Märchen, die dem Knaben einst Großmütterchen erzählte und die später der Jüngling so gern seinen Geschwistern vorlas, bis um neun Uhr der so lange tätige Vater „von seinem Kontor herüberkam" und aus seiner „seligen" Kindheit erzählte.

Die Schreibstuben und der Seitenflügel.

Casimir Storms Arbeitsstube[2]) lag „von der Hoftür aus gesehen gleich rechts im Seitenflügel". Es war des „Vaters Stube", wie sie der Dichter in „Von Jenseit des Meeres" nennt, unweit davon, im Packhause, ist das Erzählungsstübchen in der Tonne. Das „Gemurmel aus der Tonne" und „die Lichtstrahlen daraus" werden hier von den Leuten bemerkt, „die Abends zu meinem Vater gingen."

In dem Vorwort zu den „Geschichten aus der Tonne", an einer ganz ähnlichen Stelle, steht das Erzählerstübchen im „Packhause unweit der Schreiberstube", und die Leute gehen abends in die Schreibstube. An beiden Stellen muß der Schreiber Auskunft über die wunderliche Ursache geben.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: G.St. I, 52, 135.

[2]) Vgl. zu folgendem: G.St. I, 45, 65—66.. — Von Jenseit des Meeres, I, 240—241. — Geschichten aus der Tonne, Vorwort, II, 214—215. — Unter dem Tannenbaum, I, 176. — Ein Bekenntnis, VIII, 113. — Die Söhne des Senators, VII, 281 ff., bes. 284, 295, 297, 299, 302, 304—305, 313, 323. — Kuh-Briefw. a. a. O., 372. Br. v. 18. Sept. 1874.

Im „Vorwort“ können wir uns die Schreibstube mit der Schreiberstube zusammenfallend denken. In der Novelle, wo ja von des Vaters Stube die Rede ist, setzt der Dichter hinzu, daß dessen Stube gegenüber die Stube des Schreibers liegt. So liegen in „Von Jenseit des Meeres“ zwei Stuben dort, wo sich das Packhaus befindet, und zwar die Schreiberstube der Stube des Vaters gegenüber. Es ist die Novellenstelle eingehender als die spätere Angabe in der Verwertung des örtlichen Materials. Wo eigentlich des Vaters Stube oder die Schreibstube lag, ist uns aber bei beiden Erinnerungsbildern nicht gesagt.

Doch auch die Lage der Arbeitsstube innerhalb der Hausräume ist aus Storms Dichtung zu erschließen, die biographische Angabe bei Gertrud Storm bestätigend. „Drüben in dem Seitengebäude ist das Arbeitszimmer meines Vaters,“ erzählt der „Amtsrichter“ aus seiner Knabenerinnerung. Und wir erfahren mehr von jenen Räumlichkeiten an dieser Stelle. „Auf die Vordiele dort fällt heute kein Lichtschein aus dem Thürfenster der Schreiberstube;“ der alte Schreiber ist am Weihnachtsabend im Hause tätig. „Aber ich tappe mich im Dunkeln vorwärts; denn gegenüber in seinem Zimmer höre ich die Schritte meines Vaters.“ Diese Lage der Zimmer zueinander, die auch an Ort und Stelle zu erschließen ist, entspricht genau der Angabe in „Von Jenseit des Meeres“. Es erscheint nun wahrscheinlich, daß im „Vorwort“ mit der Schreibstube die Stube des Vaters gemeint ist.

In „Ein Bekenntnis“, wo zuletzt des Dichters Erinnerung bei seinem Vaterhause verweilt, lag „wenn man aus der Hausthür trat, . . rechts zunächst ein hoher

Flügel des Hauses". In der Novelle „Die Söhne des Senators", wo mir bei manchen Abweichungen am weitestgehenden die altvertrauten Räume des Elternhauses wiederzukehren scheinen, befinden sich „in dem langgestreckten Hinterhause die beiden Schreibstuben für die Kaufmannsgesellen und den Principal". Doch liegen hier die Schreibstuben hintereinander, ohne durch Gang oder Diele getrennt zu sein, wie auch diese „Geschäftsräume im Hinterhause" über den Flur zu erreichen sind. Die „vordere" heißt auch die „große" Schreibstube; die „Schreibstube hinten", eigentlich nur ein „Stübchen", ist das „Privatcabinett des Principals".

Die Stube von Storms Vater war „groß", und ein „verräuchertes" Gemach, zu der „geschwärzten" Decke sieht auch die Frau des Senators empor, aber als die hohe Mauer das Zimmer so sehr verdunkelt. „Seine alte dunkle Advokatenhöhle" hat ein junger Freund des alten Storm Wirkungsstätte scherzend genannt.

Gleich groß und recht geräumig sind die beiden Stuben im Seitenflügel des Hauses der Hohlen Gasse gewesen. Die Stube von Storms Vater lag nach der Straße und war 7 qm groß und 3¼ m hoch. — Auf der Diele, zwischen den beiden Stuben, muß die Tonne gestanden haben, wenn sie nicht in der Torfahrt des Packhauses, also nicht eigentlich im Packhause ihren Platz hatte. Das Packhaus ist der linke, den Flügel umfassende Nebenbau des Hauses.

Von Storms Vater.

Wie Johann Casimir Storm [1]), dieser ernste Mann

[1]) Vgl. zu folgendem: St.'s Briefe. — G. St. I, bes. 14 ff., 18, 45. — H, 44, 181—182. Br. v. Mai 1854, Br. v. 10. April 1862 u. Anm. — Unter dem Tannenbaum, I, 176—179, 191. — P. Schütze, 14. — Kuh-Briefw. a. a. O., 371—372. Br. v. 18. Sept. 1874.

von manchmal feierlichem Wesen, sich liebevoll in das Wesen der Natur versenkt, ein Vogelfreund und Rosenliebhaber, zu diesem Bilde geben uns viele innige Züge Storms Briefe und die Dichterbiographie von der Tochter Hand. Sollte es wahr sein, daß er wirklich nur wenige Dichtungen des Sohnes gelesen, ihm, der als alter Mann so traulichen Verkehr pflegte mit den Spreen, den Freunden aus seinen schönen Kindertagen, dankt bewußt der Sohn seine Naturliebe, eine Sonnenseite seines Dichtergemüts.

Einzig wohl in Storms „Heimwehnovelle" wurde die Gestalt des Vaters aus dem Leben herübergenommen. Hier lebt in ganz wenigen, aber wohl charakteristischen Zügen das Bild Johann Casimirs. „In seinem Zimmer höre ich die Schritte meines Vaters. Er arbeitet schon nicht mehr," es ist ja Weihnachtsabend. „Mit einer feierlichen Unruhe geht er zwischen den mit Papieren bedeckten Tischen umher, in der einen Hand den Messingleuchter mit der brennenden Kerze, die andere vorgestreckt, als solle jetzt alles Störende ferngehalten werden." Er nimmt die goldene Tabaksdose, das Familienandenken, und blankes Geld für seine Leute aus dem Pult. „‚Ist Onkel Erich schon da?' fragt er, ohne sich nach mir umzusehen. — ‚Noch nicht, Vater! Darf ich ihn holen?' — ‚Das könntest du ja thun'." Inzwischen hat der Vater die Weihnachtsstube aufgesucht. „Die Hände auf dem Rücken, mit langsamen Schritten geht mein Vater auf und nieder. ‚Nun seid Ihr da?' fragt er stehen bleibend." Dann kommt „Onkel Erich" und erzählt, alle müssen lachen bei seinen Schnurren. „Mein Vater nimmt vergeblich seine kritische Prise; er muß endlich doch mit einstimmen."

Lebendig ist in Husum noch heute die Gestalt des „olen Storm“, des zurückhaltenden und gutherzigen Mannes, mit mächtigem Haupthaar und in langem Gehrock, wie er den ganzen Tag in seiner Schreibstube saß und ihn seine Schnupftabaksdose nie verließ.

Auf dem Lichtbilde, das die Eltern dem „Amtsrichter“ schenken, ist „das noch dunkle volle Haar seines Vaters deutlich zu erkennen“. Das war Casimir Storms „dichtes, braunes Haar“, das so berühmt an ihm gewesen ist. Als Storm die Novelle „Unter dem Tannenbaum“ vollendete, war sein Vater 72 Jahre alt.

Storms Vater und die Spreen.

In rastloser Tätigkeit erblickte Storms Vater [1]) die Aufgabe des Mannes; er hatte keinen Sinn für die kleinen Freuden dieses Lebens, so spricht es Storm aus von seinem Vater. Und doch entbehrte sein tägliches Arbeiten nicht kleiner Ruhepausen; in ihnen wußte Storm sich eine harmlose Ableitung zu schaffen, die als ein so liebenswürdiger Zug seines Wesens uns überliefert worden ist. Aus seiner Arbeitsstube sah man den alten Storm auch „mitunter in den Garten gehend, wo ihn ein großes Taubenhaus besonders beschäftigt“ hat. Oder er trat heraus, um die Stare zu beobachten, denen er im Garten hatte Brutkästen anbringen lassen, zur Erinnerung an seine Knabenzeit. Als Junge hatte er Krammetsvögel gefangen, nun zwitschern ihm die Spreen von der Poesie seiner ländlichen Heimat.

Geradezu zu seinem Bilde gehören die Stare in der

---

[1]) Vgl. zu folgendem: P. Schütze, 14. — Kuh-Briefw. a. a. O. 271 u. 371—372. Br. v. 13. Aug. 1873 u. v. 18. Sept. 1874. — G.St. I, 45. — H, 35, 39—40, 47—48, 57. Br. v. 1854, 1855 u. 1857.

Vorstellung des Sohnes. Wenn die Spreen da sind, wird es Frühling, und der Vater beginnt, mit dem alten Krebs zu gärtnern. Casimir Storms Geburtstag ist vor der Tür, an dem als erste Freude der Morgengruß der Stare nicht fehlen wird. Stellt sich dann der Sommer ein, möchte wohl der Dichter mit seinen Eltern in ihrem kleinen Blumengarten sein und den Spreen zuhören. „Freund Schnee, der auch vom Lande stammt," muß hören von den Spreen des Vaters, ihm ist ihre Ansiedlung in Potsdam nicht gelungen.

Des Vaters Vorliebe für die Stare hat sich auf den Sohn vererbt. Als für ihn die Berufsarbeit beginnt, unterbricht er sie gern durch einen Spaziergang in den Garten, „um einmal nach den Spreenkästen zu sehen." So hat er es auch später gehalten, daß man beim Arbeiten „einmal in den Garten guckt und die Spreen pfeifen hört". Als Storm sich nicht wohl fühlt in der Fremde, bedrückt durch die ungünstigen neuen Verhältnisse, sehnt er sich nach der Heimat, wo er von der Neustadt zur Hohlen Gasse „schlendern" kann, „nach dem Garten und den Schweinen sehen und aufhorchen, ob die Spreen schon wiedergekommen — da wär ich vielleicht schon hergestellt."

Storms Vater kannte jeden Vogel an seinem Gesang, von ihm lernte Theodor als kleiner Knabe die Vogelstimmen richtig zu unterscheiden. Ein Vogelliebhaber ist der Dichter geworden.

Schreiber Clausen.

In der Schreibstube arbeitete, als Theodor ein Kind war, der alte Schreiber Clausen [1]). Auch er gehörte zum

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Die Söhne des Senators, bes. VII, 297

Hause, und bei den Kindheitserinnerungen darf dieser alte Mann nicht fehlen. In jenem Brief aus der Fremde, wo Storm so lebhaft der heimatlichen Weihnachten gedenkt, spricht auch von ihm der Dichter. Der Knabe hat einen „dampfenden Futjen“ erwischt, nun geht es schnell hinauf, dem Onkel entgegen, dann wird die Feier beginnen. „Auf dem Wege noch einen Blick durch das Hoftürfenster nach Clausen's Comtoir; ja, da wars schon dunkel, der war schon mit Thomas drinnen und half die Kerzen anzünden.“

In der Weihnachtsnovelle, die aus diesem Heimatsgedenken erwachsen zu sein scheint, lebt auch diese Erinnerung; bei dem Besuch des Vaters wird sein treuer Gefährte, der freundliche dienstbare Geist der Familie, nicht vergessen. Dunkel ist es am Weihnachtsabend in der Schreibstube, „der alte Tausendkünstler ist von meiner Mutter drinnen bei den Weihnachtsgeheimnissen angestellt.“ Als der Vater den Sohn zum Weihnachtszimmer begleiten will, sucht er erst „blanke Silbermünzen für die Dienstboten . ., eine Goldmünze für den Schreiber hervor“. Auch in den Briefen an seine Frau hat Storm des alten Clausen gedacht.

Thomas war der Kutscher des Hauses [2]), auch eine wichtige Person für den Knaben, die mithalf, ihm sein Weihnachten zu verschönen. Auch in der Dichtung gedenkt

Kutscher „Thomas“.

---

bis 300, 302—305. — H, 122. Br. v. 19. Dez. 1858. — Unter dem Tannenbaum, I, 176—177. — F, 98. Br. v. Mitte Sept. 1860. — G.St. I, 62—69, 69—70.

²) Vgl. zu folgendem: Unter dem Tannenbaum, I, 175—176. — G.St. I, 169; II, 98. — Der Herr Etatsrat, VI, 219—220. — P. Schütze, 52—53.

er ihrer. Während der Knabe vor der Tür der Weihnachtsstube etwas zu erlauschen sucht von der bald beginnenden Herrlichkeit, „kommt von der Hoftreppe herauf der Kutscher, eine Stange mit einem Wachslichtendchen in der Hand. — ‚Schon anzünden, Thoms?' Er schüttelt schmunzelnd den Kopf und verschwindet in die Weihnachtsstube."

„Der junge Kutscher" des Vaters, „Thoms Knappe" von den Freunden genannt, verstand die Jugend, auch die fröhlichen Studenten. Die Seele eigentlich von der sonnenbeleuchteten Reise, die einen so lieblichen Einschlag in jener trübe und grell beleuchteten Novelle bedeutet, ist Thoms, Storms Freund aus der Kinderzeit. Als später dem jungen Advokaten in Husum fröhliche Sommerwochen im heiteren Jugendkreise, deren Mittelpunkt schon des Dichters lebensfrische Cousine ist, beschieden sind, gehört es zu ihren beliebten Vergnügungen, „Thomas, den früheren Kutscher Johann Casimir Storms, in Rödemis zum Kaffee zu überfallen." Auch Thomas' Frau verstand es, den jungen Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen. Mit treuem Gedenken hat Storm seinem alten Freunde vergolten, Thomas Ingwersen hat er mit seinem ganzen Namen geheißen.

Erdgeschoß und Keller.

Nicht, wie in „Die Söhne des Senators"[1]), steht der Seitenflügel des Hauses unmittelbar mit dem Flur in Verbindung. Sonst hat auch das Woldsensche Haus

[1]) Vgl. zu folgendem: Die Söhne des Senators, VII, 284, 295, 302, 323. — Unter dem Tannenbaum, I, 175—179. — H, 122. Br. v. 19. Dez. 1858. — G.St. I, 33, 69—70. — Von heut und ehedem, bes. III, 172, 176, 179. — Auf dem Staatshof, bes. I, 64. — In der Sommermondnacht, bes. 90. — Von jenseit des Meeres I, 241—242. — F, 139. Br. v. 9. Juli 1862.

„einen weiten, hohen Flur mit breiter Treppe in das Oberhaus" und „zur Linken neben der mächtigen Hausthür das Wohnzimmer". Hier nimmt am Weihnachtsabend die Familie den Tee ein; in die Weihnachtsstube rechts geht man dann, wo, zurückgestrahlt von dem großen Wandspiegel, der brennende Baum seinen Platz hat. Die Zimmer zu beiden Seiten des Flurs sind am Weihnachtsabend erleuchtet. „Die Messingthürklinken sind womöglich noch blanker als sonst; die große gläserne Flurlampe leuchtet . . noch heller auf die Stuckschnörkel an den sauber geweißten Wänden." Zur Außendiele zieht „vom Keller herauf aus der geräumigen Küche . . der Duft des Gebäckes."

Die Küche lag im Hinterhause, denn die Hoftür war nicht weit. Dem entspricht ihre Lage in „Die Söhne des Senators", an einem Gange, der Flur und Hof verbindet. Doch liegt sie dort zu ebener Erde, in Storms Elternhause aber nach „Unter dem Tannenbaum" und „Von heut und ehedem" im Kellergeschoß, wo auch die Gesindestube war.

Gerade wie in der Weihnachtsnovelle kehrt ihre Lage wieder in der ersten Fassung von „Auf dem Staatshof". In der späteren Ausgabe hat der Dichter die ganz bestimmte Erinnerung an sein Elternhaus ein wenig verhüllt. In dem Waschhause am Hofe hört der Knabe „drunten im Wohnhause aus der im Erdgeschoß befindlichen Küche das Kaffeegeschirr herauftragen". „Aus der Keller-Etage," hatte es in der Fassung der „Sommermondnacht"-Novellen geheißen.

Die Hoftür hat ein Fenster, mehrere Stufen führen zum Hofe hinab. So viel wir von der Lage der Zimmer

wissen, ist es wahrscheinlich, daß sich kein Pesel im Hause befand, und es ist uns dies ausdrücklich bezeugt.

Wir können aber noch heute Storms Elternwohnung besuchen. Wirklich geht es von dem Gange, der Flur und Hof verbindet, zur Küche hinab. Stuckverzierungen befinden sich noch jetzt an Wänden und Decken des Hauses, besonders ausgestaltet im Zimmer rechts, das bei Storms Eltern auch das Musikzimmer war. Hinter dem Wohnzimmer nach dem Garten hinaus, wo ein Jasminstrauch wie ehedem vor dem Fenster steht, ist das Kinderzimmer gewesen. Wir denken an des Jungen liebliche Räuberbraut in „Von Jenseit des Meeres“. An den Zimmern nach dem Garten hinaus hat Storms Herz so sehr gehangen.

Storms Weihnachten.

Des Dichters Weihnachtserinnerung [1]) gibt ein wenig Kenntnis von den unteren Räumen seines Heimatshauses. Es ist die Erinnerung an jenes Fest, das ihm sein ganzes Leben hindurch das schönste blieb, das er uns auf den wenigen Seiten schildern konnte so innig und schlicht, wie Glückliche unter uns ganz ähnlich ihr Weihnachten erlebt haben. Schütze und Gertrud Storm nehmen aus „Unter dem Tannenbaum“ Storms Kinderweihnachten

---

[1]) Vgl. zu folgendem: P. Schütze, 21—24. — G.St. I, 63—70. — H, 29—31, 49, 71—75, 85—89, 101, 122—123, 137—142, 161, 174—175, 190, 208—212. Briefe aus den Jahren 1853—1863. — Unter dem Tannenbaum, I, 175, 186, 190. — Abseits, I, 208. — E. Meyer, Die Technik der Gestaltendarstellung in den Novellen Theodor Storms. Novellen der Frühzeit 1847—1872. Diss. Kiel 1907. — Th. St., Immensee, in: Volksbuch auf das Jahr 1850, 56—86, bes. 68. — Immensee, bes. I, 5, 7—8, 13. — Zu Berta von Buchau vgl. auch: H. Binder, Theodor Storm (Hesses Volksbücherei). Leipzig [1913], 56—62.

in die Lebensbeschreibung hinüber. In Gertrud Storms Buche ist auch die Weihnachtserinnerung wiedergegeben, aus der die Christfestnovelle hervorgewachsen zu sein scheint.

Weihnachten 1858 gedenkt so besonders lebhaft der Dichter in den Heimatsbriefen der häuslichen Weihnachten; vergessen hat er sie, gerade in der Fremde, niemals. Die ersten Weihnachten in Potsdam wird der Dichter „die alten lieben Husumer Futjen" vielleicht in Tränen essen müssen, und der Baum wird nur klein sein, „nicht so groß wie der Husumer." Auch im nächsten Jahre brennt ein Tannenbaum, „freilich so groß nicht wie in Husum." Ganz wie „einst vor Jahren" in der Weihnachtsstube der Hohlen Gasse wird 1855 hinter dem „kleinen" Weihnachtsbaum ein Spiegel befestigt, „damit die Herrlichkeit sich auch selber beschauen könne," auch der Wald mit dem Pfefferkuchenhäuschen, an den Weihnachtsgarten „Harros" erinnernd. Am Weihnachtsabend gibt es „Tee und Husumer braunen Kuchen".

Wie Storm das Weihnachtsfest verlebt, scheint bei ihm bedeutsam für sein Wohlbefinden. In Heiligenstadt, wo der Dichter sich wieder mehr wie zu Hause fühlt, ist schon das erste Jahr die Weihnachtszeit „doch noch gerade so schön wie in den Kinderjahren", und Husumer Weihnachtsstimmung hat sich über das Haus gebreitet. „Es wird Weihnachten! Mein ganzes Haus riecht schon nach braunem Kuchen — versteht sich nach Mutters Recept. — — Den Weihnachtsbaum, der auf der Diele steht und genau bis an die Decke reicht, habe ich bis auf das letzte Fädchen ganz allein hergestellt, außerdem eine schöne Tannenverzierung über dem Sofa, vor welchem

nach alter Weise der Teetisch mit den braunen Kuchen steht." Es ist wie im Hause des „Amtsrichters", wo in dem „Comfort von Mahagonistäbchen mit blankem Messingeinsatz" der Teekessel kocht. „Wie daheim einst in der großen Stube des alten Familienhauses, so dufteten auch hier in dem kleinen Stübchen die braunen Weihnachtskuchen", nach dem alten Familienrezept bereitet.

Es gehört zu Storms Weihnachten, Mutters herrliches Weihnachtsgebäck, das den „Amtsrichter schon als Knaben . . entzückt hatte. — — ‚Was für gute Geister aus diesem Kuchen steigen', sagte er." Und im Dezember 1857 schreibt Storm an seine Mutter: „Ich wollte, Du könntest mir einige von Deinen Futjen herüber präsentieren, es steckt doch ein Teil meiner Kinderweihnachtspoesie darin." Echt „Husumer Pfeffernüsse und Kuchen" bäckt dann später Konstanze dem Freunde, Landrat von Wussow, zum Christfest. — In „Abseits" werden dem Schullehrer „die braunen Pfeffernüsse" gereicht, die „die Frau Senatorin — — alle Jahr zu Weihnachtabend" bäckt.

Ein Jahr nach seiner „Weihnachtsidylle", „Unter dem Tannenbaum", die dem Dichter „so besonders gelungen", entstand die Novelle „Abseits", von verhaltener patriotischer Leidenschaft durchglüht, aber auch wieder heimatliche Weihnachtsstimmung atmend.

Eine Weihnachtsnovelle fast war „Immensee" in seiner ersten Fassung. Die Weihnachtstanne der Fremde scheint herüberzustrahlen aus heimischer, traulicher Festzeit. Als Reinhard spät am Weihnachtsabend die Straßen der Universitätsstadt durchwandert, bricht aus einem Fenster „noch ein heller Kerzenschein in das Dunkel

hinaus. — — Es waren hohe Läden vor den Fenstern, er sah nur die Spitze des Tannenbaums mit der Knittergoldfahne und die obersten Kerzen. — — Die Kinder da drinnen ahnten es nicht, daß draußen Jemand — — auf das Treppengeländer geklettert war und sehnsüchtig in ihre Freude wie in ein verlorenes Paradies hineinsah."

Da gedachte Reinhard des heimatlichen Weihnachtens, und wie der Jüngling immer für Elisabeth den Weihnachtsbaum ausschmückte. „Am Vorabende hatte man immer den großen Menschen auf's eifrigste damit beschäftigt finden können, Papiernetze und Flittergold auszuschneiden, Kerzen anzubrennen, Eier und Mandeln zu vergolden und was sonst noch zu den goldenen Geheimnissen des Weihnachtsbaums gehörte." — Auch an die mit Berta von Buchau verlebten Weihnachten scheint Storm in dieser Novelle zu denken, zu der manche Züge der Jugendgeliebten Bild gegeben zu haben scheint.

Das Obergeschoß des Hauses.

Das zweite Stockwerk des Woldsenschen Hauses [1]) ist unbewohnt gewesen, als Storm ein Knabe war, das erzählt uns der Dichter selbst. Im Obergeschoß aber befindet sich der Saal. Denn Großmütterchen ging einst, als sie die unteren Zimmer durchwandert hatte, „oben in den hellen Saal." Der Saal ist wohl, vielleicht besonders in des Dichters Kindheit, wenig gebraucht worden, so daß deshalb das obere Stockwerk als unbewohnt bezeichnet werden konnte. Hatten Storms Eltern sehr viel

[1]) Vgl. zu folgendem: Von heut und ehedem, III, 170—172, 177. — B, 248—249. Br. v. 12. Juni 1846. — G. St. I, 160. — F, 162. Br. v. Aug. 1863. — Im Sonnenschein, bes. I, 321, 326.

Besuch, wurde in späteren Jahren dort gespeist. Der Saal liegt an der Vorderseite des Hauses. Denn von seinen Fenstern blickt man über die Nebengasse hin zur Reede zwischen dem grünen Festlande und der Nachbarinsel hinaus. An der Breitwand des Saales wird zu Großmutters Zeiten der Ofen gestanden haben.

Denn gegenüber führt eine Tür in das N e b e n - zimmer, dessen Wände mit den Vernetschen Kupferstichen geschmückt waren. Auch diese Stube wird benutzt, als Storm ein junger Mann war. Hatte sich bei Storms einmal recht viel Jugend versammelt, wurde wohl oben „in der nach den seltenen Stichen an den Wänden benannten ‚Kupferstube'" getanzt. Bei einem Besuche in der Heimat saß zwanzig Jahre später der Dichter „in der Kupferstube zu schreiben. Mir gegenüber auf dem Dach im Sonnenschein klappert ein Storch, das ist so heimisch und husumsch". — Es verlegt Storm an einer anderen Stelle diese Stube h i n t e r den Saal. Aber wie schon aus „In Großvaters Hause" zu erschließen ist, hat rechts neben dem Saal die kleinere Stube gelegen.

Fast unverändert sind heute diese Räume. Drei Fenster hat der Saal; der Tür gegenüber befindet sich noch die Ofennische, wo auf dem Untersatz des Ofens vor nicht langer Zeit noch die Figur der Hygiea gestanden hat. Die Wände und Decken der beiden Stuben sind noch wie einst mit Stuck verziert. — In der Gartenstube, die hinter der Kupferstube gelegen ist, hat einst Großmutter Woldsen, später die Mutter Storms gewohnt. Daran wird auch in Briefen gedacht. Die Lage von Großmutters Zimmer ist in „Im Sonnenschein" ebenso wiedergegeben.

Magdalena Woldsen.

„Von heut und ehedem", der letzte Teil der „Zerstreuten Kapitel" [1]), sind der Erinnerung an Magdalena Feddersen, wie die Großmutter als Braut hieß, geweiht. Strahlend in Jugend und Schönheit, scheint sie zu verkörpern alle Anmut ihrer liebenswürdigen Zeit, schon damals die Seele ihrer Umwelt.

Im Hause ihres Vaters lernen wir sie kennen. Von droben hatten „zwei blaue Mädchenaugen aus einem blonden, leicht gepuderten Köpfchen neubegierig und lachend auf den Flur hinab geblickt. — — Ein kleiner Schritt klapperte die Treppe hinab, und da stand es unten auf dem Flur, das Großmütterchen; eine zierliche Gestalt, hausmütterlich ein weißes Schürzchen vorgebunden, das Brusttuch mit einer Rosenknospe zugesteckt". Wohl weiß sie sich zu bewegen bei dem gestrengen Schwiegervater, dem armen Meister Silhouetteur und der ehrbaren Gesellschaft. Doch ihre Gedanken weilen da, wo ihr Herz ist. Glücklich lächelt sie zur guten Nachricht vom „Herzallerliebsten", „sorgsam barg sie ihren Brief unter der Rose ihres Brusttuchs." In lauschiger Garteneinsamkeit ihres Zukunftshauses liest dann das Großmütterchen, jung wie Maililien damals, den Brief des getreuen Bräutigams.

In „leichter Contusche" war damals die liebliche Braut durch die Hohle Gasse geeilt, vielleicht so zart und duftig gekleidet, wie sie uns auf dem Schattenriß des Buches der freundschaftlichen Gesellschaft entgegenlacht.

[1]) Vgl. zu folgendem: Von heut und ehedem, III, 149 ff., bes. 159, 161—166, 169, 172—174. — G.St. I, Einschaltbild hinter 96. — Im Saal II, 303 ff. — Im Sonnenschein, I, 311 ff.

Vielleicht hat auch ein wenig Umriß der Dichter von diesem Bilde geliehen, ein Gemälde hat es wohl nicht von Magdalene gegeben. Aus den leuchtendsten Farben ließ Theodor Storm ihr „frisches Bild" erstehen, das aber auch einzig aus dieser Dichtung uns zulächeln sollte in unvergänglichem Liebreiz.

Vielleicht hatte Großmütterchen, als sie ganz jung war, die goldenen Kinderlocken der „Barbara", die ja auch eine Zeit später den sanften Großvater heiratete, und war ganz das heitere, liebe Kind wie sie. Barbaras Brautbild tritt in „Im Saal" ganz zurück, wie die Gestalt der jungen Großmutter in „Im Sonnenschein".

Großmutter Woldsen in der Familie.

Als Großmutter Woldsen der Mittelpunkt der Familie [1]), der Kinder treusorgender Freund und Beistand war, da stand sie noch inmitten des Lebens. Denn viele Jahre waren ihr vergönnt. Rüstig waltend in ihrem Kreise hat sie der Dichter in „Unter dem Tannenbaum", seiner Heimat-Sehnsuchtsnovelle, uns vor Augen geführt, „die alte, geschäftige Frau, den Speisekammerschlüssel am kleinen Finger, einen Teller voll Gebäckes in der Hand. Wie blitzschnell das verschwindet!" Es war ja Weihnachtsabend und das braune Kuchengebäck nach Großmutters Rezept gemacht.

Man weiß noch heute in Husum zu erzählen, wie Großmutter Woldsen einst mit den Kindern gescherzt und gespielt hat. „Großmutter, was sollen wir essen?" fragten die Kinder. „R e i c h e Ritter!", sagte dann wohl die

---

[1]) Vgl. zu folgendem: G.St. I, bes. 53, 194—195. — Unter dem Tannenbaum, I, 176, 190, 197—198. — Von heut und ehedem, III, 170—172. — Im Saal, bes. II, 305—306.

Großmutter mit schelmisch-würdevoller Betonung, und die Kinder lachten. — Wurde der Tannenbaum geplündert, so hielten die Kinder Schlachtfest, und die Teigkuchentiere wurden zerteilt, in Schinken, Rippenbraten und Kopfstücke. Beim Herstellen der Wurst aber mußte Großmutter Rat schaffen. Sie machte Papierstreifen und nähte sie zusammen, dann wurde etwas Teig von den Kuchentieren hineingeschüttet. Großmutter erst hatte das Schlachtfest vollkommen gemacht, glückliche Kindergesichter waren ihr Lohn.

Magdalena Woldsen hatte das Geschenk der Göttin Hygiea erhalten, und „sie stand auf gutem Fuß mit dieser Göttin der Gesundheit“. In dem Hause ihres Mannes und ihrer Kinder da durfte sie wirken „weit über ein zweifaches Menschenalter hinaus“.

Auch sie war „wurzelfest geworden in der Heimath“, wie die andern der ehrenwerten Familie. „Sie kannten sich alle, über Geburt und Tod hinaus, denn sie kannten Art und Geschlecht der Jungen, die geboren wurden, und der Alten, die vor ihnen dagewesen waren.“ Ja, so konnte der „Amtsrichter“ sprechen, der Heimat gedenkend. Wir glauben ihn vor uns zu sehen, den Familienkreis des Woldsenschen Hauses, von dem uns fast ebenso schon früher der Dichter erzählt hat. „Sie kannten sich Alle; die Alten hatten die Jungen aufwachsen, die Ältesten die Alten grau werden sehen; von Allen wurden die anmuthigsten und spaßhaftesten Kindergeschichten erzählt; wo kein Anderer sie wußte, da erzählte die Großmutter.“

Im „Saal“[1]) erzählt nach der Taufe der Urenkelin Die alte Großmutter.

[1]) Vgl. zu folgendem: Im Saal, II, 303 ff., bes. 305—306, 311. —

die Großmutter. Als Storm diese Novelle schrieb, hatte Magdalena Woldsen schon ihren ersten Urenkel begrüßen und auch auf ihren Namen taufen lassen können.

Zu erzählen verstand Großmutter Woldsen, und der Dichter hat uns teilnehmen lassen an den Kindergeschichten, deren auch der Greis noch in seinen Lebenserinnerungen gedenkt. Aus ihren Mädchen- und Brauterinnerungen wie den Eindrücken der kleinen Familienbilder gestaltete sich später dem Dichter der liebenswürdige Kreis des Hauses an der Schiffbrücke.

Der Dichter hat uns gesagt, wie die Großmutter erzählte. „‚Früher?‘ wiederholte die Großmutter; dann verstummte sie eine Weile und saß da wie ein lebloses Bild; ihre Augen sahen rückwärts in eine vergangene Zeit, ihre Gedanken waren bei den Schatten der Dinge, deren Wesen lange dahin war.“ Sie hielt dann wohl „auf ihrem Schoße, den sie mit einem weißen Schnupftuch überbreitet hatte, — — eine dampfende Kaffeetasse,“ doch die Gedanken lassen sie „des gewohnten Trankes . . vergessen“. Ihr Enkel hat sie wohl oft so gesehen, auch wie sie schließlich „das Tuch auf ihrem Schoße sorgsam zusammenlegte“. Der Großmutter Tochter bestätigt uns die Wahrheit dieses kleineu Vorganges.

Als auch über Großmütterchen endlich die Gebrechen

G. St. I, 42, 52; II, 28—30. — Von heut und ehedem III, 170, 181—182. — Nachgelass. Bl., IX, 140. — Im Sonnenschein, I, 321, 327. — Lucie Storm bei G. St. I, 23—24. — Von heut und ehedem, III, 170, 181—182. — Ein grünes Blatt. I, 104—105. — H, 13—14, 47. 1. Br., Br. Storms an die Großmutter vom Herbst 1853; Br. v. Juni 1854. — Unter dem Tannenbaum, I, 198. — Kuh-Briefw. a. a. O., 372. Br. v. 18. Sept. 1874.

des Alters kommen, begegnet es ihr zuweilen, „daß sie für — — der Jüngeren Anschauung weit aus einander liegende Zeiten und Personen verwechselte,“ ganz wie der „Urgroßvater“ in der Novelle „Ein grünes Blatt“. Wie die Großmutter kann er berichten von den Geschicken ganzer Geschlechter, „ein Stillleben nach dem andern entfaltete sich aus diesen milden Reden. — — Manches Mal freilich schien er die Zeiten zu verwechseln, die Söhne mit den Enkeln, die Enkel mit den Enkelkindern. Dann sagte das Mädchen wohl: ‚Ihr irrt Euch, Großvater; es war' mein Ohm, es war meine Mutter, von der Ihr sprecht'.“ So hatte sich in der Erinnerung der alten Dame die Gestalt des Enkels mit der des kleinen Simon, seines Oheims, verwoben.

Als Storm in die Fremde wandern mußte, da sollte ihm von der Großmutter für die Zukunft seines Lebens nur „die Erinnerung der Liebe und Sorge bleiben“, die sie für ihn und seine Familie allzeit gehabt. Die Erinnerung aber lebte in einem treuen Herzen. Als Großmütterchen noch gedenken kann ihrer Lieben in der Ferne, hängt ihr Bild, mit den schönsten Kornblumen bekränzt, im Hause ihres Enkels. Als Magdalena Woldsen für immer die Augen geschlossen, läßt der Dichter, der schon der alten Frau so liebevoll in „Im Saal“ und „Im Sonnenschein“ gedacht hatte, in „Von heut und ehedem“ auferstehen ihr Bild in allem Zauber ihrer Jugend.

Ihres Todes gedenkt der Dichter wieder in „Unter dem Tannenbaum“. Die Gruft, die Storm einst in Begleitung der alten Dame besuchte, hat der „Amtsrichter“ das letzte Mal offen gesehen, als die Urgroßmutter seines Sohnes starb, „eine Frau in hohen Jahren, wie sie den

Unserigen vergönnt zu sein pflegen“. Seltsam, Magdalene Woldsen wurde gerade so alt, wie es die Großmutter in „Im Saal“ war, die sich sehnte, wieder mit ihrem Manne und Sohne vereinigt zu werden.

„Hier im Saal stand auch seine Leiche,“ dort wo einst die „lustige Hochzeit“ gewesen war. Das gilt auch wohl von dem Saal des Woldsenschen Hauses; dort, wo einst Magdalena, „hoch aufathmend in Glück und Lebensfülle,“ selige Zukunft erträumt hatte, stand wohl viele Jahre später, „mit schwarzem Tuch überzogen,“ der Sarg Simon Woldsens. Im Saal war dann wohl auch Großmütterchens Leiche aufgebahrt, als ihr noch ein langer Zeitraum des Wirkens im Familienhause vergönnt gewesen war. Oben im Saal der Hohlen Gasse sind einst Storms Eltern getraut worden.

Der Boden des Hauses.

Vom zweiten Stockwerk ging es hinauf auf den Boden[1]). Das war dem Knaben ein Reich für sich, ein Reich seiner Träume und seiner munteren Spiele. Ungewohnte weite Räume fand der junge Theodor dort und eine Stätte der Vergangenheit. Urväterhausrat, vielfach schon vom Großvater einst übernommen, ist dort aufgespeichert. Und der Knabe mit den träumenden und doch so wachen Augen steigt so gern zum ersten Boden empor, um zu sinnen und zu schauen.

Bodenhausrat: Der Ohrenlehnstuhl.

Düster konnte der Schrank[2]) mit dem Sterbehemd der Großmutter stimmen. „Auch wurde es mir zuweilen

---

[1]) Vgl. zu folgendem bes.: P. Schütze, 17—18.

[2]) Vgl. zu folgendem: Von heut und ehedem, III, 177—179. — Renate, V, 73. — B, 208—209. Br. v. 28. März 1846. — Sturmnacht, VIII, 226—227.

unheimlich, daß dort unter der Dachschräge der große Ohrenlehnstuhl, in welchem einst der Großonkel seinen letzten Seufzer gethan hatte, immer so unverrückt auf seinem Platze stand, als warte er darauf, daß sich endlich wieder Einer in ihn hineinlege." Doch war der Tod des Oheims, den der alte Stuhl dem Knaben vor die Seele führte, vielleicht ein friedlich sanfter gewesen. Der Dichter hat wohl an diesen frühen Eindruck sich erinnert, als er von „Onkel Josias'" Scheiden erzählte, der in „seinem großen Lehnstuhl" sitzend, den letzen Hauch seines stillen Lebens atmet.

Den Ohrenlehnstuhl seines elterlichen Bodens hat Storm wohl später in seine eigene Wohnung mit hinübergenommen. Im altertümlichen Hause in der Neustadt finden wir ihn wieder, des Dichters Phantasie belebend, selbst zu wunderbarem Leben erwachend. „Der Lehnstuhl mit den Ohrenklappen, worauf das Streifchen Mondlicht so hastig hin und her huscht, macht seine Arme auf und zu. Aber es sind matte, traumhafte Bewegungen." Im Jahre 1849 hat das Gedicht dieser „Sturmnacht" seine Form erhalten, und es heißt von dem alten Stuhl: „Da müht sich, der Lehnstuhl die Arme zu recken."

Auf dem weiten Boden hat alles seine Geschichte [1]), auch der „altmodische bunt fournirte Schrank mit dem hohen Aufsatz". Er war es wohl, der einst Großmütterchens frisches Antlitz in seinen Spiegelscheiben vorüberwandeln

Ein alter Schrank.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Von heut und ehedem, III, 170, 178. — Im Sonnenschein, I, 322. — Die Söhne des Senators, VII, 289. — Hinzelmeier, III, 17—18. — Der Spiegel des Cyprianus, II, 255—257. — Im Nachbarhause links, VIII, 10. — Auf dem Staatshof, I, 63. — Kuh-Briefw. a. a. O., 265. Br. v. 22. Dez. 1872.

sah, als sie den Saal des Woldsenschen Hauses durchschritt, wo viele Jahrzehnte später noch die „Spiegelcommode“ steht.

Der Aufsatz von Großmütterchens Mahagonischrank war „mit vergoldeten Vasen und Guirlanden“ geschmückt. Wir denken an der „Frau Senator“ „zierliche Schatulle mit Spiegelaufsatz — —, dessen reich vergoldete Bekrönung aus einer von Amoretten gehaltenen Rosenguirlande bestand“, wie an Hinzelmeiers „Urgroßmutterschrank“ und dem Wunderschrein in dem Zaubergemache gegenüber. „In der Mitte desselben gewahrte er einen pyramidenförmigen Schrein, der von zwei goldschimmernden Thüren verschlossen und mit wunderlicher Schnitzarbeit verziert war.“ Eine braune Laubgirlande zieht sich an den Kanten hinunter, von der Schlangen und Eidechsen ihre geschmeidigen Köpfe auf den Goldgrund der Tür hinüberzurecken scheinen. Im Innern des Schrankes wird ein kristallener Rosenbecher sichtbar, als die schimmernden Türen sich öffnen; und ein herabfallendes Rosenblatt spendet den davor knienden Eltern des Knaben einen starken Rosenduft und „erfüllte das Gemach mit einem rosenrothen Nebel“.

Cyprianus' schöne Freundin steht plötzlich vor unseren Augen und schaut in den Wunderspiegel, „ein hohes schmales Glas von einem wunderbar bläulichen Lichtglanz. — — Aber es schien ein Hauch auf dem Glase, so daß sie ihr Antlitz nicht deutlich zu sehen vermochte. — — Näherte sie sich dem Spiegel, so trat ihr Antlitz klar daraus hervor; wenn sie aber weiter zurücktrat, so schwamm es wie ein rosiger Duft zwischen ihr und ihrem Spiegelbilde.“ Und aus dem „Rosenwölkchen“, das hinter dem Glase

schwimmt, blickt nach einiger Zeit ein „schlummerndes Kinderantlitz". Eins seiner Kinder, das sich in einer Kommode spiegelte, gab Storm die Anregung zu diesem Märchen.

In der Novelle „Im Nachbarhause links" schließt der Großvater „die Klappe seines an Erinnerungsschätzen reichen Mahagonischrankes auf", in „Auf dem Staatshof" wird eine alte Schatulle mit einem Aufsatz erwähnt.

Alte Möbel in der „Neustadt".

Jener alte Schrank auf dem Boden scheint in der Dichtung wiederzukehren. Doch ist nicht immer sein Bild herauszulösen [1]). Auch eine Kommode aus „Großmutters Hausrat" besaß der Dichter, deren Formen im Gedicht „Sturmnacht" wohl zweimal zugrunde liegen; da heißt es weiter:

„Den Rococofuß will das Kanapee strecken,
In der Kommode die Schubfächer drängen
Und wollen die rostigen Schlösser sprengen. — —"

Die Stimmung des Urväterhausrates im altertümlichen Saale der Neustadt gibt dieses Gedicht wieder. In des jungen Dichters Wohnung sollten ja Großmutters alte Möbel ihre Auferstehung haben.

Im Oktober 1845 weilten Storm und Freund Lorenzen in der Hohlen Gasse und „polterten die Böden durch nach alten Möbeln". Später weilt der Bräutigam an einem Frühlingsabend in seinem Saal in der Neustadt, wo ihn wieder die Sachen der alten Zeit umgeben und es so friedlich ist, am Spätnachmittag und am Abend —

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Sturmnacht, VIII, 226—227. — B, 128, 208—209. Br. v. Okt. 1845 u. v. 28. März 1846. — Von heut und ehedem, bes. III, 179.

ganz wie im „Saale“ der Frühnovelle. Doch in stürmischer Mondnacht „wird's oft gar unheimlich in den alten Sälen und Peseln, wo die alten Riesenbäume, die Tannen und Eichen, in wunderliche, schnörkelhafte Möbel verzaubert, an den Wänden umherstehen. Dann streben sie aus ihrer Verzauberung heraus. — — Hast Du's wohl gehört, wenn der braune Kleiderschrank mit den gespenstischen Holzschnitzereien seinen weiten Bauch dehnt?“ Großmutters Schrank ist der König unter den „alten Möbeln“, wie sie in unmittelbarer Beziehung auf diesen mächtigen Eindruck das Gedicht „Sturmnacht“ vereint hat.

„Der Eichschrank unter dem kleinen Troß,
Steht da ein finsterer Koloß,
Ihm zuckt's in der verlornen Krone;
Doch bricht er nicht den schweren Bann. —
Und draußen pfeift ihm der Wind zum Hohne. — —“

Tritt man „anderen Tages im Sonnenschein in den Saal . ., so stehen Schränke und Stühle unverrückt an ihrem Platze.“ Auch am Abend, wenn „hinten im Saal . . das Abendrot einen goldenen Schein auf die weiße Wand“ warf, war es „drinnen so friedlich; die Möbel stehen so geduldig und schweigsam an den Wänden umher, und die kleinen Holzwürmer schlagen den Takt zu der Frühlingsmelodie, die noch leise in den Lüften summt“. Wir sind wieder bei dem Knaben auf dem weiten Boden, wo man „deutlich genug . . hörte . . das Hämmern der Holzkäfer in den morschen Schränken“, und „sehr einsam war es hier“.

Der Schatulleninhalt: Die Pagoden.

Es war der rechte Platz für den alten Schrank [1]), der „stand in feierlichem Schweigen und wie zur ewigen Ruhe gestellt; allein ich respectirte dieses Schweigen nicht; ich wußte die Schubladen zu öffnen". Mit lüsternem Grauen durchstöbert der Knabe, vor der aufgezogenen Schublade kniend, den Raritätenkram der vergangenen Zeit, einst so ergötzliche und nützliche Dinge. „Meistens wurde auch der Inhalt der oberen Fächer einer behaglichen Musterung unterzogen, — — insbesondere zwei greuliche chinesische Pagoden." Sie haben sich tief in des jungen Theodors Seele eingeprägt.

In „Auf dem Staatshof", jener Novelle „aus heimseliger Erinnerung", wird ganz Stormisch das Herz des Knaben von Vergangenheitsromantik und zarter Liebe berührt. „Ich weiß nicht mehr, war es das kleine zierliche Mädchen, das mich anzog, oder war es die alte Schatulle, deren Raritäten ich in besonders begünstigter Stunde mit ihr beschauen durfte; die goldenen Schaumünzen, die seidenen buntbemalten Fächer oder oben auf dem Aufsatz der Schatulle die beiden Pagoden von chinesischem Porzellan, die schon vom Flur aus durch die Fenster der Stubenthür meine Augen auf sich zogen." — Seltsam, auf „Hinzelmeiers" Hausboden steht unter anderem ausgedienten Gerät auch der „Urgroßmutterschrank mit dem wackelköpfigen Pagoden".

„Hinzelmeier" und „Auf dem Staatshof" sind beides Dichtungen der Frühzeit, sie scheinen ein besonders deut-

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Von heut und ehedem, III, 178—179. — Mörike-Storm-Briefw., 65. Br. v. 3. Febr. 1859. — Auf dem Staatshof, I, 63. — Hinzelmeier, III, 16. — Renate, V, 27—28.

liches Bild des Schrankes und der Pagoden zu geben. Später in „Renate“ ist uns dann das „scheußlich Graunbild“ des Fingaholi-Götzen nicht mehr fremd.

Die goldenen Schaumünzen.

Die goldenen Schaumünzen [1]) „Anne Lenes“ sah Storm auf seinem Hausboden eingeschmolzen in gläserne Pokale, die sonst mit einem „rothen Gewebe in den Stengeln“ oder „auf dem Kelche eingeschliffenen Schäferscenen“ geziert waren.

Es laufen Fäden hinüber zu der Novelle „Im Nachbarhause links“. „Allerlei Zeitvertreib, Schmuck und farbige Gewänder“ hatte der Vater seinem einzigen Töchterlein von seinen Reisen mitgebracht; „von ausländischen goldenen Münzen und Schaustücken hatte sie eine ganze Sparbüchse voll gehabt.“ Ein Blick auf diese Schaumünzen führt Menschenalter später den Enkel auf die Spur von seines Großvaters Jugendliebe. „Das erinnerte mich an die Spielgesellin meines Großvaters: der reizende Mädchenkopf, der schon mein Knabenherz erglühen machte, tauchte plötzlich mit all dem erlösenden Zauber der Schönheit vor mir auf.“ Aber die Vergangenheit ist nicht mehr aus der Nacht, in die sie versunken, herauf zu beschwören, auch gibt es für sie keine milde Versöhnung mit der Gegenwart.

Die geschliffenen Gläser.

Auch die altmodischen Gläser [2]) selbst hat Storm nicht vergessen. Als der Dichter im Jahre 1860 nach langer Zeit einmal wieder seinen Geburtstag im Elternhause

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Von heut und ehedem, III, 178—179. — Im Nachbarhause links, VIII, 10, 24.

[2]) Vgl. zu folgendem: Th. St. bei G.St. II, 87. Br. v. 14. Sept. 1860.

verleben kann, schreibt er über diesen Tag an seinen kleinen Sohn Ernst. „Ich dachte, es würde kein Mensch etwas davon wissen hier oder nicht daran denken. Aber Großmutter hatte es nicht vergessen. Als ich zum Tee herunter kam, stand auf dem Tische in einem Blumenkranze ein hübsches Wasserglas mit altmodischen, eingeschliffenen Bildern, ein Stück noch aus unserer Urgroßeltern Hausrate. War das nicht ein nettes Geburtstagsgeschenk? Die gute, freundliche Großmutter wußte wohl, wie mich solche alten Familienkleinodien interessieren." — Goldene Schaumünzen und seidene buntbemalte Fächer dürfen Marx und Anne Lene beschauen, wie einst Theodor im Hause seiner Eltern. Denn auch die Fächer der alten Zeit hat noch der Knabe gesehen.

Die alten Fächer.

Im alten Familienschrank steht „ein Kästchen mit den Fächern der Großmutter" [1]), und auch der Fächer von Simon Woldsens Schwester war wohl noch vorhanden. Als die Großmutter Braut war, hätte „das rasche Zuschlagen eines Fächers" der in den Liebesbrief Vertieften das Nahen der geliebten „Schwiegerin" verraten können. Als die Großmutter eine Greisin geworden, gedenkt sie wieder an Tante Fränzchens Fächer. „Es ist nun . . schon über fünfzig Jahre her, daß sie begraben wurde. Ihr Fächer, der mit Schmelz und Flittern, liegt noch drüben im Saal in der Spiegelcommode; ich habe ihn aber gestern nicht finden können. — — Deine Braut, der Wildfang, ist mir wohl wieder über meinen Kram gewesen. Ihr sollt mir das nicht zu euren Possen

[1]) Vgl. zu folgendem: Auf dem Staatshof, I, 63. — Von heut und ehedem, III, 173, 178. — Im Sonnenschein, I, 322, 327.

gebrauchen!'" Und doch soll der Schmuck der alten Zeit, die junge Seligkeit einstmals nicht duldete, strahlen glücklicheren Lebenden. „'Auf den Abend bring mir deine Braut! Es muß in den alten Schubladen noch irgendwo ein Hochzeitskettlein stecken; — wir wollen proben, wie es zu den braunen Augen läßt.'"

Das „Renate"-Heft.

Erfüllten da droben die seltsamen Erinnerungen der verschollenen Zeit die Sinne des Knaben, dann wurden die Schatten der Vergangenheit seiner hellsehenden Phantasie lebendig, und Glück und Leid entschwundener Geschlechter stand auf in seiner Seele. Als der Jüngling Storm zu wissen begehrt von den Schicksalen der Schwabstedter Bauerntochter, hätte ihm aus Großmutters Schranke Aufschluß werden können[1]). „Mir ahnte freilich nicht, daß ich die Antwort in nächster Nähe, daß ich sie auf dem Boden meines elterlichen Hauses hätte suchen sollen. — Viele Jahre nachher, — — saß ich vor einer dort bei Seite gestellten Schatulle aus meines Großvaters Hausrath und kramte in ihren Schubfächern nach dessen Bräutigamsbriefen an meine Großmutter. Bei dieser Gelegenheit fiel mir ein Heft in augenscheinlich noch viel älterer Schrift in die Hände."

Es läßt den Dichter „das Bahrtuch über einem verschollenen Menschenleben" aufheben, von dessen Ausgange nur „der Schreiber jenes alten Aufsatzes" noch nicht berichten kann. Und vor uns ersteht auf düsterem Hintergrunde das Bild des lieblichen blonden Mädchens und des feinen jungen „Studiosi", die nicht zueinander kommen durften, gerade weil sie so treu waren. — Aber

---

1) Vgl. zu folgendem: Renate, V, 1 ff., bes. 6—7, 68—69.

Renate, die ihrem geliebten Jungen nicht das Leben sein sollte, darf Herrn Josias einst, als die Veilchen blühen und die Vögel singen, den Hauch des Todes von den Lippen nehmen.

Auch von Josias' seligem Tode will dem Dichter wieder die alte Schatulle Kunde gegeben haben. „Die zu Anfang der Erzählung erwähnte Schatulle auf dem Boden unseres alten Erbhauses ward eine tönende Vergangenheit, sobald man Muth und Geduld hatte, den Staub in ihrem Innern aufzuregen. Ich hatte das nicht immer. Aber ein paar Jahre nach dem Funde unserer Handschrift, an einem herbstlichen Sonntagnachmittage, saß ich doch einmal wieder vor ihren eingeklemmten Schubfächern und zog, oft mühsam, eines um das andere auf." Unter den vielen, mit Bindfäden verschnürten Päckchen der alten Papiere findet sich dann auch der aufschlußreiche Begleitbrief zu Pastor Josias' Manuskript.

Die traurige Geschichte aus Schwabstedt fand der Dichter in den Fächern der alten Schatulle, die Bräutigamsbriefe seines Großvaters hat Storm, der Familienforscher, im alten großmütterlichen Schranke vielleicht wirklich gesucht und auch gefunden [1]). Storm schreibt an Eggers, als er über seine kulturgeschichtlichen Studien nach Schlossers Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts spricht: „Übrigens ist ein verzweifelt langer Weg von Schlosser bis zu den Liebesbriefen meines Großvaters, deren ich

Die Bräutigamsbriefe des Großvaters.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Theodor Storms Briefe an Friedrich Eggers. Hrsg. v. H. W. Seidel. Berlin 1911, 61. Br. v. 12. Jan. 1858. — Von heut und ehedem, III, 149 ff., bes. 172—175. — Kuh-Briefw., 274. Br. v. 21. Aug. 1873.

in der Tat einige besitze und bei denen ich doch schließlich anlangen muß." — Fünfzehn Jahre später ist „Von heut und ehedem" vollendet, der Weg hat auch zu Simon Woldsens Bräutigamsbriefen geführt. Und „der Brief meines Großvaters Simon Woldsen ist wörtlich abgedruckt", schreibt der Dichter an Emil Kuh.

„Auch praktische und sehr zu erwägende Dinge" schrieb der Großvater in die Heimatstadt, über „die Hummer für die liebe Frau Wirthin, — — den Fuhrlohn und das Futtergeld", den kirschroten „Taffet" und die „florenen Fomeln". Denn „wie viele Aufträge hatte der Gefällige nicht bei seiner Abreise in seinem Promemoria notiren müssen."

Man lese von des heiteren Onkels „vertraulicher Mittheilung", der nicht glauben will an Großvaters Briefe und Notizen. Aber Storm hat die lieben Verwandten nicht „angeführt". Er zieht das Promemoria des Großvaters aus der Tasche, in welchem „noch ein Theil des großelterlichen Briefwechsels aufbehalten" ist. — „Mit gespannten Augen blickte Tante Friede über ihre Brillengläser nach dem verblichenen Kunstwerke, mir zugleich, in richtiger Erkenntniß meines Vorhabens, ihre freundliche Parteinahme zunickend. Ich aber hatte indeß auf den auf rauhem Papier geschriebenen Blättern, an welchen noch überall die kleinen rothen Familiensiegel haften, den vergilbten Liebesbrief des Großvaters hervorgesucht und legte ihn jetzt schweigend vor dem Onkel auf den Tisch. — Da mußten alle Respect haben; das war heiliges Papier."

Das „Promemoria" des Großvaters.

Woldsens „Promemoria" war vielleicht ein Geschenk

[1]) Vgl. zu folgendem: Von heute und ehedem, III, 175. — Im Saal, II, 307.

der Braut gewesen[1]). „Wie in dem fahlen Gelb des seidenen Umschlages das einstige Rosa, so läßt sich in dem darauf gestickten Tempel mit dem flatternden Taubenpaare die zärtliche Bestimmung nicht verkennen, welche die Verfertigerin einst dieser Arbeit gab.“ Jedenfalls wird aber auch der Dichter an dieses Familienandenken gedacht haben, als er die Großmutter in „Im Saal“ aus ihrer Kindeserinnerung von „einer saubergestickten Brieftasche“ des Großvaters sprechen läßt.

Wirklich in alten Schubladen, auf dem Hausboden, waren die alten Familienbriefe verwahrt gewesen. Als Storms Mutter starb, hat die meisten ein Neffe des Dichters übernommen. — Manche Andenken vom Großvater wird Storm besessen haben, war doch der ganze alte Familienbesitz von Simon Woldsen an die Familie der Tochter überkommen. Alte Familiensachen.

Auch was ihr und dem Vater einst lieb gewesen war an Dingen des täglichen Gebrauchs, schätzte und bewahrte der Dichter [1]). Erich Schmidt weiß uns eine anmutige Geschichte davon zu erzählen. Auf den jungen Besucher steht „wartend der Dichter. — — Um das weiße Haupt hat er zum Schutz gegen den scharfen Ostwind einen Shawl, so groß wie eine Riesenschlange, gewunden. ‚Den hat meine Mutter meinem Vater gestrickt‘“. — Erich Schmidt, der lebensfrische Mann der Gegenwart, achtet den zarten Vergangenheitskultus des Dichters, und be-

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Erich Schmidt a. a. O., 436. — Th. Fontane, Theodor Storm. In: Ges. Werke, 2. Serie, Bd. III. Von Zwanzig bis Dreißig (Schluß): Der Tunnel über der Spree. Erstes Kapitel, bes. 78—79, 83—84.

haglich umweht ihn die so einzige Poesie des norddeutschen, des Stormischen Hauses.

Theodor Fontane, auch er ein Norddeutscher, der wie Storm seine besten Knabenjahre nahe am weiten Meere gelebt hat, meint, uns eine der vorigen ähnliche Geschichte mitteilen zu müssen. Fontane scheint Storm seine „Provinzialsimpelei" kaum verziehen zu haben, seine Beurteilung von des Dichters Hauspoesie ist einseitig. Doch danken wir dem Erzähler, daß er uns teilnehmen läßt an des Dichters traulichem, poetischem Leben in seinem Heim. „In Storms Potsdamer Hause ging es her wie in dem öfters von ihm beschriebenen Hause seiner Husumer Großmutter. — — Das Lämpchen, der Teekessel, dessen Deckel klapperte, das alles waren Dinge, darauf — — sein Blick andächtig ruhte." Fontane erwähnt nicht, daß das „Haus seiner Großmutter" für Storm auch das Elternhaus war, in dem er seine schönsten Kinderjahre verlebt hatte.

Das alte Haus.

„Du kennst noch das alte Haus deiner Großeltern" [1]), sagt in „Unter dem Tannenbaum" der Amtsrichter zu seinem Harro. „Einer deiner Urahnen hat es einst für seinen Sohn gebaut. Der junge Mann fand es fertig und ausgestattet vor, als er nach mehrjähriger Abwesenheit in den Handelsstädten Frankreichs nach seiner Heimath zurückkehrte."

Wir kennen sonst die Baugeschichte des Hauses aus „Von heut und ehedem". Auch hier berichtet Storm

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Unter dem Tannenbaum, I, 197—198. — Von heut und ehedem, III, 169—170, 176. — Im Nachbarhause links, VIII, 3, 9.

durchaus nach der Überlieferung. Doch keine Nachkommen Simon Woldsens, dessen gleichnamiger Großvater einst Bürgermeister von Husum war, haben mehr „als Kaufherren und Senatoren, — — als Bürgermeister oder Syndici ihrer Vaterstadt" sein Haus in der Hohlen Gasse bewohnt. In „Unter dem Tannenbaum" läßt der Dichter, der für den Stand der Vorfahren sich an die Familiengeschichte anlehnt, eine ältere Tradition an seinem großväterlichen Hause haften. War doch dem Knaben Storm alle Überlieferung der Familie Woldsen aus diesem Hause zugekommen.

Der Dichter liebte diese Stätte seiner Kindheit, auch noch als alter Mann. Storm selbst könnte uns erzählt haben, wie der „Großvater" des „Stadtsecretärs", der dann selbst in die „treffliche See- und Handelsstadt kam", wo seiner Mutter „Groß- und Urgroßväter — — einst als einflußreiche Handelsherren gelebt hatten". Schon des Erzählers Urgroßeltern haben im Familienhause gewohnt, so kann auch hier eine ältere Überlieferung auf dem Hause ruhen. — „Es dauerte immer nicht lange, so waren wir in seiner Vaterstadt, auf den Spielplätzen seiner Jugend. Das urgroßelterliche Haus mit allen Treppen und Winkeln kannte ich bald so genau, daß ich eines Tages die sämmtlichen drei Stockwerke ohne alle Nachhülfe zu Papier gebracht hatte. Da leuchteten die Augen des alten Herrn."

Inniges Heimatsgefühl spricht in „Unter dem Tannenbaum" aus den Worten des Amtsrichters an seinen jungen Sohn. „Du bist vielleicht das letzte Kind von den Unsern, das noch auf den großen über einander gethürmten Bodenräumen gespielt hat." Nun wird das alte Haus in fremde Hände kommen.

Das Kinderspiel auf den Böden.

Es leben in dieser Erinnerung Storms Jugendspiele dort oben im elterlichen Hause, in jenem wundersamen Reich, wo zu andern Stunden trauliche Dämmerung Großmutters uralte Sachen mit dem Schleier des Geheimnisses überzog.[1] „An hellen Nachmittagen spielten die Knaben auf den drei geräumigen, übereinander liegenden Hausböden. Vom Dache hing noch das Tau einer Winde herab, an dem früher die Warenballen hinauf- und heruntergewunden wurden. Die Jungen stiegen bis auf den obersten Boden hinauf, erfaßten das dicke Tau mit ihren kleinen Händen, und dann ging es in die Tiefe. Sie kletterten auch aufs Dach und jagten sich um die Schornsteine herum." So erzählt uns Gertrud Storm über das Spiel der Knaben auf den Hausböden. Von dem Dache des Packhauses, gerade über der Diele des Flügels, hängt noch heute die Winde herab.

Wir gedenken auch an des Dichters Kindheitserinnerungen in dem berühmtesten Briefe an Kuh, und wir schauen wieder das muntere Knabenspiel in „Von Jenseit des Meeres".

Das Kinderspiel in „Von jenseit des Meeres".

Hier spielen die Kinder, wie auch einst der junge Theodor und seine Gefährten in den alten Fabrikgebäuden des Großvaters auf dem Hofe. „Ich spielte mit meinen Kameraden ‚Räuber und Soldat'. Seitwärts von unserm Hofe und hinter dem Garten lag, noch vom Großvater her, eine ganze Reihe jetzt leer stehender Fabrikgebäude, voll dunkler Keller und Kämmer-

---

[1]) Vgl. zu folgendem: G. St. I, 33, 46. — Von Jenseit des Meeres, I, 241—246. — Kuh-Briefw., 272. Br. v. 23. Aug. 1873. — Eichentopf a. a. O., 25—26.

chen und über einander gethürmter Dachböden. — — Die übrigen Räuber waren schon alle in diesen Labyrinthen verschlüpft.“ Der Erzähler hat noch seine kleine Freundin herbeigeholt, „die sonst stets dabei war und im Klettern über Dächer und im Herabspringen durch Fallthüren hinter dem wildesten Räuber nicht zurückstand“.

Der Knabe hört schon „vom Hofe her unter der Fahrpforte den Anführer der Soldaten seine Truppen haranguiren“. Aber noch ist es Zeit, mit der kleinen Kameradin ein sicheres Räuberversteck zu suchen. „Und während wir das Trappen der Soldaten in einem Gange des vordersten Fabrikgebäudes verhallen hörten, schlüpften wir — — in den entlegensten Anbau. Als wir auf der dämmerigen Treppe standen, athmeten wir einen Augenblick auf; wir waren glücklich entronnen. Aber wir stiegen höher; auf den ersten und auf den zweiten Dachboden. — — Als wir den letzten Boden erreicht hatten, ließen wir behutsam die Fallthür herab und wälzten einen großen länglichen Holzblock darauf.“

Nun folgt das liebliche Idyll eines traulichen Gespräches in der Abgeschiedenheit da oben, unbeirrt von dem „Getöse der Räuber und Soldaten, die indessen handgemein geworden sein mochten, .. es war noch weit von unserm Zufluchtsort“. Dann aber: „Nach einer Weile hörten wir unter uns das Getümmel und die Blechhörner der Soldaten; sie schienen an der Treppe des ersten Bodens Halt zu machen und sich zu berathen. — — Das hatten wir nicht bedacht, es war nirgend ein Ausgang.“ Jetzt sucht sich das Mädchen ein Versteck „im Dunkeln auf dem kleinen Querbalken unter der höchsten Spitze des Daches“, während der Junge durch eine Lücke der Dachpfannen auf

das Dach klettert, von dem er dann aber jählings in den Birnbaum rutscht und zur Erde fährt.

Die Aussicht nach Westen.

Haben die Knaben das Dach erklettert [1]), so blicken sie wohl „von ihrem luftigen Platze auf die grüne Marsch und darüber hinaus auf das Meer, — — und auf eine Mühle, die am Horizonte auf der gleich einem Nebelstreifen oberhalb des Wassers hingestreckten Insel Nordstrand ihre Flügel drehte“. Diesen Ausblick tut der Knabe auch von dem Boden-Giebelfenster der „Gewürzstube“, wie einst Großmütterchen von einem Fenster des Saales. Es ist jene wunderbare Aussicht nach Westen hin, die wir auch in „Aquis Submersus“, vom Aussichtshügel des Schloßparks und von Hattstedt aus, haben.

Woldsens Zuckerfabrik.

Die Zuckerraffinerie des Großvaters Simon Woldsen [2]) war um 1810 die einzige Fabrik der Stadt gewesen, und noch heute ist Husum ein fabrikarmer Ort. Bei dem großen Brande von 1852, der besonders in der Neustadt, Schiffbrücke und Hohlen Gasse wütete, mögen wohl die alten Zuckerfabrikgebäude eingeäschert sein, während das massive Haus in der Hohlen Gasse vom Feuer übersprungen wurde.

„Hans Räuber“.

Des Knaben wildes Spiel wird abgelöst vom „Stückenvertellen“, in dem der tollste „Räuber“ zugleich Meister ist. Diesen Lieblingsgefährten [3]) hat Storm im Vorwort

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Von heut und ehedem, III, 179—180. — Aquis Submersus, III, 203, 207, 267.

[2]) Vgl. zu folgendem: M. Voß, Innungen, 90—91.

[3]) Vgl. zu folgendem: Auf dem Staatshof, I, 65—66. — Geschichten aus der Tonne. Vorwort, II, 213—216.— Auf der Universität, II, 88—89. — G.St. I, 46—49. — Von Jenseit des Meeres, I, 240

zu den Geschichten aus der Tonne verewigt und seiner in „Auf dem Staatshof" liebevoll gedacht. Hier ist es ein „dickköpfiger Nachbarsjunge", namens „Simon". Aber auch er ist der Sohn eines Schuhflickers, „der mir an Werkeltagen bei meinem Räuber- und Soldatenspiel die vortrefflichsten Dienste leistete". Dem zarten Mägdlein vom Staatshofe zuliebe verleugnet der Knabe den plebejischen Günstling, aber nicht „ohne ein deutliches Vorgefühl von Reue" und einen „durchdringenden Blick" der Mutter.

Solch guter, benachteiligter Schulfreund aus dem Handwerkerstande spielt auch wieder in „Auf der Universität" eine Rolle. „Christoph Werner" ist auch ein „ehrlicher" und kluger Junge; aber er haßt „die Lateiner", mit denen er sich gern in regelrechten Schulschlachten prügelt, „ohne daß jedoch durch diese Schlachten ein Ende des Krieges erzielt wäre".

Das Vorwort der „Geschichten aus der Tonne" ist einer „anheimelnden Jugenderinnerung" geweiht, in der „Hans Räuber" die Hauptperson ist, und welche die eigentümliche Überschrift für die drei folgenden Stormschen Märchen erklärt. Mit Storms Novellen ist auch diese kleine Erzählung bestes Gemeingut geworden, aber sie hat auch biographischen Wert. Und so nimmt sie Gertrud Storm in die Lebensgeschichte ihres Vaters herüber.

Eigentümlich ist nun, daß diese Jugenderinnerung in allem Wesentlichen ihres Inhalts und stellenweise wörtlich schon in „Von jenseit des Meeres", wo des Dichters

---

bis 241. — Hermann Stamm, Ein Beitrag zu Theodor Storms Stimmungskunst. Diss. Erlangen 1914, bes. 8.

Knabenspiel vor uns aufersteht, erzählt ist. Hier aber ist es „Jenni“, mit der, wie nachher auf dem dämmerigen Boden, der Knabe gern solche seltsam verborgene Zwiesprache hält. Deshalb mußte hier alles, was besonders den Jungen Hans Räuber anging, weggelassen werden. Es ist anzunehmen, daß Storm, als er acht Jahre später das Vorwort zu den „Geschichten aus der Tonne“ schrieb, diese Episode aus der Novelle schöpfte oder eine beiden Berichten gemeinsam zugrunde liegende Niederschrift als Vorlage benutzte.

Peter Muhl Erichsen hat eigentlich Storms Kindheitsfreund geheißen. Er war ein kleiner, wohlbeleibter Mann und hat lange Jahre im städtischen Armenhause leben müssen.

Das Packhaus und die „Räuberbraut“. Die Tonne steht „unweit der Schreiberstube“ im Packhaus, das mit Fahrpforte und Eingangstür einen Nebenbau des stattlichen Hauses bildet [1]). Sein Dach, das sich mit dem des Wohnhauses vereinigt, breitete sich über denselben Böden, die von denen des Hauses nur durch verriegelte Flügeltüren getrennt sind. Von dorther hörte der Knabe wohl „den behutsamen Tritt einer Katze, die einsam die steilen Treppen auf und ab spazierte“.

Auch hier war es wohl wie geschaffen zum Tollen und zum Träumen. Und wie Jenni, die „Räuberbraut“, den Jungen im lustigen Spiel nicht nachsteht, hatte Theodor an seinem „Mühmchen“ eine treue Kameradin. „Mit seiner kleinen Muhme auf dem Rücken unternahm er die

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Von heut und ehedem, III, 179. — G.St. I, 32—33, Einschaltbild hinter 32. — B, Einführung, 11. — Von Jenseit des Meeres, I, 243, 245, 247—248, 252. — Auf dem Staatshof, I, 68. — L. Pietsch, Theodor Storm. In: W.Mh. 25, 98 ff., bes. 102.

tollsten Streifzüge durch Haus und Garten, und über die drei übereinanderliegenden Böden des Packhauses, ja bis aufs Dach hinauf stieg er mit seiner leichten Last und erreichte immer wieder glücklich den Erdboden." Sonst gingen ihre Wanderfahrten durch den Garten. Vielleicht war hier ein Ziel der alte Birnbaum, der in „Auf dem Staatshof" vom „Räuber" in Besitz genommen ist und in „Von Jenseit des Meeres" den eigentlichen Naturhintergrund des Kinderglückes bildet, teilnehmend an Lust und Leid der Gefährten.

So „mit weißen Blüthen übersäet, zwischen denen sich überall die jungen lichtgrünen Blätter hervordrängten", sah ihn wohl wirklich der frohe Junge, wenn er sich mit seiner kleinen Cousine im Garten tummelte. Und es erschienen ihm wohl wirklich zuweilen „in der Höhe zwischen den blühenden Zweigen die großen .. Augen und die hängenden schwarzen Locken des schönen Kindes". Lädt doch auch „Marx" öfters seine kleine Freundin ein, die „Räuberspiele mitzumachen oder auch nur in dem türkischen Zelte Platz zu nehmen, das .. von alten Teppichen in der Spitze eines Birnbaumes aufgeschlagen war". Doch ist „Anne Lene" nicht dazu zu bewegen, Theodors Cousine aber war „ein übermütiges tolles Kind". Es stand Storm wohl vor der Seele, als er, glücklich im Besitz der geliebtesten Frau, in der Dichtung in seine Kindheitserinnerungen sich versenkte. — In der Spitze eines Birnbaums hat der Junge besonders gern seinen Schiller gelesen.

An den Hinterflügel des Hauses [1]) schließen sich wie Das Waschhaus.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Ein Bekenntnis, bes. VIII, 113—114. — Auf dem Staatshof, bes. V, 64. — H. Eichentopf a. a. O., bes. 26.

in „Ein Bekenntnis“ noch heute die alten „Baulichkeiten zur Rechten“, die „Stallräume“, an. In dem ersten dieser Räume befindet sich die scheinbar recht alte Waschküche. — Die Lage der Fabrikgebäude ist nicht mehr zu ermitteln. Doch müssen wir sie wohl im Anschluß an jene Stelle in „Ein Bekenntnis“ zwischen Garten und Stallgebäuden annehmen.

Hier ist wohl das Waschhaus noch zwischen Fabrikhäusern und dem letzten der Stallgebäude eingeschoben gedacht, in dem sich nach hinten der dämmerige Torfraum zu befinden scheint. Von einem Hühnerhofe hinter jenen Gebäuden ist heute keine Spur mehr zu finden. Wir wissen nicht, wie weit der Dichter hier seine Phantasie schalten ließ. Aber die Angaben in „Ein Bekenntnis“ stimmen auffällig überein mit Mitteilungen in „Auf dem Staatshof“.

Franz Jebe hat von den Fabrikgebäuden gesprochen. „Dann folgte das geräumige Waschhaus, durch das man in einen gleichfalls großen abgelegenen Hühnerhof gelangte, der von der Hinterseite der stillen Fabrikgebäude und einiger Nachbarspeicher rings umschlossen war“. — Mit dem jungen Besucher des „Staatshofes“ weilen wir auch in seinem Elternhause, und Marx betritt vom Hofe aus das Waschhaus. „Ich hatte mich in dem angenehmen Bewußtsein des Feiertages in unserem Hofe umhergetrieben und war endlich in das Waschhaus gelangt, das am Ende desselben lag. Auch hier hatte sich der Sonntag bemerklich gemacht; die föhrenen Tische waren gescheuert, die holländischen Klinker, womit der Boden gepflastert war, sahen so feucht und frisch gespült aus; dabei war eine so liebliche Kühle, daß ich mich fast gedanken-

los an einen Tisch lehnte und auf das träumerische Gackeln der Hühner lauschte, das aus dem anstoßenden Hühnerhofe zu mir hereindrang." Dann vernimmt der Knabe „das Summen des Fliegenschwarms, der in der Sonne an der offenen Thür gesessen". Und seine Blicke nimmt die liebliche Gestalt des goldlockigen Mädchens gefangen.

Torfraum und Hühnerhof.

Franz Jebe kennt noch einen andern Gebäuderaum, neben dem Waschhause[1]). Es „sind die Räume meiner Knabenfreude zu Ende; nur noch der letzte in der Ecke gegen die Heubodentreppe ist zu erwähnen. Wenn man eintrat, war zunächst eine Kammer für Pferdegeschirr und dergleichen, nebst anderen kleinen Gelassen; dann aber rechts hinter einer leeren Thüröffnung befand sich ein Raum zur Bergung des Torfes von ungewöhnlicher Höhe und Flächengröße." Tiefe Dämmerung herrscht hier auch am Tage, nur eine einzige Fensteröffnung sieht auf den Hühnerhof. Von der Fensterhöhle glaubt der Knabe jenes Nachtgesicht zu erblicken, das sein ganzes späteres Leben bestimmt. Auf der Mitte des Hofes erschaut seine Seele, von Wonne verzehrt, das holdseligste Mägdlein, dereinst das Glück seines Lebens. — In den „Spukgeschichten" läßt der Dichter einen Freund seines Bruders von seinem Haferboden aus ein Gesicht haben. Der Hofbesitzer liegt des Nachts in seiner Schlafkammer. „Da träumte mir — —, ich stehe im Mondschein auf dem Haferboden am Fenster. Wie ich dahin gelangt sein sollte, wußte ich nicht anzugeben."

Einsam war des Nachts der Hühnerhof Franz Jebes.

[1]) Vgl. zu folgendem: Ein Bekenntnis, VII, 114—116. — Am Kamin, IX, 21—24.

„Manch halbes Stündchen und auch wohl länger“ schaut der Primaner in den Hof hinab, „wenn am Tage Hühner und Kaninchen krächzend und schnuppernd gegen einander flogen, .. auch gegen Abend, wenn der Hof leer war und schon alles an seinem Nachtort war, wenn nur die Fledermäuse über den Hof flogen und ich meine Mäuse in ihren Kästen an der Mauer knuspern hörte.“ Den Hühnerhof hatte Franz meistens „außer dem gewöhnlichen Federvieh — — mit Meerschweinen und Kaninchen, gezähmten Möven und Bruushühnern, auch wohl mit gefangenen Ratten und Feldmäusen und anderem unheimlichen Gezieffer bevölkert. — — Nach der Schulzeit war das meine liebste Gesellschaft.“

Auf Storms Hofe.

Es ist jetzt wohl nicht mehr möglich, die Stelle des Bekenntnisgesichtes mit einiger Wahrscheinlichkeit wiederzufinden, die der Dichter vielleicht gar nicht so, vielleicht an fremder Stätte, vielleicht auch nur geistig geschaut hat. Betreten wir heute den Stormschen Hof in der Hohlen Gasse, so schließen sich in dem langgestreckten Gebäude hinter dem Flügel zwei Stallräume an die Waschküche an. Von ihnen liegt der zweite und größte unter dem Giebel des bis zum Seitenflügel hindurchgehenden Heubodens; hier hat sich jedenfalls auch schon früher der Pferdestall befunden. Dann folgen der Platz für die Heubodentreppe und nach links hin unter dem Heuboden zwei Schuppenräume, die in letzter Zeit zur Aufbewahrung von Torf und Kohlen benutzt wurden. An das Ende des letzten Schuppens ist seit alten Zeiten ein kleines niedrigeres Gebäude angefügt. Wo sich oben an die Endmauer des Heubodens das neue Dach anschließt, ist eine — nur durch Bretter vernagelte — Mauerhöhlung

entstanden. Durch die Ritzen der Bretter sieht man in einen dämmerigen, bis zum Dache ungeteilten Raum, der ein Hühnerstall gewesen zu sein scheint.

Vor jener Mauerlücke am Ende des Heubodens war, wie man noch erkennt, ein Taubenboden angebracht[1]). Wir schlüpften „in den entlegensten Anbau, auf dessen oberstem Boden ich auch meinen Taubenschlag eingerichtet hatte.“ So erzählt Storm aus der Kindheitserinnerung in „Von Jenseit des Meeres“.

Von einer gezähmten Möwe[2]) und anderen Tieren des elterlichen Hauses berichtet uns Storm in den Brautbriefen. — Eine Möwe hat der Dichter dem Töchterchen des Schimmelreiters als Gefährten gegeben; es hat das stille Kind zwei Spielgefährten. „Der zweite Kamerad war eine Lachmöve, und wie der Hund ‚Perle‘, so hieß die Möve ‚Claus‘.“ Schon jahrelang hatte sie sich zu der alten Trin Jans gehalten. Die gab nun Wienke „kleine Fleisch- und Brotstückchen in ihre Händchen — — und ließ sie diese auf den Fußboden werfen; dann kam mit Gekreisch und ausgespreizten Flügeln die Möve aus irgend einem Winkel hervorgeschossen und machte sich darüber her“. Zuerst hat das kleine Mädchen Furcht „vor dem großen, stürmenden Vogel“. Bald aber setzt er sich ihr auf Kopf oder Schulter, und willig läßt sich Trins Claus von Wienke haschen; ja, „sie trug ihn umher und wickelte ihn in ihre Schürze.“ Manchmal ist Perle dann eifer- **Zahme Vögel.**

---

1) Vgl. zu folgendem: Von Jenseit des Meeres, I, 243.

2) Vgl. zu folgendem: B, 112. Br. v. 21. Sept. 1845. — Der Schimmelreiter, bes. VII, 248—251, 268, 271—272. — Ein Bekenntnis, VIII, 118.

süchtig auf Claus. — Nicht missen mag das Mädchen ihren lieben Vogel, den der Deichgraf zertreten am Wege findet, als es dann ein Ende nehmen soll auch mit ihm und den Seinen. Des harten Mannes tiefes Gemüt läßt ihn Worte des Mitleids sprechen auch zu dieser schlimmen Stunde. „‚Claus!‘ rief er. ‚Armer Claus!‘“

Eine zahme Dohle hat der alte Franz Jebe. „Franz nahm aus einem Kästchen — — eine Handvoll Futter und warf es — — auf den Hof hinaus. Fast gleichzeitig war auch das Krähentier von den Scheiben fortgeflattert und machte sich, ein paar häßliche Laute ausstoßend, über die Futterstücke her.“

Der Garten: Der alte Ahornbaum.

„Über den Hof [1]) ging rechts ein Steintreppchen hinauf in den Garten.“ Hier stand gleich links ein Ahornbaum, „der mit seiner Krone fast das hohe Dach bedeckte.“ Vor einem der kleineren Fenster, die nach der Gartenseite aus dem Dach vorspringen, „verbreitete die Laubkrone des Ahorns eine grüne Dämmerung; so dicht drängte sie sich heran, daß ich an Sommerabenden, wenn die Vögel zur Ruhe gegangen waren, mehrmals, wiewohl vergebens, versucht habe, einen schlafenden Sperling von den Zweigen abzupflücken.“

Dies erzählt uns der Dichter aus seiner Knabenerinnerung. Es war wohl seit langem so, daß die Vögel in seinem Laube Schutz zu suchen pflegten, schon zu

---

1) Vgl. zu folgendem: Von heut und ehedem, III, 172, 177, 179. — Im Sonnenschein I, 313. — H, 77, 147. Br. v. 7. April 1856, v. 13. Juli 1860 u. Anm. — Mörike-Briefw., 18. — Unter dem Tannenbaum, I, 191. — G.St. I, 34.

„Tante Fränzchens“ Lebzeiten: „In den höchsten Zweigen des Ahornbaums, der an der Gartenseite des Hauses stand, trieben die Stare ihr Wesen.“ Es war auch noch so, als Storms „Eltern .. die alte Heimat hüten.“

Der Dichter kann zu der Zeit nur noch in seltenen Stunden die Luft der Heimat genießen, dann aber spendet wieder der hohe Ahornbaum seinen Schatten. „Wenn ich es nur irgend ermöglichen kann — —, so mache ich mich auf vierzehn Tage los — — und komme zu Euch und setze mich im Garten unter den alten Ahornbaum; denn ich brauche Zerstreuung. — Zerstreuung und dabei alte liebe Gesichter und etwas heimatliche Luft, sei sie auch nur im engsten Raum zu schöpfen.“

In „Unter dem Tannenbaum“, dieser Heimatsnovelle aus der Fremde, ist dem Amtsrichter das schönste Weihnachtsgeschenk „ein kleines Lichtbild. Seine Augen ruhten lange darauf, während Frau Ellen still zu ihm emporsah. Es war sein elterlicher Garten; dort unter dem Ahorn vor dem Lusthause standen die beiden Alten selbst, das noch volle dunkle Haar seines Vaters war deutlich zu erkennen.“ Hat Storm dieses Bild vielleicht nicht besessen, so lag es ganz so in seiner Seele.

In der Rinde des alten Baumes „konnten noch die Enkelkinder Johann Casimirs die vernarbten Anfangsbuchstaben der Namen von Männern und Frauen lesen, die lange vor ihnen gelebt, geliebt und gelitten hatten“. Unsterblich aber ist auch der alte Ahornbaum nur in Storms Dichtungen geworden, seinen letzten, vielleicht treusten Freund hat er wohl kaum überlebt.

Unter dem Ahornbaum steht, von seinen Zweigen

Das Lusthaus. beschattet, ein zierliches Lusthaus [1]). Einst wohl war es der Versammlungsort von Simon Woldsens Familie und der Ruheplatz seiner Schwester, wie es in Storms Sonnenscheinnovelle uns erzählt wird. Die alte Dienerin „sah durch die Zweige des hohen Ahornbaums nach dem alten Lusthäuschen hinüber, wohinaus sie vor Zeiten ihren jungen Herrschaften so oft das Kaffeegeschirr hatte bringen müssen, und wo die kranke Mamsell so manchen Nachmittag gesessen hatte."

Später hat sich dort wohl gern Johann Casimirs Familie vereint, besonders an Sonntagsnachmittagen. An einem sonnigen Maisonntage schreibt Storm einmal von solchem Familienkaffee an seine Braut. „Da [es ist nachmittags drei Uhr] kommt Br[inkmann] — —; wir sollen nach der Hohlen Gasse, um im Lusthaus Kaffee zu trinken." — In einem Briefe aus der Fremde erhofft der Dichter auch für die Zukunft so gemütliche Stunden. „Hoffentlich wird sich dann noch alles schicken, so daß wir uns im Spätsommer jedenfalls sehen und manchen Nachmittag vor dem lieben alten Lusthaus zusammen Tee trinken können." „Das Lusthaus ist ja auch wohl im Stande," heißt es in einem späteren Briefe aus demselben Jahre. Auch in einem Briefe an seine Frau gedenkt damals der Dichter jener traulichen Stätte.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Im Sonnenschein, I, 326. — B, 244, 246. Briefe v. 2. Juli 1844 u. v. 17. Mai 1846. — H, 77, 84. Br. v. 6. April 1856 u. v. 3. Juli 1856. — F, 29. Br. v. 26. Mai 1856. — Unter dem Tannenbaum, I, 191. — Die Söhne des Senators, VII, 285 bis 286. — Auf dem Staatshof, I, 61. — Im Nachbarhause links, VII, 10—12.

Auf dem Lichtbilde unter dem „Tannenbaum“ stehen dann die Eltern des Amtsrichters vor dem Lusthause. Noch manches Mal wird es die Familie versammelt haben, bis es dann, als sie es nicht mehr brauchte, in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verschwand.

Der „Senator“ mit Frau und Söhnen weilt gern in seinem „im Zopfstil erbauten Pavillon; und es war für die angrenzende Gasse allemal ein Fest, wenn an Sonntagnachmittagen die Familie sich hier zum Kaffee versammelt hatte und dann beide Flügelthüren weit geöffnet waren“. Ähnlich gehen auf dem „Staatshofe“ die Kinder „zu einem Gartenpavillon, in welchem die Gesellschaft bei offenen Thüren am Kaffeetische sitzt“.

Diese beiden Pavillons sind innen bemalt. Das Lusthaus im Garten der Hohlen Gasse war nicht besonders künstlerisch ausgestattet. Die Wände waren von weißem Stuck und die Gartenmöbel mit lichtbuntem Stoff überzogen. Es soll so recht sommerlich, hell und freundlich in Storms Lusthause gewesen sein.

Seltsam ist im Jugendgarten der „Madame Sievert Jansen“ aus dem „Nachbarhause links“ das Lusthäuschen, „das der Vater einmal aus den Trümmern eines früheren Schiffes hatte bauen lassen. — — Über der Thür des Lusthauses war die frühere Gallion des Schiffes angebracht, eine schöne hölzerne Fortuna. — — Dort oben auf deren Rücken“ sahen die Knabenaugen des „Großvaters“ oft seine Jugendgespielin „in bestrickendem Liebreiz“, spielend mit goldenen Münzen. Oder es war schon „drüben von — — der Fortuna herab . . ihr neckendes Stimmchen erschollen, wenn der gutmüthige Nachbarsjunge unten im Gebüsche des Gartens nach ihr gesucht hatte“. So

geschickt konnte das Mädchen an den Trieben des Efeus, der die Mauer des Gartenhäuschens überzog, auf und ab klettern. Trägt auch dieser „wilde kleine Schwarzkopf" Züge von des Dichters geliebtem „Mühmchen"?

Das Florabild.

Noch im Untergarten[1]) stand „zwischen gefälligen Partien im Jasmingesträuche das in Holz geschnitzte Bildnis einer Flora". Wir finden es wieder im Garten „Tante Fränzchens", „inmitten sauber geschorener Buxbaumarabesken". Doch ist es hier aus Marmor; vielleicht spielen ein wenig alte Erinnerungen mit, als der Dichter die Figur der Venus in „Von Jenseit des Meeres" entstehen läßt.

Das Florabild ist von „seltsamen Buxbaumzügen" umgeben. „Die zwischen den Schnörkeln eingelegten Porzellanscherben und Glaskorallenschnüre leuchteten zierlich aus dem Grün hervor." Die Steige sind mit Muscheln bestreut. So hat noch Tante Fränzchens Großneffe den Garten gesehen. Aber als „Martin" noch ein Junge, ward schon der Buchsbaum fortgenommen, „und mit den Glaskorallenschnüren hatten derzeit die Knaben Pferd gespielt."

Um die hölzerne Flora des Woldsenschen Gartens ist einst der junge Theodor auf einem Esel lustig herumgeritten. Dann hat sie „den ihr einst geweihten Garten mit Gott weiß welchem düsteren Winkel vertauschen müssen", bis sie später „im Hademarscher Garten, umrahmt von Tannen", den schon alternden Dichter aufs neue erfreut —

---

[1]) Vgl. zu folgendem: G.St. I, 34. — Im Sonnenschein, I, 316, 321, 326. — Von jenseit des Meeres, I, 262—268. — Von heut und ehedem, III, 176.

und in mondhellen Sommernächten umgeht als „weiße Frau".

„Eine weitere Treppe [1]), deren Geländer auf buntfarbigen Stäben ruhte, führte .. in den Obergarten." — Der Obergarten.
In „Im Saal" ist die Gartentreppe „mit buntem chinesischem Geländer versehen". — Wir sind auf einem ganz vertrauten Gebiet, dieser Teil des Gartens lebt in den Dichtungen Theodor Storms, greifbar deutlich uns Nachgeborenen. „Hier waren noch die steifen gradlinigen Rabatten, der breite Steig dazwischen mit weißen Muscheln ausgestreut." Wo später der „Saal" steht, zieht sich „ein breiter, mit weißen Muscheln ausgestreuter Steig" entlang, „zwischen zwei von niedrigem Bux eingefaßten Rabatten".

„Hier konnte man Sommers in der Mittagsstunde" den „Urgroßvater regelmäßig auf- und abgehen sehen, die Aurikeln und holländischen Tulpen auf den Rabatten ausputzend oder mit Bast an weiße Stäbchen bindend". — Wir erinnern uns an die Gartenfreuden des Herrn „Senators", der ja Züge des Urgroßvaters trägt. Der breite Steig läuft auch hier zwischen Buchseinfassung hin. Hatte der alte Herr die Pforte aufgeschlossen, „konnte man ihn auf dem geradlinigen, mit weißen Muscheln ausgestampften Steige in den Garten hineinschreiten sehen, je nach der Jahreszeit den weißen Kopf seitwärts zu einer frischaufgeblühten Provinzrose hinabbeugend oder das Obst an den jungen, in den Rabatten neu gepflanzten Bäumen prüfend".

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Im Saal, II, 307. — Von heut und ehedem, III, 172. — Die Söhne des Senators, VII, 285. — B, 212, 242. Br. v. 22. Sept. 1845 u. v. Ende Juni 1844. — Abends, VIII, 202.

Seltsame Blumen blühten im Woldsenschen Garten; „perennierende Gewächse mit zarten blauen oder weißen Blumen und leuchtend gelben Staubfäden, andere mit feinen röthlichen Quästchen oder mit Blumen wie aus durchsichtigem Papier geschnitten, dergleichen man nur noch in alten Gärten findet, daneben gelbe und blutrothe Nelken blühten hier zu beiden Seiten und verhauchten ihren süßen Sommerduft".

So blütenduftend sah auch noch der Jüngling den Garten, wenn er ihn in liebender Sehnsucht nach der fernen Braut durchschritt. „Endlich gingen wir nach dem Garten, wo die Blumen einen starken Duft verströmten. Da dachte ich und sprach ich sogleich leis bei mir:

„Warum duften die Levkoien so viel schöner bei der Nacht,
Warum brennen deine Lippen so viel röter bei der Nacht,
Warum doch in meinem Herzen ist die Sehnsucht auferwacht,
Diese brennend roten Lippen dir zu küssen bei der Nacht?"

Woldsensche Gartenpoesie atmet auch der Sonntagsbrief von Ende Juni 1844 an die Braut. „Endlich schöner warmer Sommer, es summt und blüht und duftet um mich her. Ich sitze eben in der kleinen Laube in der Hohlen Gasse. — — Du glaubst nicht, wie lieblich es hier ist, der Jasminduft weht noch immer in leisen Pulsen zu mir hinein. Eben kommt Vater und besieht seine Nelkenflut, die alle voll Knospen stehen."

Die Lindenlaube.

War die „kleine Laube" die alte Woldsensche Lindenlaube?[1]). Sie befand sich am Ende des Steiges und des Gartens. In ihr las einst, als die Linden noch jung

[1]) Vgl. zu folgendem: Von heut und ehedem, III, 172—175, 180—181.

waren, das Großmütterchen den Brief ihres Bräutigams. Jahrzehnte später lauscht hier der Dichter Klängen aus der Vergangenheit, von ehedem. „Ich saß im Obergarten in der Lindenlaube; sie war von dem alljährlichen Kappen jetzt so verästet, daß es kaum noch des Laubes bedurfte, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. — — Neben mir — — saß eine uralte Frau; es war meine Großmutter, die ich in den milden Septembersonnenschein hinausgeführt hatte."

Die Schaukel und Tante Elsabe.

Am Eingange der Lindenlaube[1]) war eine Schaukel für den kleinen Theodor hergerichtet. Elsabe Woldsen, Lucie Storms frohsinnige Schwester, die der Knabe so sehr liebte, hob ihn „hinein und setzte die Schaukel vorsichtig in Bewegung; oder sie setzte sich selbst in jugendlichem Übermute hinein, während ihr Neffe etwas seitab stand und mit seinen großen Blauaugen auf seine junge, schöne Tante blickte, die sich höher und höher schwang, bis ein erschreckter Ausruf des kleinen Burschen sie innehalten ließ".

Sonst ging wohl die Schaukel mit dem frohen Mädchen „im Sonnenschein auf und nieder, die klaren Locken wehten ihr frei von den Schläfen. Und immer ging es ihr nicht hoch genug! Als aber die Schaukel rauschend in die Lindenzweige flog, fuhren die Vögel zu beiden Seiten aus den Spalieren, daß die überreifen Aprikosen auf die Erde herabrollten." Wir sind aber in der Sommertagsnovelle „Im Saal", und in der Schaukel vor der Lindenlaube sitzt nicht Storms jugendfrische Tante, sondern die kleine „Barbara", auf deren klaren blonden

---

[1]) Vgl. zu folgendem: G.St. I, 39—40. — Im Saal, II, 308, 310. — Psyche, bes. IV, 211—213.

Locken brennend der Sonnenschein liegt. „Es war ein rechter Sommertag," auch wohl als Elsabe und Theodor vor der Lindenlaube sich schaukelten. Der Dichter hat ihn nicht vergessen.

Seiner jungen Tante Elsabe und der hohen Mauer am Ende des Elterngartens hat der Dichter wohl in „Psyche" gedacht. Wieder Storms Kinder hatten später dort oben ihre Lieblingsplätzchen. Noch heute erhebt sich im Osten des Grundstücks die Mauer, der Garten scheint um die Hälfte verkürzt und auch verändert. Seltsamerweise steht auch jetzt am Ende dieses Gartens eine verästelte Lindenlaube.

Der alte Birnbaum und andere Bäume.

Der früheren Lindenlaube gegenüber stand wohl wirklich der alte Birnbaum, der hinüberlächelnd in Storms Knabenzeit in seinen Dichtungen weiter lebt. Er aber gehört eigentlich in eine längst entschwundene Zeit [1]). In seinem Laube wohl haben Konstantin und Fränzchen in seliger Schäferstunde die Buchfinken einst rascheln und kreischen hören. Und zu seinem Wipfel sieht noch sehr viele Jahre später die „uralte Frau" empor, die der Enkel zur Lindenlaube gegenüber geführt hat. Sie kennt den alten Birnbaum, „der einst mit ihrem Glücke jung gewesen war, und aus dessen Zweigen die gelben Blätter niedersanken."

Noch andere Bäume gab es im Woldsenschen Garten. „Hohe Obstbäume ragten mit ihren Zweigen" über die Gartenmauer und das darauf befindliche Staket und „über

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Im Sonnenschein, I, 318. — Von heut und ehedem, III, 182—183. — G.St. I, 33—34. — Ein Bekenntnis, VIII, 113.

den darunterliegenden Steinhof, wo der kleine Theodor sich später oft die beim Herabfallen zerplatzten Gravensteiner sammelte". Wir sind auf dem elterlichen Hofe Franz Jebes, wo es ganz so zuging.

Storms Elterngarten.

Der kleine Theodor Storm [1]) war im Sommer fast immer im Garten der Hohlen Gasse, schon als er noch mit seinen Eltern am Markt wohnte. Dort liegen die Wurzeln des Garten- und Naturgefühls beim werdenden Dichter; in Leben und Erinnerung gehört dieser Garten zu Theodor Storm.

Alle Gärten seiner Dichtung haben Züge der altvertrauten Stätte, am weitest gehenden der Garten Tante Fränzchens mit dem Ahornbaum und dem Lusthaus, den Muschelsteigen und dem alten Birnbaum. Im Leben konnte ja noch nicht zu der jungen Tante Liebesglück der Woldsensche Garten erblühen. In der Novelle „Im Sonnenschein" gab Storm zugleich das deutlichste Bild von einem andern Rokokogarten seiner Kindheit, dem Feddernsenschen Garten.

Das Elternhaus und „Die Söhne des Senators".

Wie oft mag der Dichter, wenn er im Elternhause weilte, von den Fenstern des Seitenflügels hinübergeblickt haben zu der Mauer des Gartens, die ein Jugendparadies für ihn umschloß, auch damals noch, als er an der letzten Husumer Novelle arbeitete [2]). Seltsam, in „Die Söhne des Senators" erhebt sich den Fenstern des Seitenflügels

---

[1]) Vgl. zu folgendem: G.St. I, 39.

[2]) Vgl. zu folgendem: Die Söhne des Senators, bes., VII, 284, 293, 302—307, 310—311, 315, 316—319, 323—324. — Keller-Briefw., 77. Br. St.s v. 27.—30. Dez. 1879. — Th. St. bei G.St. II, 190 bis 191. Br. v. 12. Febr. 1880.

gegenüber eine graue Mauer; und sie wird höher und höher, das Licht im Hause verdunkelnd und den Hof abschließend von dem Gebiete jenseits der Mauer. Dort unten steht dann Herr Friedrich Jovers und schaut, wie die „Sichel des Mondes — — ihr bläuliches Licht auf — — das Dach des elterlichen Hauses“ wirft.

Wird nicht auch Storm wehmütig auf das Haus geblickt haben, von dem es nun Abschied zu nehmen gilt? „Die Söhne des Senators“ waren seine Abschiedsnovelle von Husum, der behaglichen Stadt seiner glücklichen Familienvergangenheit, die er so sehr liebte. Vielleicht galt auch der Abschiedsgruß dem Hause seiner Väter, über dem auch die Sonne seiner Jugend gestanden hatte, ihren Schein von dem Hause zurückstrahlend in die schönsten Dichtungen des Mannes.

Glückliche Zukunft verheißt der Schluß dieser Dichtung, und glückliche Zukunft erhoffte, wie er sie fand, der Dichter für sein „neues Haus, um das die freien Lüfte spielen“. Schwer ist ihm der Verkauf des alten Familienhauses geworden; doch — oder vielleicht gerade deshalb — er darf es nicht behalten, es „könnte das Gespenst der Vergänglichkeit, das für mich in allen Ecken sitzt und auf allen Treppen schleicht, mich leicht erdrücken“.

Ein Bild des Woldsenschen Hauses, wie es in seinen Kindertagen war, hat sich damals dem Dichter vor die Seele gestellt. Unter dem Eindruck dieser wunderbaren Erinnerung, der aber auch ein Theodor Storm oder vielleicht gerade er nicht nachhängt in untätiger Ruhe, hat er es dem „stillen Musikanten“ mitgeteilt. „Heute vor meinem Nachmittagsschlafe trat es mir so plötzlich vor das innere Auge, belebt, wie es in meiner Jugend

war: Großvater und der alte Klaussen in ihrem Kontor, drei Mägde in Küche, Keller und Kinderstube, auf dem Hofe und im Stalle der Kutscher mit zwei fetten Rappen, im Hause Großmutter und Mutter wirtschaftend. Wir Kinder, Schwestern — wo sind sie geblieben? — und Brüder, überall auf Treppen und in Stuben, im Garten und im Hofe, in den Bäumen, mitunter auch auf den Dächern. Ich sah, ich hörte das alles so farbig, so deutlich. — —"

IV. Bei Urgroßmutter und bei Lena Wies.

Urgroßmutters Haus.

Die Frau, die des Knaben Schritte lenkte, war des Senator Feddersen Tochter. Der Knabe hat auch die alte Senatorin Elsabe Feddersen gekannt. Bis zu seinem dreizehnten Jahre hatte er das Glück, seine Urgroßmutter zu besitzen. Neben dem Hause der Woldsen war ihr Haus [1]), dem Jungen eine vertraute, aus der Vergangenheit überkommene Stätte, die er in treuem Gedächtnis behielt.

In „Von heut und ehedem" ersteht es vor unsern Augen, das Haus mit der Sandsteinvase auf dem spitzen Giebel und den „blank polirten Fenstern". So hell war drinnen der weißgetünchte, durch zwei Stockwerke hinaufreichende Flur hinter den beiden übereinander liegenden Fenstern, und es dufteten die Blumen vom Ausbaufenster des Wohnzimmers links. Hinter dem düsteren Pesel führte eine Treppe in den Saal, „ein besonders tiefes, geräumiges Gemach", das an den weißen Wänden mit Kupferstichen

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Von heut und ehedem, bes. III, 156—157, 162—165. — G.St. I, 38—39. Einschaltbild hinter 128.

geziert war. Hier versammelt sich bei dem Senator Jochim Christian Feddersen die „vereinigte freundschaftliche Gesellschaft“.

Elsabe Feddersen.

In der Tiefe des großen Saales waltet am Kaffeetisch, festlich gekleidet, „die Urgroßmutter [1]), eine noch immer hübsche Frau“, ihre Gäste zu erquicken. — Dies war „ehedem“ in den achtziger Jahren, als ihre Tochter Simon Woldsen verlobt war. Als Magdalena der erste Enkel geboren wurde, war Elsabe Feddersen 75 Jahre alt. Eine geistig bedeutende Frau hat sie ihr Urenkel genannt.

Wie die „Großmutter“ in „Im Saal“ ist sie geehrt und geliebt von allen ihren Verwandten, die sie gern um sich versammelt. Oft trank an Sonntagen den Nachmittagskaffee bei ihr die Familie Johann Casimir Storms, der seiner geliebten Verwandten im Leben und im Tode treu verbunden sein wollte.

Die Seele des Knaben hat in ihrem Hause ein Hauch der alten Zeit berührt. Und die wache Erinnerung des Greises läßt den Dichter in seiner letzten Novelle an diese Jugendtage gedenken. In der Wohnung seiner „Urgroßmutter, der alten Frau Senator Feddersen“, will der Junge, „an ihrem Lehnstuhl sitzend“, die wunderbare Geschichte des Schimmelreiters gelesen haben. „Noch fühl ich es gleich einem Schauer, wie dabei die linde Hand der über Achtzigjährigen mitunter liebkosend über das Haupthaar ihres Urenkels hinglitt. — — Vor reichlich einem halben Jahrhundert“ ist das gewesen. — Also

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Von heut und ehedem, III, 165. — G.St. I, 37—39. Beil. 1. — Im Saal, II, 305, 311. — Der Schimmelreiter, VII, 147. — H, 158. Br. v. 1. Dez. 1860.

ein wenig später scheint dieser Besuch bei der Urgroßmutter gedacht zu sein, wie dann der Schulmeister erst „im dritten Jahrzehnt" des Jahrhunderts die Geschichte erzählt haben soll. Elsabe Feddersen starb schon 1829. Wie der Dichter das Andenken der „alten vortrefflichen Großmutter Feddersen" pflegt, erzählen auch die Heimatsbriefe.

Jochim Christian Feddersen.

Als die liebe, frohe Gesellschaft erwartet wird, sieht Jochim Christian Feddersen auf die Straße[1]). Draußen am Hafen verlädt man „das berühmte Gutbier aus seiner eigenen Brauerei, das derzeit weit und breit versandt wurde". Die Brauerei hatte wohl schon den Vorfahren gehört. „Anno Dom. 1705" soll „in Husum der Rathsverwandte Feddersen .. ein Dutzend Tagesgrift für seine Brauerei geliefert haben." Den Torf vom Schwabstedter Moor soll der „Hofbauer" wohl schon dem Vater Berend Feddersens übersenden, der wohl wie sein Sohn und Enkel „Kaufherr und Senator" war. Im Anfang des Jahrhunderts wird „Johannes Feddersen" als „Rathsperson" vom Chronisten erwähnt. — Wieder ein Berend Feddersen, wohl ein Bruder Joachims, hat 1754 an der Husumer Schulredeübung teilgenommen. Später Bürgermeister seiner Vaterstadt, ist auch er um die Wende des Jahrhunderts gestorben.

Im Jahre 1801 mußte Storms Urgroßvater „seine beste und liebste Frau" im Tode verlassen. Ein halbes

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Von heut und ehedem, bes. III, 157—158. — G.St. I, 39. Beil. 1. — J. Laß a. a. O. II, 38. — Renate, bes. V, 32. — Progr. schol. Husum. Gymnasium (in der Sammlung der Kieler Universitäts-Bibliothek), 1751—1827. 2 (1754), 8. 3, 11. 4, 22. 14, 30. — Erich Schmidt a. a. O., geg. Ende.

Jahrhundert vorher sollte bei dem Abgange des Rektors Carl Friedrich Krafft „Joachim Christian Feddersen, aus dieser Stadt, ein munterer und viele Hoffnung, unter göttlichem Segen, und fernerem Leben seiner wehrtgeschätzten Eltern und Brüder, versprechender Knabe der zweyten Classe, ein Wort des Danks in seiner und der übrigen Classen Namen — — in deutscher Sprache“ an den Schulleiter richten. Bei der dann folgenden, von Rektor Schaumann veranstalteten Redeübung wird „Joachim Christian Feddersen aus Husum . . in einem deutschen Gedicht eine hochansehnliche Versammlung um ein geneigtes Gehör bitten und die vorkommende Materie überhaupt betrachten“.

Den feinsinnig behaglichen Mann auf der Höhe des Lebens hat sein Urenkel uns gezeichnet. Aus einem guten Herzen kamen auf seine Lippen die Verse des Rheinweinliedes mit seinem menschenfreundlichen Ausklang. „Unwillkürlich summte er das Lied seines lieben Wandsbecker Boten, welches die Gesellschaft den Abend der Weihnachtsvertheilung bei einem Gläschen echten Rüdesheimer anzustimmen pflegte. Singend war er ans Fenster getreten; und im Nacken schlug der Zopf bescheidentlich den Tact dazu.“ Wohl hundert Jahre später, in des Urenkels Altersheim, auch da singt man aus jungem Herzen des alten Matthias menschenfreundliches Lied. Erich Schmidt ist dabei gewesen und hat es uns erzählt.

Christine Feddersen. Eine Tochter Feddersens und eine Schwester Magdalenas [1]) war die „gute Rechnerin“ in „Im Sonnenschein“;

[1]) Vgl. zu folgendem: Lucie Storm bei G.St. II, 23. — Nachgelass. Blätter, bes. IX, 138.

Christine Feddersen, nicht Friederike Woldsen, ist es gewesen. Die Mutter macht den Sohn auf diese Verwechselung aufmerksam. Wir wissen nicht ganz sicher, ob sie beabsichtigt war. Denn wenn auch das Motiv der Sonnenscheinnovelle diese dichterische Freiheit scheinbar nahelegte, so wie sie auch die Mutter anerkannte, spricht noch Theodor Storm in den biographischen Blättern von „Mamsell Fritzchen, die gern dem Vater in seinen kaufmännischen Rechnungen half".

Im Feddersens Hause.

Vor etwa zehn Jahren ist Feddersens schönes Haus durch einen Neubau ersetzt worden [1]). Das Nachbarhaus, in dem sich einst die Brauerei des Urgroßvaters befand, aber ist bis heute unverändert, und von den alten Stichen sind noch manche im Besitz der Stormschen Familie. Das Bild des Nachtmahrs ist für Storms Dichtung bedeutungsvoll geworden.

Noch nicht vergessen in Husum sind heute die Gestalten, die einst im Hause der Schiffbrücke verkehrten. Der Zoll- und Schloßverwalter war der alte Mathias Brinkmann, der in dem sogenannten Kavalierhause, dem Schlosse gegenüber, wohnte. Er war sehr reich und verließ, von einem Mohren begleitet, alle Abende sein Haus, um zu spielen. Brinkmann starb etwa im Jahre 1796; er hatte sein ganzes Gut der Stadt vermacht, doch auch sein Diener bekam einen Beutel mit Gold.

Magdalena Feddersens Großonkel war der Ober-

[1]) Vgl. zu folgendem: K. Gratopp, Volkspoesie und Volksglauben in den Dichtungen Theodor Storms. Diss. Rostock 1914, bes. 43—45. — Von heut und ehedem, bes. III, 158—160, 164—165, 167—168. — Ein Bekenntnis, VIII, 121.

Gerichtsadvokat Thomsen, der in der Großstraße an der Stätte des jetzigen Hotels von Thomas wohnte. Der holländische Doktor war der tüchtige und beliebte Arzt van Tholen. Er wandte zuerst die holländische Vakzination an, und man erzählt noch heute von ihm, wie er in den verschiedensten Kleidungen sich zu zeigen pflegte, einmal vielleicht als Arbeiter, bald dann wieder in der groben Jacke eines Seemanns.

Dem Feddersenschen Hause gegenüber liegt noch heute an der Schiffbrücke jene Werft. Sie ist jetzt städtisch und wird verpachtet. Der „Helling" ist die Balkenlage, auf die man die Schiffe hinaufzieht.

Von „Carsten Curator".

In Feddersens Hause, an der Ecke von Schiffbrücke und Twiete, ist das Anwesen von „Carsten Curator" gedacht[1]). An der Fortsetzung der Krämerstraße, der Süderstraße, befindet sich Heinrichs Handelsgeschäft, und über die Lämmerfenne gelangt Carsten zu der Pforte des langgestreckten Gartens. Als Heinrich von der Schiffbrücke sein Haus erreichen will, kentert „hinter der Krämerstraße auf den Fennen" sein Boot, und der junge Mann ertrinkt in den überschwemmten Wassern der Husumerau. Auch an jenen traurigen Unglücksfall der großen Sturmflut hat sich der Dichter in „Carsten Curator" erinnert. Das Kirchenbuch vermerkt, wie Arnd Friedrich Butzbach, der Sohn eines Tischlermeisters, am 4. Februar 1825 in den Fluten ertrank, als er von der Krämerstraße in einem Boote nach seiner Wohnung am Zingel fahren wollte.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Carsten Curator, V, 75 ff., 131—133, 138 bis 147. — G.St. I, 57—59.

Urgroßmutters Garten.

Aus der anmutigen Rokokozeit schaute in des Dichters Leben gar freundlich das Haus an der Schiffbrücke, und die großen Buchstaben J C F sahen würdevoll-behaglich herab von dem Giebel des Hintergebäudes. Doch, ein noch angenehmerer Aufenthaltsort für den Knaben, gehört auch zu dem Feddersenschen Hause ein Garten — so schön, so alt und seltsam, daß der Dichter ihn unter seinen Jugendeindrücken mit an erster Stelle nennt [1]). „Starke Eindrücke" hat der Knabe an dieser Stätte empfangen. — Wir kennen auch diesen Garten, als wären wir in ihm gewandelt, aus der Dichtung Theodor Storms. Der Garten der Urgroßmutter lag nicht am Hause, aber nicht weit von ihm entfernt, an der Husumerau. An ihrem Unterlaufe, kurz vor Beginn des eigentlichen Hafens, muß seine Stätte gewesen sein.

Ein Rokokogarten an einem Flüßchen, hat er ein liebliches Bild gegeben, poetischer noch als das des Woldsenschen Hausgartens. In der Novelle „Im Sonnenschein", die ganz in der Woldsenschen Familienvergangenheit spielt, sind die Spuren des Elterngartens unverkennbar, noch mehr ist aber der Garten der Urgroßmutter Hintergrund des Geschehens. Storms Mutter berührte heimatlich diese Geschichte ihrer Vorfahren, und sie schrieb über den Schauplatz an den Sohn. „Auch verlegst Du die erste Szene ganz nach Großmutters Garten, wohl deshalb, weil seine Lage sowie das Lusthaus ansprechender sind".

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Kuh-Briefw. a. a. O., 272—273. Br. v. 13. Aug. 1873. — G.St. I, 39. II, 23—24. — Im Sonnenschein, I, 314, 316—317.

Urgroßmutters Lusthaus.

Im Garten der alten Senatorin befand sich[1]) „ein mit einem Umbau versehenes, auf Ständern ruhendes Lusthaus, das über das Vorland der unten vorüberfluthenden Au hinausgebaut war“. Der junge Kaufmann zeigte „den Steig entlang nach einem hölzernen Lusthäuschen, das auf Pfählen über den unterhalb des Gartens vorüberströmenden Fluß hinausgebaut war“. Konstantin „hatte .. bald den Schatten des kleinen Pavillons, der gegen Morgen lag, erreicht. — Die eine Flügelthür stand offen; er trat vorsichtig auf die Schwelle. Aber die Jalousien schienen von allen Seiten geschlossen; es war so dämmerig drinnen.“ — Konstantin „ging .. zur Thür hinaus und seitwärts den Steig hinauf; an dem Ligusterzaun entlang, der das tiefere Flußufer von dem Garten trennte“. Seine Augen folgen dem „unaufhaltsamen Vorüberströmen des Wassers“, und Konstantin gelangt an einen Platz „zu Ende des Steiges. — — In der Ecke zwischen diesem und dem Ligusterzaun war eine Laube, tief verschattet von wucherndem Geißblatt.“

„Von Gaisblatt umrankt“ war das Lusthaus der Urgroßmutter. Sein Äußeres, das sich später in Storms eigenem Garten wiederfand, ließ den Dichter die Geißblattlaube Tante Fränzchens gestalten.

Zu Ende des „Staatshof“-Gartens, an der Graft, liegt ein Gartenpavillon, es steht „das hölzerne Haus über dem Wasser“. Verschleiernde Mondnacht breitet sich, als Anne Lene über die Schwelle tritt. Ein großes

---

[1]) Vgl. zu folgendem: B, bes. 194, 196, 229. — Br. v. März u. v. 18. April 1846. — Auf dem Staatshof, bes. I, 61—62, 91—94. — Ed. Tempeltey, Theodor Storms Dichtungen. Kiel 1867, bes. 21.

künftiges Glück erschaut wie von ferne der Jüngling, und ein Schauer der Vergänglichkeit berührt ihn. Er „trat auf die Stufen, die zu dem Pavillon hinanführten, — —: ‚Ich weiß den Weg zur Welt zurück!'". Doch für Anne Lene gibt es diesen Weg nicht mehr. Es trägt ihre leichte Gestalt nicht mehr der Boden des Pavillons, dessen Schäferbilder einst auf eine frohe und lebenssichere Gesellschaft herniederschauten. Anne Lene ertrinkt in den Fluten. Nicht gelingt es Marx, sie zu retten. Wie ratlos schaut er „von dem abschüssigen Uferrande — — über die Graft entlang". Trostlos lief er mit der alten Wieb „an dem Wasser entlang, bis an die Laube in der Gartenecke". Dort, „wo die großen alten Erken ihre Zweige in die Fluth hinabhängen lassen," finden sie endlich Anne Lene.

An dem Gartenhause, wo vielleicht die Schönheit des Lebens das Kind einst ahnte, hat vor der Zeit alles zu Ende gehen sollen. Zu Anfang und zum Schlusse dieser Dichtung, bei Anne Lenes Kinderglück und Menschenleide glauben wir den Gartenpavillon aus des Dichters Kindheit zu schauen.

Tiefer liegt, wie im Garten Tante Fränzchens, auch bei dem Staatshof das eigentliche Ufer des Gewässers, und der Ufersteig führt von dem Lusthaus zu einer Laube in der Gartenecke. Vielleicht war ja für das Innere des Staatshofpavillons, wie es dann ähnlich im Gartenhaus der „Söhne des Senators" wiederkehrt, mehr als das Woldsensche Lusthaus der Gartenpavillon von Storms Urgroßmutter vorbildlich. Wie im Woldsenschen Lusthause wurde auch gern bei Urgroßmutter der Nachmittagskaffee getrunken, im Sommer jedenfalls wohl in ihrem schönen, kühlen Gartenhause.

Altmodische Blumen.

„Altmodische Blumen[1]), die heute in keinem Garten mehr zu finden sind," blühten im Feddersenschen Garten. Märchenhaft, aus romantischer Ferne dufteten dem Dichter auch die Blumen im Garten der Urahne.

„Muskat-Hyazinthen —
Ihr blühtet einst in Urgroßmutters Garten;
Das war ein Platz; weltfern, weit, weit, dahinten!"

Einige Jahre, nachdem „Von heut und ehedem" vollendet war, schrieb Storm diese Verse. Wohl schon in dem zweiten, vorhergehenden Ritornell gedachte er dieses alten Gartens. Seines Freundes Mommsen Verse von den welkenden Winden trafen sein eigenes Erleben. Ja, schon so lange war die Spur von seinen Kinderfüßen am großmütterlichen Gartenzaun im Sande verweht.

Ein Gemüsegarten.

Noch einen anderen Garten[2]), einen Gemüsegarten, hatte die Familie. Er lag in der Langenharmstraße, und seine Spuren finden sich in „Abseits" wie in „Die Söhne des Senators". In dieser Dichtung ist sein Bild mit dem der beiden Lustgärten verwoben.

Bei Lena Wies.

In der Langenharmstraße wohnte auch Lena Wies[3]), Theodors Kindheitsfreundin, eine für Storms dichterische Entwicklung höchst bedeutende Gestalt. Nicht mehr steht

---

[1]) Vgl. zu folgendem: G.St. I, 37, 39. — Frauenritornelle, VIII, 271. — Liederbuch dreier Freunde. Kiel 1844, Ritornelle Th. Mommsens.

[2]) Vgl. zu folgendem: Abseits, bes. I, 212—213. — Die Söhne des Senators, VII, 284—286.

[3]) Vgl. zu folgendem: Zerstreute Kapitel: Lena Wies, bes. III, 138—148. — G.St. I, 54. — P. Schütze, 28—29. — F, 180. Br. v. 18. Febr. 1864. — Lena Wies, bes. III, 144. — G.St. I, 44—45. — B, 260, Br. v. 19. Juni 1846.

ihr Haus, aber der Stall ist ganz so wie einst, und dahinter liegt Lenas Garten. — Eine unvergeßliche Stunde habe ich bei Lenas Pflegetochter und ihrem Manne verlebt, die Lenas Wirken und Storms Jugend wieder vor mir erstehen ließen. Mitte der achtziger Jahre sind heute die liebenswürdigen Feddersenschen Eheleute. Seines damals jungen Bekannten gedenkt der Dichter in einem Briefe an Konstanze.

Magdalene Jürgens, nach ihrem Stiefvater gewöhnlich Wies genannt, ist am 9. Dezember 1797 geboren und hat am 25. November 1868 die Augen geschlossen. Gar kluge Augen schauen aus ihrem freundlichen Gesicht, auf dem im Besitz der Familie befindlichen Bilde. Auch von jenem ungehörigen Wort des Knaben ist mir erzählt worden; Lena hatte dann nur einen verächtlichen Blick, und es gab kein „Stück“ zum „Vertellen“.

Wenn Theodor seitlich vom Hühnerstall in das Hofgebäude hineintrat und Lena an der rechten Seite hinten, im letzten Abteil des Kuhstalles, stand, so war die Freundin nicht zu erblicken. Denn nach hinten und nach der Seite hatte der Stall damals keine Fenster. — Als Lena Kind gewesen, sind drei Birnbäume im Garten angepflanzt worden, die Kärrner aus Süddeutschland mitgebracht haben. Noch heute stehen zwei von diesen Bäumen, sonst ist der Garten nach rechts etwas erweitert.

Auch Lenas jüngerer Schwester Katharina, seinem Kindermädchen, hat Storm Treue bewahrt. Sie heiratete einen Schreiber seines Vaters, der nachher Lehrer an einer Schule in Kopenhagen wurde. In den Brautbriefen wird von einem Besuch bei Lena Wies und bei ihrer Schwester Frau Lorenzen erzählt.

Lena Koch in der Dichtung.

Von ähnlicher Bedeutung wie jene Freundin ist im Hause seiner Urgroßmutter eine Bediente für den Knaben gewesen, Lena Koch, ihre alte Magd [1]). An einer einzigen Stelle in „Was der Tag gibt“, Storms Alterstagebuche, ist uns die frühe Erinnerung an die alte Frau überliefert. „Der ‚Held‘ erfährt — — den einen Vorgang etwa aus dem Mund der sehr alten, mit erloschenen Augen an dem großen Herde huckenden Dienerin (Großmutter Feddersens Lena Koch).“ Sonst wissen wir nichts mehr von dieser, für seine Dichtung bedeutenden Gestalt.

Die alte, fast neunzigjährige „Trin Jans“, die beim „Schimmelreiter“ wohnt, scheint uns nicht mehr unbekannt. „In der Küche des Haupthauses saß eines Nachmittags die alte Trin Jans auf der Holzstufe einer Treppe, die neben dem Feuerherd nach dem Boden lief.“ — Es „kniete das Kind an ihrer Seite und sah mit seinen stillen Augen in die Flammen, die aus dem Herdloch aufflackerten; ihr eines Händchen klammerte sich an den Ärmel der Alten. — — Trin Jans erzählte: ‚Du weißt‘, sagte sie, ‚ich stand in Dienst bei deinem Urgroßvater, als Hausmagd — —; der war klüger als sie Alle — da war es,“ daß das Wasserweib, das nicht selig werden konnte, schreiend auf den Gräben schwamm. Diese Geschichte ist kein Märchen und Trins Großohm kein Lügner. Trin Jans „rückte .. näher an den Herd und streckte die Hände über die Flammen des Feuerlochs“.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Enno Krey, Das Tragische bei Theodor Storm, 43, 58—59. — Der Schimmelreiter, bes. VII, 255—257. — Zur Chronik von Grieshuus, bes. VI, 140—141, 151—153, 187, 189. — Eekenhof, bes. IV, 253, 270, 279, 282, 291.

Vielleicht hat auch in des Urgroßvaters Hause die alte Magd einst dem Knaben erzählt von der Geschichte des Schimmelreiters. Nicht nur von Lena Wies will er sie gehört haben. An die in der Dichtung gegebene Quelle hält sich eine erst von Enno Krey veröffentlichte Briefstelle an die Tochter Liesbeth: „Jetzt spukt eine gewaltige Deichsage, von der ich als Knabe las, in mir, aber die Vorstudien sind sehr weitläufig.“

Deutlicher wohl noch als in des Dichters letzter Novelle lebt das Bild der alten Dienerin in „Zur Chronik von Grieshuus“. „Des Knaben Freundin war eine alte Magd, die schon die Mutter als kleines Kind getragen hatte. — — Sie hatte ihr Augenlicht fast ganz verloren und saß meist unten in der großen Gesindestube oder am Herde in der Küche, beschaffend, was einem blinden Menschen möglich war; und wenn er sie gefunden hatte und auf sie losstürmend sie an der Schürze riß, dann sagte sie wohl: ‚Kind, Kind, gib Ruh; was willst du denn? Bei Gott ist Rath und That!‘ und sah mit ihren todten in seine lebendigen blauen Augen.“ Erzählen soll sie dem Knaben. „Und sie legte das Messer, oder was sonst ihre Finger hielten, fort“ und erzählte ihm wohl von der schönen Großmutter, die „so jung wie Maililien“ war, als sie dahinging. — Einst führt Magister Bokenfeld die liebe alte Freundin hin zur Kirche, und sie dankte ihm für seinen Schutz. Sie „sah mich mit ihren todten Augen an und lächelte, daß ihr altes Angesicht mir gar hold erschien“. — Sie kennt des Hauses furchtbare Vergangenheit und Zukunft, aber nicht bei den Menschen, „bei Gott ist Rath und That!“

Ehrwürdig und gewaltig ist die Gestalt der alten Matten. Gleichsam ein Bild des unerschütterlichen Ge-

schehens steht sie da inmitten des flüchtigen Menschenlebens, erhaben und doch so erdenvertraut. Der gewaltige Herr Hinrich, der jugendfrische Junker Rolf, sie liegen in ewigem Schlummer. „Die alte Matten stand auf ihren Stock gelehnet und horchete und hielt die Hand ans Ohr und nickte dann, als ob nun Alles gut sei,“ und totenstill ist es. — Als eines mondhellen Abends Matten am Kirchhofe vorüber zum Pastor geht, um in Frieden dort zu sterben, „nickte sie nur nach der Capellenmauer und murmelte wie für sich selber: ‚Gute Nacht, ihr Christenseelen alle! Gute Nacht auch, Junker Hinrich und du, kleiner Rolf! Bei Gott ist Rath und That!‘“

Trug nicht schon die ehrwürdige Försterswitwe in Eekenhof der alten Lena Züge? Der junge Detlev war gern bei Heilwigs Großmutter. „An Winterabenden saßen er und Heilwig vor dem Ofenfeuer, und die spinnende Förstersfrau erzählte ihnen die Geschichten von den Bildern droben, so weit sie selber davon wußte.“ Es betet die Greisin für die unglückliche Tote des Geschlechts. Im Herzen bewahrt sie das wunderbare Geschehen bei ihrem Tode, doch ihre Augen sind fast erblindet. Als die schöne Frau noch auf dem Eekenhof lebte, da erzählte ihr von Lebens- und Todesgeschick der Vorfahren „die Schaffnerin, die alte Maike“.

Von „Zur Chronik von Grieshuus“.

In der „Chronik von Grieshuus“ scheint weitergehend der Dichter jenem Tagebuchentwurf gefolgt zu sein.[1]) Auch die nächsten Manuskriptsätze haben Bedeutung, die Kenntnis

[1]) Vgl. zu folgendem: Erna Krey a. a. O., 58—59. — Zur Chronik von Grieshuus, bes. VI, 94, 109—110, 132—134, 158, 168—171, 182 bis 183, Keller-Briefw., 199. Br. v. 10. Nov. 1884.

der ganzen, bisher sonst ungedruckten Stelle verdanken wir Storms jungem, den Heldentod gestorbenen Enkel. Storm spricht dort weiter von der Hauptperson der Dichtung. „Später kommt er in Gefahr, durch Jähzorn unheilbares Unheil anzurichten, was glücklich verhindert wird. Aber plötzlich steht es vor seiner Seele: ‚Jene dunklen Geschichten deines Geschlechts entsprangen ja derselben Leidenschaft, und du selbst (mit einem Rückblick auf eigene Vergangenheit besonders und nur noch auf die Knabenzeit) hast sie als Erbteil empfangen‘. Von da ab sucht er angelegentlich die Veranlassung zum Ausbruch dieser Leidenschaft — mehr vermag der Mensch nicht — zu vermeiden, wird aber gerade dadurch ihr Opfer.“

Nicht zum wenigsten in „Grieshuus“ haben die Gedanken des Dichters über Vererbung ihren Niederschlag gefunden. Der junge Rolf, „von jäher Gemütsart“, will seinen Hund mit der Forke erstechen. „Doch gleichwie von Eisenklammern fühlte er seine Hand von einer anderen gepacket! ‚Erschlag nicht deinen Hund!‘ rief über ihm der Wildmeister, ‚du könntst das später einem Menschen thun!‘“ Furchtbar hat Hinrich den Junker dabei angesehen, als wolle er ihn gar selbst erschlagen. „Dann aber legte er sanft den Arm um mich und sprach: ‚Das ist dein Blut, mein Kind; wir müssen wissen, wogegen wir zu kämpfen haben!‘“

Rolf erfährt es später, daß die Leidenschaftlichkeit seiner Natur ein Erbteil seines Großvaters und einst der Vorfahren Unglück gewesen ist. Mehr äußere Umstände wohl lassen ihn seine Schwäche überwinden, die überhaupt nicht sehr hervortritt. Des Jünglings früher Tod in der Schlacht ist dargestellt als eine Fügung des Schicksals.

Zum kleinen Teil nur ist er hervorgerufen von seiner Leidenschaftlichkeit, die hier eigentlich nur die Äußerung eines warmfröhlichen, lebensprühenden, tätigtreuen Herzens ist.

Der junge Rolf ist eine glücklichere Natur als sein Großvater. Den letzten der Familie zermalmt das Schicksal ganz ohne seine Schuld. Hinrich wird schuldig durch die Leidenschaftlichkeit seiner Natur, wenn auch bedrängt in der grausen Not der Verhältnisse. Schon das gute Herz des Jungen konnte überschäumen vor Zorn, so daß er „mit grimmem, schier verzerrtem Antlitz“, den weißen Hund verletzt sah und den Dienstjungen wund schlug. Über alles liebt er diesen Hund, und doch tötet er ihn „in jähem Zorn“. Der Mann aber kämpft gegen die Schwäche des Knaben und des Jünglings einen harten Kampf. Nur um sein Leben, da könnte er zum Mörder werden. Es ging dann ja nicht um sein Leben in jener furchtbaren Nacht auf der Heide. Aber sein Liebstes, die Frau, die für ihn das Leben war, wird ihm geraubt, und in furchtbarem Zorn und jäher Leidenschaft erschlägt er den eigenen Bruder, unstet und flüchtig fortan.

Ein bisher noch unbekanntes „kleines italienisches Motiv von fünf bis sechs Zeilen“ hat ja für „Grieshuus“ den Perpendikelanstoß gegeben.

V. Von Husums Straßen und des Dichters Jünglingsjahren.

Husumer Straßen. Zwölf Jahre war der Dichter erst alt, als seine Urgroßmutter starb. Früh sind also die Eindrücke, die er bei ihr in Haus und Garten empfing. Zu jener Zeit

begannen dann auch wohl die Wanderungen des Knaben zum Dorfe Hattstedt und in Husums Umgebung. Vorher aber schon wird das Kind Umschau gehalten haben in seiner Vaterstadt, die dem Jüngling so vertraut wurde.

Vom Markt, dem altgewohnten Platz seiner Kindheit und einer Lieblingsstätte seiner Dichtung, führte am Rathause vorbei die Norderstraße aus der Stadt [1]). Des „Vetter Christian" junge Wirtschafterin hat „eine am Markt gelegene Ellenwaarenhandlung" besucht. „Ein Weilchen stand sie und blickte die lange Straße hinauf. — — Droben in einer Quergasse" wohnt ihre Mutter. „Nun .. sah sie von dort die alte Caroline in die Hauptstraße einbiegen und — — nach dem Markt herunter steuern." Julie Hennefeder hatte ja keine Zeit zu verlieren, „und munter schritt sie die Marktstraße hinab, dem Hause des Vetters zu." Von seiner Wohnung „die Straße hinab, einmal rechts, dann wieder links" gelangt der Kollaborator in das Haus des Onkel Senators. An Senator Woldsens Haus könnte Storm wieder gedacht haben, der Vetter wäre dann von der Großstraße rechts durch die Twiete zur Krämerstraße gegangen.

Die Ellenwarenhandlung ist das zweite Haus neben der Einhorn-Apotheke. Das Geschäft war seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts im Besitz der Familie Nickelsen. An die Einhorn-Apotheke ist auch im „Schimmelreiter" gedacht.

An der Norderstraße wohl liegt „Pole Poppenspälers" Elternhaus.[2]) Neben seiner Haustür stand eine kleine Bank, Häuser in „Pole Poppenspäler".

[1]) Vgl. zu folgendem: Beim Vetter Christian, bes. III, 312, 315, 317. — Der Schimmelreiter, VII, 266.

[2]) Vgl. zu folgendem: Pole Poppenspäler, IV, 40—42, 44—45, 96—98. — Th. St. bei G. St. I, 71.

„von der man nach der einen Seite die lange Straße hinab bis an die Kirche, nach der anderen aus der Stadt hinaus bis in die Felder sehen konnte“. Der kleine Paul pflegte hier an Sommernachmittagen „in der freien Luft und unter erquickendem Ausblick nach Ost und West“ seine „Schularbeit anzufertigen“. — „Das alte Haus mit der viereckig geschorenen Linde“, das noch zu des Dichters Jugendzeit Paulsens Wohnung gegenüber liegt, ist die „Schneiderherberge“.

Die Schneiderherberge lag an der rechten Seite der Süderstraße, dort wo sich heute das Gewerkschaftshaus befindet. Lange Jahre war sie im Besitz der Familie Franzen. So hat also wohl der Stormsche Herbergsvater geheißen. Idyllischer in ihrer Lage war die Herberge von Haß in der Norderstraße. Bis zu dem hohen Dach waren die beiden Stockwerke von Weinstock berankt, und aus dem Grün schoben sich Arme mit Emblemen heraus. Hier war die Herberge für alle Gewerke außer den Nagelschmieden und Schneidern.

Ob Storm wirklich ein Giebelhaus der Herberge gegenüber als Paulsens Elternhaus ansah, ist nicht zu sagen. Paulsens Feind, der Handwerksgeselle Schmidt, hat aber wirklich gelebt. Er selbst hieß der schwarze Schmidt und war der Sohn eines Wirtes. Als Landstreicher ist er noch heute in Husum bekannt. Auch in Lebenserinnerungen hat Storm von ihm geschrieben.

Der Herbergsvater.

Die Ellenwarenhandlung am Markt kommt wie im „Vetter Christian“ auch in „Pole Poppenspäler“ vor.[1])

[1]) Vgl. zu folgendem: Pole Poppenspäler, bes. IV, 41. — Zerstreute Capitel. Der Amtschirurgus — Heimkehr, III, 132—134.

Sonst ist die Örtlichkeit dieser Novelle ganz ähnlich der in „Heimkehr". Nach seiner Heimkehr durchwandert der Dichter an einem stürmischen Spätherbstnachmittage die leeren Straßen der Stadt und gedenkt der einstigen Bewohner ihrer Häuser. „Hier auf der Bank unter den Linden — — saß einst der lustige Herbergsvater, der uns Schülern stets das griechische ‚Heureka' zum Gruß entgegen rief. — Heureka -- Gefunden! -- Ob man wohl das Wort auf seinen Sarg geschrieben hat?"

Wir sind wieder bei der Herberge, und wir kennen ihn ja, den guten Herbergsvater. Pole Poppenspäler hat es uns erzählt, wie aus der Herberge „der dicke Herbergsvater in seiner grünen Schürze" dem alten Puppenspieler entgegentrat. Merkwürdig, „drüben", wo der Dichter sich nachher Paulsens Haus gedacht hat, sieht er in „Heimkehr" „jenes Giebelfenster mit den zertrümmerten Scheiben", wo einst ein junges, vergängliches Glück ihm lächelte.

Auf dem Wege zum Kirchhof sieht der zurückgekehrte Dichter[1]) noch einzelne übrig gebliebene, ihm so vertraute „Treppengiebel", und sinnend bleibt er wohl stehen bei der „Gelehrtenschule" seiner Jugend. Die Gelehrtenschule.

Die Gelehrtenschule steht heute nicht mehr. Sie war das erste Haus in der Süderstraße, gleich hinter der Kirche, und lag, mit ihrer Giebelseite zur Straße, an der Stelle des heutigen Warteschulgartens. Der alte Renaissancebau war ein „einfaches, unansehnliches Gebäude, — — ohne jeglichen Schmuck," wenn auch wieder mit zwei hohen

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Heimkehr, III, 133. — G.St. I, 85—89. — J. Rohweder, Aus der Jugendzeit Theodor Storms. In: Schleswig-Holsteinische Zeitschr. 1, 1906—07, 530—38. — Fr. Krüger. In: Zeitschr. d. Vereins f. Lübeck. Gesch. u. Altert.-Kunde, XIII (1911), 359 ff., bes. 371.

Treppengiebeln geschmückt. Die kleinen blinden Fenster schauten aus dem weiß gestrichenen Mauerwerk der beiden Stockwerke, oben „vom tief herabreichenden Dache fast überschattet“. In großen goldenen Buchstaben stand „Gelehrtenschule“ über der Tür, auf dem riesigen Schornstein hatte ein Storchenpaar sein Nest gebaut.

Schulerinnerungen in „Pole Poppenspäler“ und „Bötjer Basch“.

An der Gelehrtenschule war ein besonderer Rechen- und Schreiblehrer. Storm, der wie sein Freund Mörike ein schlechter Mathematiker gewesen, läßt in Paulsens Erzählung vielleicht sein eigenes Schulerleben anklingen.[1]) So gern blickt der kleine Paul auf die Straße, als er seine Algebraexempel auf die Tafel schreibt. Als die Puppenspieler und die kleine Lisei in der Stadt sind, da geraten ihm „die Algebraaufgaben — — so mäßig, daß der Rechenmeister“ ihn von dem ersten Platz „herabzusetzen drohte. — Wenn ich in meinem Kopfe rechnen wollte: ‚$a + b$ gleich $x - c$‘, so hörte ich statt dessen vor meinen Ohren die feine Vogelstimme der schönen Genovefa.“ Einmal, da schreibt er sogar „$x +$ Genovefa“ auf die Tafel.

Paul macht nach der „Rechenmeisterschule, wie es .. manche Handwerkersöhne zu thun pflegten, auch noch die Quarta unserer Gelehrtenschule“ durch. Auch „Bötjer Basch“ hat mit dem alten Propst zusammen „als Junge in Quarta auf der Schulbank gesessen“, und wieder sein Sohn „wanderte Vor- und Nachmittags, wie einst sein Vater, mit einem Packen Bücher in die unterste Classe der Gelehrtenschule“. Fritz Basch verabscheut das Latein,

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Pole Poppenspäler, IV, 50, 74. — Bötjer Basch, VII, 15—19, 23, 59—60.

zu rechnen aber versteht er, und wie Kätti in der „Wald- und Wasserfreude“ ist auch ihm ein Lieblingsfach die Geographie. Er findet später den Weg in die weite Welt, als Junge schon ist er ja ein Meister des frischen Lebens gewesen. Doch der arme Kollaborator muß unter dem Übermut der Jungen leiden. Auch zu Theodors Schülerzeit sind solche Streiche vorgekommen, „an denen Storm sich so oder so beteiligte.“

Von Quarta und Tertia.

J. Rohweder und G. Storm[1]) haben uns den Stundenplan der Quarta und den Jahresbericht des Schreib- und Rechenlehrers M. Jessen mitgeteilt. Nur gute Hausmannskost wurde vielleicht doch nicht den Quartanern gereicht. Daß der Kollaborator grünen Hafer und Buchweizen mit einer Rübsamenpflanze und der Kartoffelstaude verwechselte, beruht ja auf einem wirklichen Vorkommnis. — Im Untergeschoß der Schule lagen die Räume für Quarta und Tertia, „noch einigermaßen licht und freundlich“, auch nicht allzu niedrig. Vor dem Pult der Tertia hat der Dichter „einst ‚Üb' immer Treu und Redlichkeit‘ so weltvertrauend“ deklamiert. Wie die Deckenbalken der Prima und Sekunda viele eingeschnittene Namen trugen, war auch das Pult der Tertia halb zerschnitten.

Der Knabe hat noch an der Menschen Redlichkeit und Treue geglaubt, wie Fritz Basch in der Dichtung, ein wilder, aber auch ein so treuherziger und guter Junge. Zu ihm gehört sein Dompfaff. Der aber ist mehr als des lustigen Knaben Liebling; wie in „St. Jürgen“ die Schwalben der Chorus der Novelle, ist im „Bötjer Basch“

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Heimkehr, III, 133. — G. St. I, 88—92. — Bötjer Basch, VII, 1 ff., bes. 35, 59—60.

der liebe Vogel der gute Geist dieser treuen Menschen. Dort, wo die Redlichkeit zu Hause ist, lernt er die ganze Melodie von „Üb' immer Treu und Redlichkeit" flöten, die so hell noch klingt am Krankenbette des alten Basch, an jenem glücklichen Tage der Genesung und des Sich-wiederfindens.

Storms Schulbesuch.

Die Fenster, auch wohl die Räume des Erdgeschosses lagen hoch.[1]) In „Heimkehr" aber läßt der Dichter die Tertia wirklich „droben", im Obergeschoß neben der Sekunda, liegen. Es kann ja sein, daß die Benutzung der Räume zuweilen vertauscht wurde. Auch von jenen Jahren hat der Dichter, der schönen Kindheitsträume gedenkend, gesprochen. Jenseits der schmalen Straße auf dem Propsteihofe stand ein mächtiger Kastanienbaum, dessen Zweige zu den Fenstern der beiden Klassen hinüberreichten. „Wie oft, wenn es draußen Frühling war, flogen meine Gedanken über den Nepos oder später über den Ovid hinweg und schwärmten drüben mit den Bienen um die weißen rothgesprenkelten Blüthenkerzen, die aus den jungen lichtgrünen Blättern emporgestiegen waren."

Im Jahre 1826 wurde Theodor Storm in die Quarta der Gelehrtenschule aufgenommen, wohl mit vier anderen Knaben. Denn der Quartakursus beginnt Ostern 1826 mit 30 Schülern, während im Halbjahr vorher 27 Knaben die Klasse besuchten und zwei wohl nach Tertia versetzt wurden. Wohl mit zwei anderen Schülern ist Storm

[1]) Vgl. zu folgendem: Heimkehr, III, 133—134. Progr. schol. Husum. Gymnasium, 1751—1827. 22 (1827), 34—36, 39, 45. — Progr. schol. Husum. Gymnasium, 1828—1850. 1 (1828), 36; 2 (1829), 32, 36; 3 (1830), 36; 4 (1831), 32, 40; 5 (1832), 30, 31, 43; 6 (1833), 17—18, 28; 7 (1834), 35, 42. Aquis Submersus, III, 204.

1828 in die Tertia aufgerückt, mit 12 Schülern fing der Unterricht in dieser Klasse an. Unter 17 Sekundanern begann dann auch für Theodor Storm der Unterricht in der Sekunda. Über Storms Mitschülerzahl in Prima sind keine Angaben erhalten.

In Tertia hat Storm außer Phädrus den Cornelius Nepos gelesen, in Sekunda neben Cäsar und Terenz den Ovidius und in Prima Horaz und Cicero. Wie die Knaben nach einem frohen Sonntagsausfluge „am Sonntagabend oder Montags früh zu unserem Nepos oder später zu unserem Cicero" zurückkehrten, erzählt Storm in „Aquis Submersus".

Die Schulbücherei, von Schulfesten.

Auf der Husumer Gelehrtenschule[1]) wurde die „deutsche Poesie als Luxusartikel betrachtet", und die Bibliothek hat wohl Bürger und Hölty, gegenüber den Poeten der „Zopf- und Puderzeit", aber keine lebenden deutschen Dichter den Schülern anvertraut. — Als der Rektor P. Friedrichsen 1822 seine Schrift über den Stand der Schulbibliothek herausgab, waren gerade von einem Abiturienten Bürgers und Höltys Gedichte geschenkt worden. Neben den Klassikern überwiegt in der Bücherzahl durchaus die wissenschaftliche, besonders die theologische Literatur.

Es gab in der Gelehrtenschule keinen Raum für Schulfeste. Die berühmte Redefeierlichkeit fand in dem großen Saale des Rathauses statt. Theodor Storm

[1]) Vgl. zu folgendem: Heimkehr, III, 127—130. — Progr. schol. Hus. Gymn., 1751—1827. 16 (1822), bes. 11—12, 14—15. — G. St. I, 92—98, 189, 198, 205. Husum. Kgl. Priv. Wochenblatt 20 (1835), 293, 301, 309. — B, 51, 114, 118, 159, 239, 295. Br. aus den Jahren 1844—46. — H, 54. Br. v. März 1855. — Von Kindern und Katzen, III, 198—199. — Drüben am Markt, bes. II, 192.

besang als Primaner den Mathatias, nicht beirrt durch das leuchtende Gesicht des Amtschirurgus an der Deckenöffnung und den Blick zarter vergißmeinnichtblauer Augen unter den Zuhörern. Zu der Liebhaberkapelle aber gehört Storms „würdiger Freund, der Doctor, derzeit Primaner und Mitglied des ‚Dilettantenvereins‘, und noch hübscher, als er redete, blies er die Clarinette; heute aber leistete er das Außerordentliche“, gleichsam in der „Ouverture zum Mathatias“.

Wir kennen jetzt aus dem Husumer Wochenblatt Storms jüdischen Freund. Dann hat der Dichter auch des allverehrten Leiters der Schule im „Amtschirurgus“ dankbar gedacht. Storms Schulfreund aber war der spätere Dr. Kuhlmann, dem der Dichter Freundschaft im Leben bewahrte und in „Von Kindern und Katzen“ ein Denkmal gesetzt hat. Die Flöte spielte wie Kuhlmann der unverheiratete Doktor in „Drüben am Markt“, auch er ein kleiner wohlbeleibter, freundlicher Mann.

Reitversuche und Schulfreunde.

Ein „Streich“ [1]), den Theodor mit seinem jüngeren Bruder Johannes und seinem Hattstedter Freunde Ohlhues ausführte, ist uns überliefert. „Johannes, bei dem sich schon früh die Neigung zum Landwirte zeigte, war vom Vater ein Pferd geschenkt worden. Dieses weidete auf einer Fenne außerhalb der Stadt.“ Es „gingen die drei kleinen Vagabunden nach Rödemis und setzten sich alle drei auf den Rücken des Pferdes. Dieses galoppierte

---

[1]) Vgl. zu folgendem: G.St. I, 9, 100. — Zur Chronik von Grieshuus, VI, 144—147. — Eekenhof, IV, 263—264. — Zur Wald- und Wasserfreude, V, 269—270. — Immensee, I, 6—7. — Von heut und ehedem, III, 182.

davon und warf seine Reiter ab. Die Kinder nahmen keinen Schaden, und das Pferd fand sich allein zur Weide zurück".

Mit welcher Wärme ist in der „Chronik von Grieshuus" der jauchzende erste Austritt des kleinen Junkers auf dem Rößlein Fallada, der noch in der ursprünglichen Novellenfassung fehlte, geschildert. Er erinnert uns an die Reitversuche von Herrn Hennickes Töchterlein in „Eekenhof".

Den kleinen Husumer Burschen freilich hätte ihr Abenteuer leicht übel auslaufen können. Denn sie versäumten bei dieser Gelegenheit die Schule, so daß dann eines „Tages der Lehrer bei den Eltern erschien, um zu fragen, ob die Kinder krank seien".

Ein tagelanges Versäumen der Schule wurde damals nicht bemerkt; es ist die Zeit, wo „Kätti" es wagen kann, einmal alle Nachmittage der Woche in der Mädchenschule zu fehlen. Sie mag lieber die Gitarre spielen und von Abenteuern träumen, deshalb ist sie „eine berufen schlechte Schülerin. Nur in der Geographiestunde pflegte sie mitunter aufzumerken," wenn in dem Vortrag des Lehrers selbst die „Sehnsucht in die weite, weite Welt" zum Ausdruck kam. — „Reinhard" möchte mit seiner „Elisabeth" nach Indien reisen, wo es „viel tausendmal schöner als hier bei uns" ist. Auch ihn können die Schulstunden, in denen er dann zum Dichter seiner lieben Gespielin wird, nicht fesseln.

Harmloser als das Abenteuer zu Ködemis war der Ritt des kleinen Theodor auf dem widerspenstigen Esel, wie der „Ausbund von einem Jungen" zwischen den Beeten des elterlichen Gartens „umhertrabte, immer im Kreis um die hölzerne Flora, bis der Esel hinten ausschlug und ihn in die Büsche warf".

Der junge Theodor.

„Großmütterchen" wird die Natur ihres Enkels gekannt haben.[1]) War doch Theodor, „wie seine Brüder erzählten, ein froher, fast übermütiger Junge, im Spiel mit andern Knaben einer der tollsten". Dann sprang er wohl mit ihnen „um die Wette, bis ihm sein braunes Haar über das heiße Gesicht fiel und er tief aufatmend stehen blieb". Und er „lernte nach Landesart mit dem Springstocke über die Marschgräben setzen", wie „Marx" in „Auf dem Staatshofe". „Hatten wir uns etwas verspätet, so trafen wir ihn [den alten Marten vom Hof] wohl schon auf unserem Wege draußen auf den Fennen, seinen unzertrennlichen Begleiter, den Springstock, auf der Schulter; und während Anne Lene auf dem Fußbrett um die Hecken ging, lehrte er mich nach Landesweise über die Gräben zu ‚setzen'."

Ist der junge Theodor dem kindlich ausgelassenen „Reinhard" und dem jungenhaft übermütigen „Fritz Basch" ähnlich gewesen, auch die Natur eines „still in sich gekehrten Schulknaben", wie er den Dichtungen nicht fremd ist, wird zu andern Zeiten in ihm geltend gewesen sein. Der Dichter Wilhelm Jensen, der den Mann kennen und lieben lernte, wird sich nicht ein durchaus falsches Bild vom Knaben und Jüngling gemacht haben, der auch äußerlich zuweilen der „still sinnende, weiche Träumer" gewesen sein wird.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: G.St. I, 45—46. — Auf dem Staatshof, I, 69. — Bötjer Basch, VII, 1 ff. — P. Schütze, 20. — Wilhelm Jensen, Heimaterinnerungen II: Theodor Storm. In: Velhagen und Klasings Monatsheften, Jahrg. 14 (1899—1900), 501—502. — Erich Buchholz, Die Natur in ihrer Beziehung zur Seelenstimmung in den Frühnovellen Theodor Storms. Diss. Greifswald 1914, 118.

Das Eselreiten.

Im Eselreiten hatte Theodor einen Gefährten, und in dessen Garten verlegt der Dichter in „Heimkehr" den Eselritt [1]). „Wie lange ist es her, daß wir unter den blühenden Apfelbäumen deines elterlichen Gartens auf dem widerspenstigen Esel Schule reiten wollten! Mir ist, als sei das nur ein Capitel aus einer sonnigen Idylle, die ich in schöner Jugendzeit gelesen." Und der frohe Junge bleibt Storm ein treuer Freund auch auf der Universität. „Etwas später war es — wir waren schon Studenten —, da wir am lauen Frühlingsabend über den Hamburger Wall schlenderten. Als in der Dämmerung die Frösche aus dem Graben ihre Stimme erhuben, legtest du die Hand auf meinen Arm und sagtest andächtig: ‚Horch nur, wie lieblich doch die Nachtigallen girren!'"

Aber Storms Freund war wie er ein Sohn der Nordseeküste und kannte nicht die „Liebesklage" der Nachtigall. Doch daß er den „Frosch, den Sänger unserer Marschen", verkannte, das mußte den Dichter „billig Wunder nehmen, und ich komme nachträglich auf den Verdacht, daß du die seltsamen Worte nur gesprochen hast, damit ich jenen Abend nicht vergäße, an dem sonst nichts war als Frieden in der Natur und in unseren jungen Herzen".

Georg Rittel und seine Geschwister.

Wir wissen jetzt, wer es ist [2]), Storms „alter, ehrlicher Georg, candidatus der Gottesgelahrtheit," dem ganz andere Vögel bei Idstedt sein letztes Schlummerlied gesungen haben.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Heimkehr, III, 134—135.

[2]) Vgl. zu folgendem: B, 12. Br. v. Anfang Mai 1844. — Abseits, I, 201 ff., 218. — Felix Schmeißer, Zwei Jugendgenossen Theodor Storms. In: Husumer Nachrichten Nr. 47, 2. Blatt, Sonntag, den 25. Febr. 1912. — Ein grünes Blatt, I, 95 ff. — Kuh-Briefw. a. a. O., 372.

Wie aus unseren Tagen wieder mutet seine rührende, heldenhafte Gestalt uns an, die untergehen mußte für einen neuen Morgen Schleswig-Holsteins. Georg Rittel durften wie dem Sohne des alten Landschullehrers in „Abseits“ auf seinen Grabstein die Johannesworte gesetzt werden: „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde“. Auch sein treuer Freund hat ihn nicht vergessen. Seit wir die Brautbriefe besitzen, ist uns zweimal von jener abendlichen Naturbeobachtung überliefert, und wir kennen den Namen des Freundes.

Im Jahre 1912 hat dann Felix Schmeißer bei dem Tode der alten Christiane Rittel, die „der letzte Sproß einer Jahrhunderte alten Patrizierfamilie und wohl auch die letzte Husumerin“ war, „deren Kindheitserinnerungen mit denen Theodor Storms zusammenfielen“, von Georg Friedrich Rittel erzählt. „Im Garten des alten Kaufmannshauses am Markt“ haben die Jungen auf dem Esel geritten, Christiane hat als kleines Mädchen dabei gestanden. Ende der vierziger Jahre war Georg Rittel Hauslehrer in Karby in Schwansen, im Juli 1850 ist er als schleswig-holsteinischer Freiwilliger ins Feld gerückt. Am Morgen des 25. Juli ist Storms Freund im Beginne der Schlacht bei Idstedt am Schenkel schwer verwundet worden, den 26. September ist er dann, von der Mutter treulich gepflegt, im dänischen Lazarette zu Gottorp seiner Verwundung erlegen.

Von den Sorgen des Krieges früh gebeugt, starb bald nach dem Ende des unglücklichen Freiheitskampfes der andere Sohn des Senators, Joachim Rittel, Landmann in Aarup bei Apenrade. Nun vereinigt die düstere

Gruft ihrer Familie alle die Jugendgenossen Theodor Storms, und dicht daneben auch ruht der Dichter. „Die alten Eschen und Linden, die sich über seiner Gruft erheben, strecken ihre Zweige grüßend auch über das Grab seiner Jugendfreunde.“

Bei dem Helden des „grünen Blattes“ und der Gestalt des Bruders Christians in „Abseits“ mag Storm auch an seinen Bruder Otto, den schleswig-holsteinischen Freiheitskämpfer, gedacht haben.

Das Husumer Schloß.

Von seinem Hausgarten [1]) gelangt in „Drüben am Markt“ der Doktor durch die „Lindenallee nach dem alten Schlosse, welches derzeit dem Herrn Kammerherrn und Amtmann zur Wohnung und zum Geschäftslocale eingeräumt war“.

In „Auf der Universität“ ist am Ende der „Neustadt“ Lores Elternwohnung gedacht, dort wo der Feldweg hinter dem Schloßgarten einmündet. In dem Winkel der Neustadt und der jetzigen Schloßstraße nebst ihrer Verlängerung ist der Schloßgarten gedacht. Seinem Haupteingange gegenüber und hinter den Gärten der Großstraße befand sich der von Linden umstandene Karussellplatz. Ein Haus ist heute dort erbaut, an der anderen Seite der Straße liegt der alte Pfortenbau des Schlosses.

Ende des sechzehnten Jahrhunderts war im Norden von Husum an Stelle eines Klosters gar stattlich das

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Drüben am Markt, bes. II, 191. — Auf der Universität, bes. II, 110—111, 115—122. — G.St. I, 30—33, 166—167. — R. Haupt a. a. O., 61—67. — Den Danske Vitruvius (der dänische Vitruvius), II. Teil. Kopenhagen 1749, 253—254. Tab. 151—152. — B, 7, 87—88, 121—122. Br. v. 2. Mai 1844, v. Anfang Sept. 1844, v. 17. Okt. 1845.

Schloß errichtet worden, ein Flügelgebäude mit Türmen, Giebeln und Erkern, dessen Hofraum einen fensterreichen Gangbau mit einem prächtigen Tore umschloß. Als Storms Vater nach Husum kam, war das Gebäude sehr vernachlässigt, so daß „nur noch der Hauptbau, von den Türmen nur der Stumpf des großen Mittelturms übrig geblieben" war. Das Schloß war jetzt der Sitz des Königlichen Landamtes, dessen erster Beamter zu Storms Jugendzeit der Amtmann von Krogh gewesen ist. In nachgelassenen Aufzeichnungen hat Storm uns von diesem Manne erzählt. Er hatte gesellschaftlichen Verkehr mit seiner Familie, und oft wohl wird er im Schlosse gewesen sein, das schon dem kleinen Knaben vertraut wurde.

Storm hat noch von den Eindrücken des alten Schlosses erzählt. „Der sogenannte Rittersaal des Husumer Schlosses war noch in meinen Knabenjahren dicht behangen mit den Porträten alter Ritter und Damen, meist in Lebensgröße. Jetzt sind die Bilder nach Kopenhagen geschafft. Darunter war das Bild eines Ritters, das mußte erröten, wenn man es ansah; wir machten uns als Knaben oft mit heimlichem Grauen dies Vergnügen."

„Im Schloß". Im Jahre 1861 schrieb Storm seine Novelle „Im Schloß" [1]), deren Schauplatz ein alter Rittersitz ist. Das große steinerne Herrenhaus umfaßt „nach vorn hinaus mit den Flügelgebäuden einen geräumigen Hof. — — An dem linken Ende der Front neben dem stumpfen Eckthurme führte eine schwere Thür ins Haus. Rechts hinab, an der gegenüber liegenden breiten Treppen-

[1]) Vgl. zu folgendem: Im Schloß, bes. I, 117, 122—123, 127 bis 128, 130—135, 169.

flucht vorbei, auf welcher man in das obere Stockwerk gelangte, zog sich ein langer Corridor mit nackten weißen Wänden. Den hohen Fenstern gegenüber, welche auf den geräumigen Steinhof hinaussahen, lag eine Reihe von Zimmern," von denen „das letzte, — — ein mäßig großes, düsteres Gemach" noch bewohnt wird.

Eine breite, mit Geländersäulen gezierte Treppe führt im Hauptbau zum Obergeschoß hinauf. Schon des kleinen Mädchens „Lieblingsaufenthalt im Hause war der große Rittersaal, der das halbe obere Stockwerk in seiner ganzen Breite einnimmt. Leise und nicht ohne Scheu vor der schweigenden Gesellschaft drinnen schlich ich mich hinein; über dem Kamin im Hintergrund des Saales, aus Marmor in Basrelief gehauen, ist der Krieg des Todes mit dem menschlichen Geschlechte dargestellt. Wie oft habe ich davor gestanden und mit neugierigem Finger die steinernen Rippchen des Todes nachgefühlt! — Vor Allem zogen mich die Bilder an, — — die Frauen in ihren seltsamen rothen und feuerfarbenen Roben, mit dem Papageien auf der Hand oder dem Mops zu ihren Füßen, — — deren grelle braune Augen so eigen aus den blassen Gesichtern herausschauten."

Es hing „dicht neben der Eingangsthür das Bild des Ritters mit dem bösen Gewissen und dem schwarzen krausen Bart, von dem es hieß, er werde roth, sobald ihn Jemand anschaue". Sah ihn lange das Mädchen an, so wurde „sein Gesicht ganz mit Blut überlaufen"; dann lief es wohl hinüber zu des Oheims Zimmer. Über dessen Tür hing ein seltsames Kinderbildnis, die Fäden des Geschehens hinüber spinnend zu einer neuen Zeit. — Im Zimmer des Oheims, dessen Tür der des Ritter-

saales gegenüberliegt, erstrahlen eines Abends beim Scheine der Kerzen „die vergoldeten Engelköpfe unter dem Kamingesims“.

Vom Schlosse zu Husum könnte in der Novelle der Dichter gesprochen haben. Nur scheint erst nach den alten Skizzen und Bildern ein Eingang neben dem verschwundenen stumpfen Eckturm zu erschließen und ist heute das Zimmer hinter dem Rittersaal nicht ganz unmittelbar mit jenem in Verbindung.

Ein Schloßkamin. Zwei Engelsgestalten [1]) tragen das Kamingesims im heutigen Kreissaal des Husumer Schlosses. Zwei Engelsköpfchen schauen im Rittersaal unter dem Kamingesims hervor. Dieser Kamin ist von Henni Heidrieder prächtig ausgeführt, sein Hauptstück stellt „den Kampf des Lebens mit dem Tode“ dar. „Entzückend schön und reich in Sandstein und Alabaster gefertigt“ sind diese Kamine, „das Figürliche in Vollgestalten und Reliefs ist von der höchsten Schönheit. — Es gibt im Lande in dieser Weise nichts Schöneres, und wir erkennen, wie ungeheuer die Einbuße an sonstiger Ausstattung — — sein muß.“

Vom Rittersaal. Es waren treffliche Gemälde, meist lebensgroße Bildnisse aus dem Gottorpischen Hause im Rittersaal gewesen, von denen die letzten wohl 1832 ins Kopenhagener Museum kamen. Schon in „Auf dem Staatshof“ wird das Bild jenes Rittersaales angedeutet. In den oberen Räumen des herrschaftlichen Landhauses [2]) gehört „ein großes Zimmer

---

[1]) Vgl. zu folgendem: R. Haupt a. a. O. I, 461—467. Einschaltbilder hinter 466. — J. Beccau a. a. O., 216. — M. Voß, Fremdenführer durch Husum, 14, 16.

[2]) Vgl. zu folgendem: Auf dem Staatshof, I, 60. — Aquis Submersus, bes. III, 219—223, 225, 229—231, 233—236. — J. Beccau

mit goldgeblümten Tapeten, in welchem viele Bilder von alten weiß gepuderten Männern und Frauen an den Wänden hingen". Die Beziehungen zum Husumer Rittersaal scheinen dann durch alle „Schloß"-Novellen des Dichters hindurchzugehen. Das Bild jenes Schlosses wird uns nirgends wieder so deutlich wie in der ersten dieser Dichtungen.

Wie in „Im Schloß" neben dem Gemache des Oheims, liegt in „Aquis Submersus" „oben im Herrenhause neben des .. Herrn Gemach ein Saal, räumlich und hoch, dessen Wände fast völlig von lebensgroßen Bildern verhänget waren, so daß nur noch neben dem Kamin" ein Raum geblieben. Die beiden spätesten Bilder sind „gar trefflich — — von dem Eiderstedter Georg Ovens in seiner kräftigen Art gemalet". Johannes' Herz erquicken diese Bilder der Eltern Katharinas, unter den älteren Bildnissen aber schauen gleichsam unheilbringend die „kleinen grauen Augen" einer längst verstorbenen Edelfrau „kalt und stechend" in die Gegenwart. An den leeren Platz aber kommt das Gemälde Katharinas, das floß Johannes „heimlich auf die Leinewand, — — ein sinnberückend Bild".

„Der Spiegel des Cyprianus" kommt uns in den Sinn. Im Schlosse strahlt von Schönheit „das lebensgroße Frauenbild, das im Rittersaal oben neben dem Kamin hängt". Der Hanstein ist nach Maria Brüll für die Burg vorbildlich gewesen.

---

a. a. O., 216. — R. Haupt a. a. O., 443. — Der Spiegel des Cyprianus, bes. II, 260. — M. Brüll, Heiligenstadt in Theodor Storms Leben und Entwicklung. Münster 1904, bes. 30—40.

Die Schloß-kapelle.

Zum Ahnensaal führt in „Aquis Submersus“[1]) eine Treppe mit „breiten Stufen“ hinauf. Vom Torhaus erschaute Johannes „drunten im Hof die alten Linden, hinter deren lichtgrünem Laub die beiden Zackengiebel des Hauses .. verborgen lagen“. Hinter alten Linden liegt ja auch das Husumer Schloß versteckt. Damals war es im Frühling, und den Frühling trägt der jugendliche Mann im Herzen. Aber es ist „die gute Zeit vorbei“. Denn der teure Herr Gerhardus liegt im Scheine der Kerzen „aufgebahret . . in der Capellen.“ Die kleine, seit lange nicht benutzte Kapelle ist „in einem hinteren Seitenbau des Herrenhauses“, ihr Fenster geht zum Hofe hinaus.

Wirklich in einem hinteren Seitengebäude des Hofes, fast in der Mitte des linken Flügels, ist heute noch der Raum der Kapelle. Bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist sie benutzt worden. Doch Beccau nennt sie schon baufällig; zuletzt wurde sie, um Mitte des Jahrhunderts, vom Kammerherrn von Schönfeld zum häuslichen Gottesdienste noch benutzt. Heute ist sie in ihrem alten Bestande, zum Schloß-Museum gehörig erhalten.

Innerhalb des Ringgrabens mit seinen beiden Zackengiebeln unter hohen Eichen versteckt liegt das Schloß „Eekenhof“[2]). Ein Ringgraben zieht sich noch heute fast ganz um das Husumer Schloß herum.

„Eekenhof.“

Zu „Eekenhof“ hat im Rittersaale das junge Weib gern ihre Nachmittage zugebracht. Dann ist „nur die

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Aquis Submersus, III, 219—223, 225. — J. Beccau a. a. O., 216. — R. Haupt a. a. O., 443.

[2]) Vgl. zu folgendem: Eekenhof, bes. IV, 248—249, 252—254, 288—291.

stille Gesellschaft ihrer Vorfahren um die junge Frau gewesen; aber fast von allen wußte sie, sei es, was ihr Leben einst erfüllt oder was, oft jählings, aus demselben sie hinausgetrieben hatte". Es „war ihr, wenn sie auf die einen oder anderen blickte, als erzählten es die todten Bilder selber, daß ihres Lebens Lust und Jammer nicht vergessen werde. Und von dem milden Antlitz ihres Vaters gingen ihre Blicke" bis zu „des jungen bleichen Obristen Bildniß" und „weiter zu der stolzen Dame mit der Reiherfeder, die jetzt mit ihren dunklen Augen in das Leere schaute".

„Sie trägt einen Stieglitz auf ihrer Hand; und man will wissen, wenn bei der Ihren einem der Todeskampf begonnen habe, dann sei, wann immer und zu welcher Tages- oder Jahreszeit, ein wundersamer Vogelgesang erschollen und jählings wieder stumm geworden, so bald die Seele sich von ihrem Leib gelöset habe". Die Reihe schließend, hängt auch das Bild des jungen Weibes unter den Gemälden der alten Zeit, von des Herzogs Maler Jurian Ovens gefertigt, strahlend wie sie selber in stummer Schönheit.

„Grieshuus" und „Haderslevhuus."

Mehr wie das schöne Pfortenhaus des Husumer Schlosses scheint Grieshuus ausgesehen zu haben.[1]) Es saß an Winterabenden wohl „der alte Herr — — allein in seinem Gemache zu Grieshuus und warf ein Holzscheit nach dem anderen in die Flamme des Kamins, die an den weiß getünchten Wänden über seit lang zur

[1]) Vgl. zu folgendem: Zur Chronik von Grieshuus, bes. VI, 87—88, 115, 118, 125, 180, 184—187. — Ein Fest auf Haderslevhuus, bes. VI, 261—262, 265, 320—325.

Ruh gestellte Waffen und über das Bildniß eines längst begrabenen Weibes ihre rothen Lichter spielen ließ". Oder schon am Nachmittage loderten „drinnen im Kamin die großen Scheite".

Als eine andere Zeit über Grieshuus gekommen, verbreiten wohl in des Obersten weitem Wohngemache Kerzenlicht und Mondesdämmerung ein „seltsam wüstes Zwielicht". Dann entzündete eine Magd „ein mächtig Feuer in dem großen Ofen, und der Oberst hieß seinen Sessel — — davor tragen". Bald aber stehen „die zwei Leichen oben in dem großen Saale aufgebahret", gleich hinter den Stufen der breiten Treppe führt eine Tür hinein. Es kehren hier die Kamine wieder, in die noch Storms Kinder so gern einst prasselnde Scheite geworfen haben.

Auch in „Haderslevhuus" ist vom Hofe aus die Burgkapelle zu erreichen, und es erhebt sich wieder „links am Flügel ein stumpfer Thurm". Der Dichter selbst wird zu der Plattform des Husumer Turmes emporgestiegen sein. Auf dem stumpfen Turme zu Haderslevhuus kommt zum Ritter Rolf der Tod, aber die „süße, selige Dagmar" soll ihre Flügel um ihn breiten.

Der Schloßgarten.

In „Auf der Universität" gewinnen wir ein Bild des alten Schloßgartens zu Husum [1]), der vor ungefähr vierzig Jahren in englischem Gartenstil neu angelegt wurde. Gegenüber dem Wasserturm liegt noch heute der Aussichtshügel, und ein blau durchwobener Teppich sind um Ostern die mit Krokus übersäten weiten Rasenplätze.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: J. Beccau a. a. O., 215. — Von Jenseit des Meeres, bes. I, 250—251, 259—264. — Aquis Submersus, bes. III, 203, 216, 226—227, 244—245, 248. Auf der Universität, II, 110—111, 115—120. — Unter den Tannen, VIII, 233—234.

Noch bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts haben die im altfranzösischen Stil gepflanzten und geschnittenen Hagebuchenhecken dem Garten große Schönheit verliehen. Das Bild des alten Schloßgartens, wohl nicht allein das des Potsdamer Parkes, klingt an in „Von Jenseit des Meeres“ und in „Aquis Submersus“. „Durch das Portal“ des Schloßgartens geht in „Auf der Universität“ der junge Gelehrtenschüler „in den breiten Steig hinab, welcher zwischen niedrigen Dornhecken zu einem Laubgange von dicht verwachsenen Hagebuchen führte. — — Hier vorne“ lag auch „hinter den Zäunen nur bebautes baumloses Gartenland“. Zu beiden Seiten des gewölbten dichten Buchengangs waren ähnliche Laubgänge, zwischen denen sich Rasenstücke befanden.

Dort auf dem Rasen des Schloßgartens[1]) pflückte auch der junge Theodor die blauen Krokus, zusammen mit einer kleinen Kameradin, wenn wir Gertrud Storms Angabe mit der Erinnerung des Gedichtes „Unter den Tannen“ verweben dürfen. Noch als Bräutigam pflückt wohl Storm die blauen Krokus des Schloßgartens, wie einst der wilde Knabe. Und im Abenddämmern durchschreitet er die gespenstischen Laubgänge der dünnen Hagebuchenhecken. **Junge Liebe.**

Es war zu des Dichters Zeit „ein Garten für nachdenkliche und einsame Leute“. Einsam aber ist der junge Dichter, seiner fernen Braut gedenkend, nicht gewesen. Als ein Überschwang seliger Zukunft kam im Schloßgarten zu ihm das Glück, als die „knabenhaften Träumereien

[1]) Vgl. zu folgendem: Aquis Submersus, III, 203—204. — B, 25—26, 83, 107—108, 190, 214—215, 218, 251, 271. Br. aus den Jahren 1845 u. 1846.

von stiller, tiefbefriedigter Glückseligkeit" sich bald erfüllen sollten.

Wie Lore und ihr kleiner Freund haben wohl auch noch Theodor und Konstanze durch die Stille des alten Gartens die lärmende und doch so anheimelnde Musik der Karusselle gehört. Das war, wenn die finstere Gelehrtenschule ihre Tore auf 14 Tage geschlossen hatte, in den Tagen des Husumer Jahrmarkts. — Traulich klangen dem jungen Schwärmer dann die Drehorgeln der herumziehenden Leute. „Sie leiern mir immer meine ganze Kinderzeit vor die Seele, meine schöne Kinderzeit voll reicher phantastischer Zukunft. Vorzüglich abends spielte eine den schönen Choral ‚Nun danket alle Gott!' Ich erinnere es noch so wohl, wie der alte Orgelmann langsam in der Sommerdämmerung durch die Straßen schritt, und wir Kinder immer hinterher. Da klang mir das schöne Kirchenlied so erbaulich, daß mir oft die Tränen in die Augen perlten, und ich nach dem verjubelten Tage ganz ernst und still nach Hause kam."

So glücklich war wohl auch der Knabe, wenn zum Husumer Markte seine liebe Dange in Husum eingekehrt war. Daran wohl denkt vor Beginn des Herbstmarktsonntages einmal der Dichter. „Da wärst Du wohl gar zu gern hier, meine süße Kleine, und liefst mit mir nach der Schleswiger Kuchenbude."

Von der „kleinen Wieb" und dem „Harfenmädchen".

Im Mondschein einst[1]) ruderte der frohe, glückliche Heinz Kirch sein blondes Mädchen auf die See hinaus,

[1]) Vgl. zu folgendem: Hans und Heinz Kirch, VI, 12—13, 16—18. — Das Harfenmädchen, VIII, 297—298. — Immensee, Volksbuch, 67 ff. — Immensee, I, 13—14. — Zur Wald- und Wasserfreude, V, 265 ff.

da ist selige Menschenliebe über den wilden Jungen gekommen. „Fast todt geküßt“ hat er das liebe Mädchen, und auf der Brust trägt er fortan den Ring seiner kleinen Wieb. Einmal waren ja die Kinder zur Insel gegenüber gefahren. Dort war der große Michaelis-Jahrmarkt, und es liefen die beiden „zwischen die Buden und in den Menschendrang hinein. — — Sie waren schon im Carrousel gefahren, hatten Kuchenherzen gegessen und bei mancher Drehorgel stillgestanden,“ als Heinz dem Mädchen das silberne Ringlein ersteht.

Die „schwarze Lore“ heißt das Harfenmädchen in Immensee. Der Schönheitsdurst eines heißen Blutes liegt gebannt in jener Mignongestalt, und der Zauber ihrer Schönheit muß „morgen“ vergehen, wie auch des Jungen „schwarzäugiges Dirnlein“ einst so bleiche Wangen hat. Von „Auf der Universität“ auch laufen die Fäden zurück zu diesem frühen Gedicht und hinüber zur „Wald- und Wasserfreude“, wo der rotmützige Primaner die schwarze Kätti gern hat.

Aus eigener holdester Erinnerung[1]) scheint Storm von der Liebespoesie des Schloßgartens zu schreiben. Hat wirklich aus solchen Kinderaugen wie Philipp, dem so innigen und zarten Jungen, auch Theodor zuerst im Leben das Glück der Schönheit und Jugend gelächelt, hat wirklich in dämmernder Schloßgartenpoesie die Hand des Husumer Primaners die „volle Rosenguirlande“ irdischer Schönheit berührt? Als sich dem Dichter junges Erleben gestaltete, war es wohl wie bei Goethe: Liebeserleben bei Th. Storm.

[1]) Vgl. zu folgendem: Hinzelmeier, bes. III, 24—28. — B, 37—39, Br. v. Juni 1844.

„Gleich einer alten halbverklungnen Sage
Kommt erste Lieb und Freundschaft mit herauf."

Theodor Storm, dem die Liebe der ewige Born seines so reichen Lebens war, und der ein Dichter seiner Liebe wurde, nimmt unsere Sinne gefangen, hier, wo er aus eigener Knabenerinnerung von des Jünglings erstem Sehnen zu erzählen scheint. Unsere Jugendträume wachen zu neuem, eigenem Erleben wieder in uns auf. Wenn wir glauben, selbst damals mit Stormischen Augen geschaut zu haben, war es nicht vielleicht die Poesie dieses Dichters, die uns, die wir ihn kannten, die Gestalten unserer Schwärmerei in die Höhen seines reinen Blickes emporhob?

Auch der Kinderliebe Dichter ist Theodor Storm. Die Romantik des Schloßgartengeschehens umgoldet dann auch die Schwärmerei des treuen Josias, des liebenswürdigen Gelehrtenschülers. Der junge Hinzelmeier wäre es wert gewesen, den Sprung durchs Fenster zu tun, aber er bleibt — in der Küche. Vielleicht mehr äußerlich werden wir erinnert wohl an die frühste Kinderliebe des Dichters, von der uns Storm in den Brautbriefen erzählt.

Unheimliche Häuser in Husum.

Die lichtesten und schönsten Tage scheinen im Schloßgarten dem Jüngling geschimmert zu haben, aber auch unheimliche Stätten gab es zu Husum [1]). Angeregt durch ein altes Schiefertafelbild, erinnerte sich Storm vielleicht

[1]) Vgl. zu folgendem: Kuh-Briefw. a. a. O., 265. Br. v. 22. Dez. 1872. — F. Röse, Lübeckische Sagen und Geschichten I. Erster Band. Stuttgart 1844, 10—22, 113—114. — Renate, V, 10—11. — F. Böhme, Ferdinand Röse, in: Zeitschr. des Vereins für Lübeck. Gesch. u. Alt.-K., XVII, 2, bes. 166.

an ein wirklich geschautes Haus seiner Vaterstadt, wie es sie in altertümlicher Gestalt in der Wasserreihe noch heute gibt. Ein jetzt verfallenes Haus mit einem Garten neben dem Wohnhaus des Dichters könnte den Namen „Im Nachbarhause links" bestimmt haben. Aber auch das zweite Nachbarhaus neben der Elternwohnung in der Hohlen Gasse soll, von kindlichen Spielen her dem Dichter bekannt, später verfallen gestanden und Storm Anregung gegeben haben.

Auch in Ferdinand Röses „Lübeckischen Geschichten und Sagen", die ebensowohl „Renate" beeinflußt haben, ist von einem unheimlich gewordenen Hause die Rede. „Und es hat Keiner wieder in dem Hause wohnen mögen, bis auf diese Stund; denn wenn es Nacht wird, da tappt es leise Trepp auf, Trepp ab, und droben auf des Etlev Kämmerlein tobt es und lärmt. — — Selbiges Haus liegt in der Sandstraße, und wer's sehen will, dem kann's jegliches Kind weisen."

„Im Nachbarhause links" und bei „Bulemann".

In Husum [1]) ist außer dem mütterlichen Stammhause des Stadtsekretärs auch das „Nachbarhaus links" gedacht, „ein hohes düsteres Gebäude; zwar ... mit großen Fenstern, aber die Scheiben derselben waren klein, zum Theil erblindet und nichts dahinter sichtbar, als hie und da ein graues Spinngewebe. Der einstige Ölanstrich an der Mauer und der mächtigen Hausthür war gänzlich abgeblättert,

[1]) Vgl. zu folgendem: Im Nachbarhause links, bes. VIII, 3—4, 6, 15, 23—24. — Märchen: In Bulemanns Haus, bes. VII, 276—277. — Geschichten aus der Tonne: Bulemanns Haus, bes. II, 278—280, 285, 287—289, 296—297, 299, 302. — Julius von der Traun, Verachte nicht den Tod! In: Vom Fels zum Meer. Bd. 1, Okt. 1884 bis März 1885, 219—224, bes. 223—224.

die Klinke und der Messingklopfer mit dem Löwenkopf von Grünspan überzogen." Todesschweigen ist in dem Hause bei Tage, nachts aber ist es drinnen lebendig. Schlägt man den Messingklopfer an, so hallt es drinnen wieder und verliert sich in der Tiefe wie in leeren Räumen. Es ist ein unheimliches Haus ähnlich „Bulemanns Hause".

Das ist ein „altverfallenes Haus", in dem im Mondenscheine die Mäuse tanzen, im Gedichte noch nicht so spukhaft wie in Storms düsterstem Märchen. „In einer norddeutschen Seestadt steht ein altes verfallenes Haus", des Nachts vom Mondlicht durchwoben. Ganz wie in der Madame Sievert Jansen Haus „seit Jahren Niemand hineingekommen", ist auch hier „seit Menschengedenken .. Niemand — — hinein- und Niemand herausgegangen; der schwere Messingklopfer an der Hausthür ist fast schwarz von Grünspan," Gras wächst seit Jahren zwischen den Ritzen der Treppensteine.

Unzählige Mäuse hört man „hinter den dunklen Fenstern" des Nachts ihr Wesen treiben. Das Springen großer Tiere vernimmt man von den Treppen her, wenn man „den Thürklopfer anschlug, um den Widerhall durch die öden Räume schollern zu hören. — — Kein Unglücklicher und Hülfe Suchender durfte seine Schwelle betreten; wenn jemand bei Bulemann einzukehren versuchte, stets war von innen die eiserne Kette vor die Thür gelegt." Begraben in der Nacht teuflischen Geizes lebt Bulemann seine Jahre, die Balken im Hause verfaulen, und es „löste sich der Gips an den Decken und stürzte herab", unheimliches Echo erweckend. Furchtbare und ewige Verlassenheit ist Bulemanns Schicksal, nicht sterben darf er, wie „Herr Goswin" in der Novelle Julius von der Trauns.

Die Ähnlichkeit des Märchens mit der Novelle „Im Nachbarhause links“, auf die schon Schütze hingewiesen hat, ist recht groß. Auch die alte geizige Frau ist schließlich „im Munde des Volkes — — fast zur Sage geworden“, nur für die Brotfrau wird am frühen Morgen die vorliegende Kette gelöst und die Haustür „eine Spalte weit geöffnet“. In der gespenstischen Welt verrotteter Pracht wühlt in blankem Golde die uralte Frau. Lebend nur im Haß, stirbt sie, ohne jemanden glücklich zu machen mit ihrem Gelde.

Die Spuren beider Dichtungen und ihrer Häuser, die, Titel gebend, hier im Vordergrunde stehen, finden wir wohl noch zweimal, in „Am Kamin“ und in „Auf dem Staatshof“ [1]). Der einst viel reicheren „Frau van A..“ aus den Spukgeschichten „war nur noch ein altes Giebelhaus in der Stadt zurückgeblieben, in welchem die letzte dieses Namens den Rest ihrer Tage in Einsamkeit verlebte. — — Allerlei unheimliches Gerede“ ging über den Erwerb des Familienvermögens, über dessen damaligen Bestand die alte Dame wacht, höhnend und hart zu den Armen, ganz wie Frau „Botilla“ und „Bulemann“. „Am Kamin“ und „Auf dem Staatshof“.

Ehrfurcht gebietend doch wieder wie Madame Jansen, ist auch die alte Frau van A. Den ersten Eindruck von seiner alten Nachbarin hat der Stadtsekretär an „ihrem großen an der einen Wand stehenden Himmelbette“, aus dem das „kleine runzelige Gesicht“ der uralten Dame heraussieht. Die Frau van A. sah der Knabe zuletzt im

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Am Kamin (1862), bes. 18—21. — Im Nachbarhause links, VIII, 15—18. — Auf dem Staatshof, I, 55 ff., bes. 91. — H, 121, 127. Br. v. 19. Dez. 1856 u. v. 12. Dez. 1861. — Fr. Böhme, Anm., IX, 155—156.

Tode, es ragte „das wachsbleiche Gesicht . . aus den weißen Kissen der Alkovenbettstelle hervor“. Mit „Grauen und Neugier“ steht der Junge dieser Frau gegenüber, „aus dem Verlangen nach Erdenlust und dem schmerzlichen Gefühl ihrer Vergänglichkeit“ ist in der „Staatshof“-Novelle die Stimmung gewoben.

Unverkennbar sind auch im Inhalt die Beziehungen dieses Teiles der Spukgeschichten zu der Novelle, für ihn ist auch jener Bericht der Husumer Leihbibliothekinhaberin eine Grundlage. Storm schreibt am 19. Dezember 1858 an seine Eltern über die Novelle „Auf dem Staatshof“. „Doch muß ich hinzufügen, daß die Stamp mir einmal erzählt hat, wie in ihrer Kinderzeit eine alte Frau van Ovens in Friedrichstadt gelebt habe, die letzte einer großen Familie, welche noch an hundert Höfe besessen habe.“

Der Herausgeber der Spukgeschichten hat in allen ihren Einzelheiten die beiden Dichtungen einander gegenüber gestellt. Vornehm abgeschlossen ist auch in der Novelle die Wohnung der alten Dame. „Vor dem Hause, welches sie einige Straßen von dem unseren entfernt bewohnte, standen granitne Pfeilersteine, die durch schwere eiserne Ketten mit einander verbunden waren.“ Stand und Schicksal der Familie und ihrer letzten Vertreterin, Charakter und Wesen der alten Dame, des Knaben Beziehungen zu ihr und die Begegnung mit der Bettlerin sind sich ganz ähnlich in den beiden Dichtungen. „Die in die Spukgeschichten verflochtene Erzählung macht den Eindruck, als sei sie früher entstanden,“ und stehe der Wiedergabe des alten Berichtes näher. „Es scheint fast unmöglich, daß der Dichter einen Stoff erst in differenzierter Form gestaltet und dann noch einmal in gröberen Zügen niederschreibt.“

Außer ihrer Erwähnung in den Heimatsbriefen hat Fritz Böhme keinerlei Belege für die Entstehung der Spukgeschichten gefunden.[1]) „Dieser Bericht spricht aber schon von dem Druck. Die Möglichkeit ist also nicht ausgeschlossen, daß die Spukgeschichten vor der Novelle entstanden sind oder wenigstens der Teil, der hier in Frage steht, früher niedergeschrieben ist.“ Ich glaube, einen Schritt weiter gehen zu können. Nach einer Angabe des Dichters selbst halte ich es für wahrscheinlich, daß die Rahmenerzählung der Spukgeschichten vor der Novelle „Auf dem Staatshof“ verfaßt wurde[1]).

Zur Entstehung der Spukgeschichten.

Böhme hat verschiedene Beziehungen Stormscher Dichtungen zu den Novellen Ludwig Tiecks hergestellt. Unmittelbar die „Spukgeschichten“ beeinflußt zu haben, scheint mir Tiecks Novelle „Die Klausenburg“, deren Rahmenerzählung in Gesamtschauplatz und vielen Situationseinzelheiten ganz ähnlich bei Storm wiederkehrt. Von dem Lesen gerade dieser Tieckschen Dichtung hat Theodor Storm in den Heimatbriefen gesprochen. „Während ich Netze schneide und Tannen- und Fichtenäpfel vergolde, und die Frauen — — Lisbeth's Puppe ausputzen, liest Onkel Otto uns die Klausenburg von Tieck

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Fr. Böhme in: IX, Anm., bes. 151—152, 154, 156—157. — Ludwig Tieck, Gesammelte Novellen, IX. Bd., 1839. Die Klausenburg, Eine Gespenstergeschichte, 109—161, bes. 172 oben, 172 Mitte, 174—175 unten, 175 oben, 176 Mitte, 177 oben u. Mitte, 177 unten, 178 oben, 186 oben, 221 unten, 225 Mitte u. unten. — Am Kamin, Spukgeschichten IX, 1, 3, 31; 11, 31—32; 29, 32; 3; 11, 15, 17, 21, 27; 3, 5; 31, 32. — H, 86. Br. v. 20. Dez. 1856. — Enno Krey a. a. O., 30. — G.St. I, 161. — Th. Fontane a. a. O., 76. — H, 123, Anm. — F, 52. Br. v. 11. Juli 1858.

vor.“ Also in der Ruhe des Familienkreises, zu behaglichem Genuß las man die „Gespenstergeschichte“, während der Anfertigung der Weihnachtsarbeiten. Das war in Heiligenstadt, vor dem ersten dort verlebten Weihnachtsfest. Vom Dezember 1856 ist der Brief datiert.

Ich halte es für naheliegend, daß unter dem Eindruck der Tieckschen Novelle um Weihnachten 1856 Storm mit der Niederschrift der Spukgeschichten begonnen hat. Mit Wahrscheinlichkeit liegt dann die Abfassung von „Am Kamin“ zwischen Dezember 1856 und etwa November 1858. — Auch eine Stelle aus den Briefen an Brinkmann, die wir Enno Krey verdanken, ist hier anzuführen. In dem — leider wieder undatierten — Briefe kündigt Storm dem Freunde das Erscheinen von „Am Kamin“ an: „Eine Reihe Spukgeschichten — —, die übrigens weiter nicht zu meinen gesamten Werken zählen sollen. Wir kramten in der Zeit gerade viel in den Dingen und da hab' ich mein Teil davon aufgezeichnet.“ Spukgeschichten erzählte Storm ja schon in Husum und Potsdam, am liebsten vielleicht in Heiligenstadt.

Die Scharfrichterei.

Noch andere unheimliche Stätten gab es in Husum [1]). Am Ende der Norderstraße, dem Kuhsteig gegenüber, liegt noch heute die Wohnung des Scharfrichters mit den Gefängnissen. „Mit ihrem turmartigen Eckbau und der überkopf eingehängten Luke als Wahrzeichen“ hat sie bis um Mitte des Jahrhunderts unverändert bestanden. Damals hat Storm den Gefangenenkeller „noch in seinem Urzustande betreten“. Bei Veröffentlichung der „Kultur-

---

[1]) Vgl. zu folgendem: G.St. I, 60. — J. Beccau a. a. O., 109. — Kulturhistorische Skizzen, bes. IX, 129—130.

historischen Skizzen" war die alte Fronerei zu zwei bürgerlichen, recht gegenwartsfrohen Häusern umgebaut.

Als Beccau Husums Stadtgeschichte schrieb, war „die Wohnung des Scharfrichters — — noch im Besitz der Nachkommen der Familie Möller, in denen das Scharfrichteramt bis in die neueste Zeit forterbte; jetzt ist es eingegangen". Nach den „Kulturhistorischen Skizzen" ist der nicht mehr zur Nachfolge gelangte Sohn des letzten Scharfrichters „unter die Barbiere gegangen" und hat „seit lange die Stadt verlassen".

Der Chirurgus.

Altangestammt war in Husum auch das Amt des Barbiers und Chirurgen [1]), „dessen Becken, wie der Staupbesen unseres letzten Scharfrichters, durch Jahrhunderte auf den jetzigen Inhaber herabgeerbt waren". Um das Geschehen zu Grieshuus wußte von den Vorfahren her auch der würdig redende Barbier und Amtschirurgus.

Die Twiete und der Totschlag von 1605.

An die alte Zeit erinnerte den Dichter jene kleine Gasse [2]), an deren Seite das Feddersensche Haus gelegen war. Von seinem Pesel sah man „nach einer engen sonnenlosen Twiete hinaus .., einem so alten Gäßchen, daß nach der Chronik ein dort einstmals verübter Mord noch durch die Mannbuße war gesühnt worden".

Nach Beccau wurde „am 5ten August 1605 Ratke Kruse, der etwa 15 Jahre vorher Dietrich Luther und zwei andere erschlagen hatte, von Hay Lützen in der Twiete erstochen. Der Folgen dieser Totschläge wird

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Zur Chronik von Grieshuus, bes. VI, 90, 95—96.

[2]) Vgl. zu folgendem: Von heut und ehedem, bes. III, 162. — G.St. I, Einschaltbild hinter 128. — J. Beccau a. a. O., 156. — J. Laß a. a. O. I, 79.

nirgends erwähnt und ist daher wahrscheinlich, daß die Strafen noch durch die Mannbuße gesühnt und abgewandt wurden und deshalb nur auf die zufällig eingetretene Vergeltung hingewiesen wird."

Schützenhof und -gilde.

Durch die Süderstraße ist oft wohl Theodor Storm aufs Land hinaus gewandert. Heute liegt in ihr das Gymnasium, den jungen Storm zog der Schützenhof in ihrer Mitte an [1]). Aus Stormscher Kindheitserinnerung erzählt von ihm „Pole Poppenspäler". Das Haus mit dem interessanten Schützenbilde war in Pauls Kinderjahren „noch baufälliger als .. heute ... Die Gesellschaft war bis auf drei Mitglieder herabgesunken; die vor Jahrhunderten von den alten Landesherzögen geschenkten silbernen Pocale, Pulverhörner und Ehrenketten waren nach und nach verschleudert; den großen Garten — — hatte man zur Schaf- und Ziegengrasung verpachtet. Das alte zweistöckige Haus wurde von Niemandem weder bewohnt noch gebraucht; windrissig und verfallen stand es da zwischen den munteren Nachbarhäusern." Nur in dem Saale droben pflegten sich fahrende Leute zu zeigen.

Im Jahre 1832 sollte die sehr zusammengeschmolzene alte Husumer Schützengilde aufgelöst werden. „Nur eine einzige Stimme war dagegen." Und Johan Jochen Witt gelang es, nach dem Austritt der letzten Mitglieder „allein die Gilde zu erhalten, und neue Brüder zu gewinnen, worauf dieselbe 1835 erneuert und die Artikel revidirt wurden".

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Pole Poppenspäler, bes. IV, 46, 51. — G.St. I, 61—62. — J. Beccau a. a. O., 224.

Von „Bötjer Basch“ und Bürgermeister Lüders.

„In der Süderstraße meiner Vaterstadt[1]), dem Gäßchen gegenüber, das nach dem St. Jürgenskirchhof und über diesen an dem Stift entlang nach der Norderstraße führt, stand seit Anfang des 17. Jahrhunderts ein kleines Haus“ mit einem Steinbilde. So beginnt die „Bötjer Basch“ gewidmete Novelle, den Storm hier wohnen läßt. Das jetzt umgebaute Haus trug früher einen Stein, der dieselbe Inschrift wie Maler Johannes' Haus hatte. Hier wohl anknüpfend, hat jene andere Steinplatte des Dichters Phantasie gestaltet. Von Husums wirklicher Geschichte steht in dieser Dichtung zu lesen.

Fritz Basch holt sich Rat „bei dem Bürgermeister Lüders .., der damals als ein heftiger Selbstherrscher regierte, aber auch stets allen tüchtigen Einwohnern ein bereiter Helfer und Berather war“.

Es waren ja die vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Damals „regierte in der Stadt — — Bürgermeister Lüders, ein hagerer, schwindsüchtiger Mann mit blassem Antlitz und dunklem Haar. — — Er galt für einen Tyrannen und litt wohl nur wenig Widerspruch. Aber er kannte nicht nur seine Stadt, er dachte auch für sie.“ Bei Todesfällen ließ er wohl den nächsten Angehörigen zu sich kommen; dem gab er seinen Rat, daß „lange nach seinem Tode“ ältere Leute mit Tränen in den Augen von ihm erzählt haben.

Ein manchmal komischer, aber tüchtiger und guter Mensch war seine Frau, eine Freundin der Mutter Storms.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Bötjer Basch, bes. VII, 3, 19, 59. — G.St. I, 62. — Th. St. bei G.St. I, 167—168. — F. Schmeißer, Am Grabe Theodor Storms. In: Rhein. Westf. Ztg. 1913, Nr. 119. — Auf der Universität, bes. II, 87—94, 97.

— Von 1821 bis 1836 ist Philipp Christian Lüders Justizrat und Bürgermeister in Husum gewesen; am 14. Februar 1784 war er geboren. Von 1785 bis 1867 lebte seine Frau Auguste, geb. Gruber, und nur bis zum Jahre 1832 der mit Storm fast gleichaltrige, 1815 geborene Sohn Friedrich Karl.

Von „Julius Bürgermeister" hat Fritz Basch seinen Dompfaff geschenkt erhalten. Der „hat Bürgermeisters fünf Thaler gekostet" und flötet „Üb immer Treu und Redlichkeit", aber immer nur die erste Hälfte. Und es hat „Julius seine Mutter gesagt, sie könnte die halbe Redlichkeit nun nicht mehr in ihrem Kopf aushalten". In „Auf der Universität" spricht Storm von dem Sohne des Bürgermeisters, seinem treuesten Kameraden. „Fritz Bürgermeister" bringt die Lore in die Tanzstunde, bei der später die Bürgermeisterin ihre Generalsblicke im Saal umherwirft. Auch sie gebraucht gern Fremdworte. Die farbigen Rosenbuketts ihres Kleidstoffes erlangen „auf der breiten Brust und bei den etwas kupferigen Wangen der Frau Bürgermeisterin — — eine Art von komischer Berühmtheit".

Von „Lores" Umwelt.

Bei gehöriger Schülerzahl hielt oft in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein auswärtiger Tanzlehrer zu Husum seinen Tanzkursus ab. [1]) Eines Tanzmeisters aus der „frühesten Knabenzeit" gedenkt in den Heimatsbriefen der Dichter.

Der Schimmer einer fremden Welt schaut aus Lore

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Auf der Universität, II, 95—96, 98—100. — Hus. Kgl. Priv. Wochenbl., 22. Jahrg., 1837, 9. — 1839, 259. — H, 171. Br. v. 12. Dez. 1861. — F. Röse, Das Sonnenkind. In: Der deutsche Pilger durch die Welt, 4. Jahrg., 57—89, 69.

Beauregards Augen. Mit Selbstbewußtsein spricht ihr Vater, jene manchmal komische und wieder liebenswert ernste Gestalt von seiner besonderen Herkunft. Der Schneider erzählt Philipp schon bei dem ersten Gespräch, daß sein „Großvater unter Louis seize Ofenheizer in den Tuilerien gewesen war. — ‚Ja, Monsieur Philippe‘, sagte er mit einem Seufzer und präsentirte mir seine porzellanene Schnupftabacksdose, ‚so kann eine Familie herunterkommen!‘“ — Hier hat wohl Ferdinand Röses „Sonnenkind“ den Dichter beeinflußt. Der Friseur Guerrier „war unter Ludwig XVI. siebenter Maître de la Garderobe, d. h. Hofschnupftabacksdosenbewahrer“.

An der Krämerstraße [1]), wo Storms Onkel Ingwer Woldsen wohnte, hat der alte „Hansen“ seiner Tochter „Agnes“ einst ein altertümliches, zu des Dichters Jugendzeit „längst entschwundenes Haus“ gezeigt. Durch jenen frommen Kaufmann ist es berühmt geworden, von dem in ganz ähnlichen Worten die Chronik der Stadt erzählt. „Am Sonntag Jubilate 1549 legte eine Feuersbrunst einen großen Theil der Stadt in Asche“. In der Krämerstraße wohnte der Kaufmann Meinke Graveley. „Als .. das entfesselte Element sich seinem Hause näherte, sprang er mit Elle und Waage unter dem Arm auf die Gasse und flehte mit gefalteten Händen zu Gott, daß, wenn er je durch falsches Maß und Gewicht seinen Nächsten wissentlich betrogen habe, dann möge auch sein Haus abbrennen, wo nicht, verschont bleiben, und siehe da! Des ehrlichen Mannes Gebet wurde erhört, die Flammen

Meinke Graveley.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: In St. Jürgen, bes. II, 10—11. — J. Beccau a. a. O., 75—76.

zogen vorüber und sein Haus, das einzige in der Krämerstraße, blieb verschont." Solch ein Kaufmann war auch Liborius Hansen.

Das Kloster St. Jürgen.

Des kindheitstrauten Husum verklärende Dichtung ist „In St. Jürgen" [1]), das Stift zu St. Jürgen ist hier der Schauplatz der Jugenderinnerung und des Geschehens. Ganz wie es der Knabe sah, war das Äußere und Innere des Klosters bis ins letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts. 1878 geschah ein Neubau des ganzen Vorderhauses, des an der Straße liegenden Teiles des Gasthauses; größere bauliche Änderungen wurden auch im Jahre 1898 vorgenommen.

In der Kapelle.

Ein schmaler, endloser Korridor [2]) führt zwischen den zu beiden Seiten liegenden Zellen zur Kapelle am Ende des Ganges. Hier geht Hansen „mit der alten Gesellschaft auf einer Hintertreppe nach unten", und der Knabe besteigt „oben das Chor", wo er „träumend dem sich drehenden Glockenspiel der Orgel zusah" und träumend die Predigt des Propstes hörte.

Etwas anderes nahm seine Sinne gefangen. „Unter mir gegenüber hing das lebensgroße Portrait eines alten Predigers mit langen schwarzkrausen Haaren, das bald meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen pflegte. Mit den melancholischen schwarzen Augen blickte

---

[1]) Vgl. zu folgendem: In St. Jürgen, bes. II, 3—4. — M. Voß, Chronik des Gasthauses, bes. 115 (alte Abbildung). — R. Haupt a. a. O. I, 459—463.

[2]) Vgl. zu folgendem: In St. Jürgen, bes. II, 7—8. — Kulturhistorische Skizzen, bes. IX, 133—134. — G.St. I, 85—86. — M. Voß, Chronik, bes. 110. — F. Posselt a. a. O., 331. — U. A. Christiansen a. a. O., 150 u. geg. Ende.

es so recht wie aus der dumpfen Welt des Wunder- und Hexenglaubens in die neue Zeit hinauf und erzählte mir weiter von der Stadt Vergangenheit, wie es in den Chroniken zu lesen stand, bis hinab zu dem bösen Stegreifjunker, dessen letzte Unthat einst das Epitaphium des Ermordeten in der alten Kirche berichtet hatte."

Des berühmten Peter Bokelmann Bild, des Reformators von Husum und hochgelehrten Gründers der Gelehrtenschule, vom Jahre 1572 hing bis 1900 in der Gasthauskirche. In jenem Jahr wurde das schon stark beschädigte Bild mit dem von Johan van Gronningen einst kunstvoll gefertigten Eichenrahmen wieder hergestellt und in die Stadtkirche zurückgebracht. Mit ähnlichen Worten gedenkt Theodor Storm und später seine Tochter dieses Bildes. Doch ist das Haar Peter Bokelmanns schon erbleicht und auf dem Haupte nicht mehr in seiner Fülle.

Der letzte Stegreifjunker ist der Raubritter Hans Frodsen auf dem Husumer Immenhofe gewesen, der am 21. Dezember 1587 bei Hollingstedt den Bremer Kaufmann Dirk Vaget mit seinem Diener erschlug. „Die angestellte Untersuchung führte zu der Auffindung der beiden Leichen, die am 19. Juni 1588 in Husum mit christlichen Gebräuchen begraben wurden. Ein Epitaphium aus Sandstein mit dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter und einer Inschrift erhielt für die Mit- und Nachwelt die Erinnerung an den grausigen Raubmord."

Der Festsaal.

Jenseits der Kapelle[1]), am anderen Ende des Hauses,

[1]) Vgl. zu folgendem: In St. Jürgen, bes. II, 8—9. — M. Voß, Chronik, 62, 119, 128—133. — R. Haupt a. a. O. I, 463. — Hus. Kgl. Priv. Wochenbl., 1838, 273, 281, 289.

lag der Festsaal, „in dem seit Jahrhunderten die Vorsteher der Stiftung nach der jährlichen Rechnungsablage ihre Schmäuse zu feiern pflegten.“ Zu Ende des dunkeln Korridors führt eine Treppe „zu dem Festsaal hinauf. — Es war nur ein mäßig großes, niedriges Gemach — —. An der einen Wand sah man eine alterthümliche Stutzuhr aus dem Nachlaß einer hier Verstorbenen, an der gegenüber stehenden hing das lebensgroße Bild eines Mannes in einfachem rothem Wams; sonst war das Zimmer ohne Schmuck. ‚Das ist der gute Herzog, der das Stift gebaut hat‘, sagte Hansen.“

Die wirklich festliche und echt volkstümliche Feier des Klosterschmauses findet am Tage nach der Rechnungsablage, dem ersten Montag im Februar noch heute so statt. Hier im Gasthaussaale hat wie damals jenes Fürstenbild, das Kopfgemälde des Wohltäters von Husum, des Herzogs Adolf I., seinen Platz. Dem Bilde des Herzogs gegenüber hängt „eine Console mit Standuhr im Stil des Laub- und Bandelwerks Ludwigs XV. Die Uhr fand sich vor in der Hinterlassenschaft der in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts lebenden Zeichenlehrerin Anna Kirchhoff, die ihre letzten Lebensjahre im Gasthause zubrachte. Weil man den Wert des vorzüglichen Werkes der Uhr sowie auch die Schönheit des Gehäuses erkannte, hat man sie nicht versteigert, sondern als Eigentum des Gasthauses zurückbehalten.“ Frühestens erst, als Storm Student war, scheint die Uhr von dem Gasthause angekauft zu sein, die Lehrerin Kirchhoff stand noch 1838 in ihrer vollen Wirksamkeit.

Die Speisemeister-Fenster.

In der Dichtung haben des Festsaals „Wände [1]) nach

---

[1]) Vgl. zu folgendem: In St. Jürgen, bes. II, 9—10. — M. Voß, Innungen und Zünfte in Husum. Husum 1896, bes. 104. — Chronik des Gasthauses, bes. 118, 158—159.

der Straße und nach dem Kirchhofe .. eine Reihe Fenster, mit kleinen in Blei gefaßten Scheiben; und in jeder fast war ein Name, meist aus mir bekannten angesehenen Bürgerfamilien, mit schwarzer Farbe eingebrannt; darunter: ‚Speisemeister dahier anno —‘ und dann folgte die betreffende Jahreszahl. — ‚Siehst du, das ist dein Urgroßvater‘, sagte Hansen, indem sie auf eine dieser Scheiben wies; ‚den vergesse ich auch nicht; — — in der schwersten Zeit, da hatte er schon seine Augen zugethan‘. — Ich las einen anderen Namen: ‚Liborius Michael Hansen, Speisemeister anno 1799‘. — ‚Das war mein Vater!‘ sagte Hansen.“

In der Kapelle des Gasthauses „befinden sich drei größere Rahmen mit einer Reihe von matten, in Blei gefaßten und nur mit Namen und Jahreszahlen versehenen Scheiben“. Der erste enthält Überreste älterer Scheiben, die, 1836 durch Blitzschlag beschädigt, zuerst in drei Rahmen im Festsaal angebracht waren. Unter den mit Schwarzlot eingebrannten Speisemeister-Namen ist der Feddersens nicht mehr erhalten.

Aber in den Klosterrechnungen ist für die Jahre 1768 und 1771 Joachim Chr. Feddersen als Speisemeister verzeichnet. Des 1801 verstorbenen Urgroßvaters hat Storm schon in dieser Novelle gedacht. Die alte Freundin erzählt auch „von den Festen im Hause des Urgroßvaters“ dem Knaben. — Im Jahre 1799 — hier mußten die Fäden der Dichtung anfangen — ist kein Hansen, sondern ein „Hans Stier“ Speisemeister gewesen. Auf einer Scheibe des Überreste-Fensters mag Storms Blick wohl einmal besonders geruht haben. Hier ist mit der Jahreszahl 1687 Liborius Haremann als Speisemeister verzeichnet.

„Lehnken Ehnebeen." Agnes Hansen war eine Phantasiegestalt des Dichters, aber schon als Kind oder Jüngling wird Storm mit den Räumen des Stiftes vertraut geworden sein. Eine Bekannte seines Elternhauses verlebte dort ihre alten Tage, eine Gestalt, die auch in Storms Dichtung wiederkehrt. Besuche bei ihr mögen dem Dichter die Anschauung des Klosterinnern und eine Anregung zur Novelle „In St. Jürgen" gegeben haben.

Noch heute erzählt man in Husum[1]) von dem alten Fräulein, das so schöne braune und weiße Pfeffernüsse verkaufte, und von Storms Besuchen in ihrem St. Jürgen-Stübchen. „Lieschen Bummelbeen" wurde sie im Volksmunde genannt, als „Cousine Lehnken Ehnebeen" hat der Dichter sie im „Vetter Christian" verewigt.

Tante Brick. Auch Storms Kinder sind später gern in St. Jürgen eingekehrt, um Tante Brick zu besuchen. Sie hatte Storm in seiner Junggesellenzeit zur Seite gestanden[2]). Die „ältere Freundin des Hauses, Fräulein Christine Brick, führte ihm sein Hauswesen. — — Tante Brick wußte Storm sein Heim wohnlich und behaglich zu gestalten." Und gern suchte er die Gesellschaft der lieben Dame auf. „Ich bin eben mit Tante Brick durch den Garten gewandelt im Mondenschein", oder: „Ich ging noch ein bischen zu Tante Brick, um mich munter zu schnaken". Es erzählte mitunter in der Dämmerstunde die alte Freundin „von ihrem einfach verflossenen Leben. — —

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Beim Vetter Christian, bes. III, 301 bis 302, 304.

[2]) Vgl. zu folgendem: G.St. I, 158. — B, 164, 197—198, 200. Br. v. 24. Dez. 1845 u. v. März 1846. — Marthe und ihre Uhr, bes. III, 9.

Sie gehörte zu den einsamen Menschen; ihre Eltern waren lange tot, die Geschwister verheiratet. So kehrte sie gern in der Erinnerung in die Zeit ihrer Jugend zurück."

Wir wissen von Gertrud Storm, daß aus Christine Bricks „Lebenserinnerung" der Dichter den Stoff seiner ersten Novelle schöpfte; wir können diese Beziehungen noch weiter verfolgen, seitdem wir Storms Brautbriefe besitzen. „Tante Brick sitzt einsam in ihrer kleinen Kammer und weint über ihre Verlassenheit am Weihnachtsabend; ihre einzige Erinnerung ist der Tod ihrer Mutter, der am Weihnachtsabend um zwölf erfolgte; nun sitzt sie und durchlebt noch einmal alles, jede Minute bis zur Todesstunde, dann geht sie zu Bett". Man lese in der Novelle den Tod der Mutter am Weihnachtsabend und „Marthes" Erinnerung an diese Stunde.

Marthe gedenkt der alten Zeit. Damals faßte sie der Mutter „abgefallenen Hände. Die Uhr schlug elf. — Auch jetzt schlug sie elf, aber leise, wie aus weiter, weiter Ferne. — Da hörte Marthe einen tiefen Athemzug; sie dachte, die Mutter wolle wieder schlafen. So blieb sie sitzen, lautlos, regungslos, die Hand der Mutter noch immer in der ihren; am Ende verfiel sie in einen schlummerähnlichen Zustand. Es mochte so eine Stunde vergangen sein; da schlug die Uhr zwölf! — — Marthe hielt eine kalte Hand in der ihrigen. Sie ließ diese kalte Hand nicht los, sie saß die ganze Nacht bei der todten Mutter. — So saß sie jetzt bei ihren Erinnerungen — —."

Wird die alte Dame wirklich lange gezürnt haben, als sie sah, daß sie nun leben müsse in ihres Freundes Dichtungen, den *sie* eigentlich zum Erzähler gemacht?

Garten-freuden.

„An Blumen [1]) hatte sie eine große Freude", das gilt auch wohl für Christine. „Tante Brick geht im Garten umher und begießt; die Levkoien stehen gut." Sie hatte wohl in Storms Garten ein eigenes Nelkenbeet, von dem Johann Casimir einst einige Ableger „stahl". Oder waren sie aus Tante Bricks Stube, war es dort wie bei Marthe? „Da schien die Sonne so warm in die Fensterscheiben, die Nelken dufteten so süß."

Theodor Storm, der innige Blumenfreund, pflegte damals Nelken auch in seinem Zimmer. „Eben habe ich meine Blumen begossen, die Nelken brechen schon auf." Einige Tage später: „Ich habe .. hier in der Stube eine große prächtige Nelke in Blüte, die mit Hilfe der Moschuspflanze die Stube recht angenehm parfümiert." Mit Christine Brick wandelte Storm wohl gern im Mondschein durch den Garten. „Mir war's, als wandelte ich in meiner Zukunft, so traumartig nimmt sich alles aus. — — Alles Rohe und Unbehilfliche, was bei Tage noch darin zu sehen, ist entfernt durch die wunderbare Beleuchtung."

Die alte Freundin hatte ein scharfes Auge für das, was im Garten wuchs und gedieh. „Eben bin ich noch mit Tante Brick im Garten gewesen; sie hatte eine Entdeckung gemacht, die sie mir notwendig zeigen mußte. An der Nachbarsplanke in unserem Garten stehen viele große, schöne Gesträuche, persische Syringen, Jasmin, Flieder in Menge, auch eine Akazie. Wenn das alles

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Marthe und ihre Uhr, bes. III, 4—5. — B, 34 u. 41, 200, 207—208, 245, 249. Br. aus den Jahren 1845 u. 1846. — Im Sonnenschein, bes. I, 317.

blüht, wird es hübsch. Die Entdeckung bestand aber darin, daß sich in die eine Syringe bis in die Spitze ein kräftiges Geißblatt hinaufrankt und verbreitet. Wenn das noch hinzu blüht, das gibt ein Nasenkonzert für meine liebe süße Frau."

Einmal steht Christine bei einem Garten-„Feldzug" dem Pflanzenfreunde tatkräftig zur Seite. „Mittlerweile habe ich — — dann, in meinen Mantel gewickelt, die Laterne und eine Tüte Galgenknaster in der Hand, mit Tante Brick und Emil einen Feldzug in den Garten gemacht. Seit einiger Zeit ist nämlich die eine Seite der Geißblattlaube von allen jungen Trieben kahl gefressen, und ich konnte dem Feinde nicht auf die Spur kommen, da unternahm ich — — dieses nächtliche Abenteuer, und siehe da! wir entdeckten sieben Raupen, die an den Ranken lustig hinaufkletterten, töteten sie und legten als Abschreckung den Tabak auf die Pflanze. So wird hoffentlich die andere Seite gerettet."

Erinnern wir uns nicht an Konstantins „Scharmuzzieren mit den Schatten" in der Geißblattlaube im „Sonnenschein". Er bemerkte an einer Ranke „den Schatten eines Lebendigen, der langsam an dem Stengel hinaufkroch. — — Zwischen den schlanken Kelchen der Schattenblüthe haftete jetzt eine dunkle Masse, die von Zeit zu Zeit durch zuckende Bewegungen eine emsige thierische Thätigkeit verrieth". Doch Konstantin kann den „arbeitenden Klumpen" nicht beseitigen, und die Kaprifolienblüte muß sterben wie seine junge Liebe.

Gar nicht so sanft, sondern[1]) gar grimmig und mehr Alte Bekannte.

[1]) Vgl. zu folgendem: Beim Vetter Christian, bes. III, 291—293, 304, 307—317, 320—321. — Marthe und ihre Uhr, bes. III, 5—6, 8—10. — Zwei Kuchenesser der alten Zeit, bes. III, 184—186.

ein Mannweib soll Christine Brick gewesen sein, eine Gestalt wie die alte Karoline im „Vetter Christian". Solche alte Uhr, wie sie Marthe ihr eigen nennt, aber hat Christine wirklich besessen.

Man meint in Husum, daß Storm bei dem „Vetter Christian" an seinen Verwandten Stuhr gedacht habe, der sich — erst spät — mit einer Lehrertochter von Nordstrand verheiratete. Wie „Lieschen" war auch ein Fräulein Triepels aus der Großstraße häufiger Gast bei Storms, und oft sah in der Hohlen Gasse ein alter Familienonkel ein, den der Dichter als „Onkel Hahnekamm" verewigt hat. Es war ein alter, lediger Herr von eigenartigem Ansehen, der einen Stock mit einem besonderen Knopfe trug und sich gern gefällig erwies, aber auch mit besonderer Vorliebe Kuchen aß.

VI. In Husums Umgebung.

Der Mühlenteich.

Als dem kleinen Theodor [1]) seine Schwester Lucie gestorben war, da lief er „weinend in der Gegend des Mühlenteichs umher" und dichtete seine ersten Verse. Da heilte zuerst die Poesie das wunde Herz des Knaben, und lindernd hat wohl Mutter Natur ihre kühle Hand auf seine heiße Stirn gelegt. Theodor Storm weiß uns zu sagen von der Schönheit dieser Landschaft in starrer Winterkälte und lauem Frühlingswehen.

An einem Sonntagnachmittage nach Neujahr war es. Da lag „über dem Mühlenteich — — ein glänzender

---

[1]) Vgl. zu folgendem: H, 191. Br. v. 7. Dez. 1862. — G.St. I, 56. — Auf der Universität, II, 102—115.

Eisspiegel". Schiebschlitten, von Eisläufern bewegt, fahren auf dem Rande des Sees, immer nahe am Ufer. Nur „Philipp" läßt seinen Schlitten, in dem ja „Lore" sitzt, „wie auf Flügeln — — über die glänzende Eisfläche" hinweg schießen, bald über „den Bereich der gewöhnlichen Schlittschuhläufer" hinaus.

„Kein Lüftchen regte sich, das weiß bereifte Schilf, das sich weithin dem Ufer entlang zieht, glitzerte blendend in den schräg fallenden Sonnenstrahlen. Immer weiter ging es," hinweg über „die schlangenartigen Triebe des Aalkrautes unter der durchsichtigen Glasdecke", zur „Mitte des Sees. — — Schon konnte ich — — nur noch kaum das Blinken des Schilfs unterscheiden; geheimnißvoll dehnte sich die dunkle Spiegelfläche bis zum andern weit entfernten Ufer. — — Endlich war die Mitte erreicht. Jede Spur eines menschlichen Fußes hatte aufgehört; wie verloren schwebte der Schlitten über der schwarzen Tiefe. Keine Pflanze streckte ihr Blatt hinauf an die dünne krystallene Decke; denn der See soll hier ins Bodenlose gehen." Dort unten aber haust der Sargfisch.

Und weiter flog der Schlitten über das Eis, das sich leise zu bewegen scheint und zu tönen beginnt, als glühend am Horizont die Sonne untergehen will. „In stetem Wachsen lief ein donnerndes Krachen von einem Ufer zum andern über den ungeheuern, immer dunkler werdenden Eisspiegel."

Das war der Mühlenteich im Winter, so düster damals in der starrenden Kälte. — Lieblich ist es im Grase seiner Ufer im sprossenden Frühling. „Eine angenehme Kühlung wehte von dem Wasserspiegel auf mich zu, der groß und dunkel zu meinen Füßen lag. Dort in der Mitte, wo

jetzt über der Tiefe die kleinen Wellen trieben, mußte der Schlitten gestanden haben. — — Ich blickte eine ganze Weile nach dem jetzt unerreichbaren Punkte, den meine Augen in den Fluthen des Wassers nur mit Mühe festzuhalten vermochten."

Ganz wie ihn die Augen des Knaben einst geschaut, hat uns der Dichter den See geschildert. Als der junge Schlittschuhläufer, der am Westende des Sees seinen Lauf begonnen hat, die Mitte der Eisfläche erreichen will, wendet er „unmerklich — — den Schlitten, und immer größer wurde der Raum, der uns vom Ufer trennte". Dann geht es von der Mitte aus weiter. „Wieder hatte ich den Schlitten gewandt und fuhr jetzt grade aus, mich immer in der Mitte haltend. Vor uns, dort wo der See seine Ufer zu einem schmalen Strom zusammendrängt, war in der Ferne schon die Brücke zu erkennen."

Mühlenau und Mühle, die Landschaft in „Abseits".

Die Brücke überquerte[1]) das Flüßchen Mühlenau, das vor seiner Mündung in die Husumerau den langgestreckten See durchschnitt. Der See war mehrere Kilometer lang, er erstreckte sich östlich von Husum bis zu dem Dorfe Rosendahl. So war es zu des Dichters Jugendzeiten. Nun ist seit fast fünfzig Jahren der große See trocken gelegt und die Mühlenau „der Rest des einst so ansehnlichen Gewässers". An seinem Anfange stand eine Mühle, die „Osterhusumer Wassermühle", ganz wie in „Auf der Universität".

In der Mühle waren damals für das Wintervergnügen

---

[1]) Vgl. zu folgendem: G.St. I, 60—61. II, 95—96. Auf der Universität, II, 102, 108. — Abseits, bes. I, 203—207, 230. — H, 156. 188, 209. Br. aus den Jahren 1862 u. 1863. — F, 162.

die Schlitten untergestellt, hier am Ausgangspunkt des Eislaufs standen auf dem Ufersaum die Bewirtungszelte für die Schlittschuhläufer. „In der Wohnstube und auf dem Sopha des Wassermüllers, der hart am Ufer des Mühlenteichs wohnte," erholt der Junge sich von den bittern Schmerzen, die er für seine Lore hat leiden müssen.

Aber noch an einer andern Stelle seiner Dichtung führt uns Storm an das vertraute Gewässer der Husumer. Unverkennbar ist in der Novelle „Abseits", in die so deutlich die Husumer Gewaltherrschaft der Dänen um 1860 hineinspielt, die Husumerau mit dem Mühlenteich gezeichnet, wie zweifellos südwestlich von Husum das Heidegehöft gedacht ist. „Einen Büchsenschuß nördlich von dem — — Hause drängt sich ein mäßig breiter, fischreicher Strom durch die Haide, abwärts einem Landsee zu, der sein ovales Becken bis fast an die Stadt erstreckt." Eine Wassermühle ist „drunten vor der Stadt am Ufer des Sees" gelegen, durch den dann ein Kanal gezogen wird.

Mit dem Heidehofe „Metas" hat Storm seines Freundes Jakob Harms Heidehäuschen in der Husumer Umgegend wiedergegeben, eines Sommerausfluges von Husum mit den Eltern gedenkend. Zwischen Osterohrstedt und Husum liegt „das Harmssche Heidehäuschen", das ist aus den Briefen an Konstanze zu erschließen.

Das „Brautloch" und vom „Doppelgänger".

Südlich vom früheren Mühlenteich [1]) liegt das „Brautloch", in dem sich Meister „Daniel Basch" ertränken will.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Bötjer Basch, bes. VII, 48—53. — Ein Doppelgänger, V, 151 ff.

Wieder auf wirkliche Vorgänge hat hier der Dichter zurückgegriffen. Nach alter Überlieferung hat sich dort im zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts jemand ertränken wollen, ist aber von schwimmenden Jungen gerettet worden.

Zu Anfang der sechziger Jahre hat sich eine ähnliche, mehr heitere Geschichte dort zugetragen, von der mir ein Teilnehmer noch hat erzählen können. An einem schulfreien Tage läuft ein Mensch, „Hanne Poppe“ genannt, nach Osten aus der Stadt hinaus, mit einem Trupp Jungens hinter sich, in Richtung auf das Brautloch. Als die Schar ankommt, wirft Hanne Poppe seinen Rock ab, macht einen Anlauf, hält dann aber an und ist trotz eifrigsten Zuredens der Jungen (!) nicht zu bewegen, ins Wasser zu springen. So setzt sich denn in ähnlicher Weise, wie er gekommen, der Trupp zur Rückkehr in Bewegung.

Zu der zeitlich folgenden Novelle „Ein Doppelgänger“, die wieder in der Gegend von Husum spielt, hat Storms Schwägerin, Frau Dr. Charlotte Storm geb. Esmarch, dem Dichter den Stoff gegeben.

Die Hagedornlandschaft in „Auf der Universität“.

„Nach Osten“, in die Gegend des Mühlenteiches, wandert in „Auf der Universität“ der junge Gelehrtenschüler[1]). „Ich sah drüben am Rande des Horizonts auf der hohen Geest die Mühle ihre Flügel drehen. — Eine kurze Strecke führte noch der Weg an der Außenseite des Schloßgartens entlang; dann wanderte ich aufs Gerathewohl auf

[1]) Vgl. zu folgendem: Auf der Universität, bes. II, 111—115. — Mörike-Briefw., geg. Ende. Letzter Br. M.'s v. 10. Juni 1865. — W. Seidel, Die Natur als Darstellungsmittel in den Erzählungen Theodor Storms. Diss. München, 1911, geg. Ende.

Feldwegen oder Fußsteigen, welche quer über die Äcker führen, in die sonnige schattenlose Landschaft hinaus. Nur selten, soweit das Auge reichte, stand auf den Sand- und Steinwällen, womit die Grundstücke umgeben sind, ein wilder Rosenstrauch oder ein anderes dürftiges Gebüsch." Gräser und rotblühende Nesseln stehen am Wege, von Schmetterlingen umgaukelt.

Am Mühlenteich verweilt der Knabe, aber er ist ja zum Schmetterlingsfang ausgezogen. „Durch einen Hohlweg, in den sich das Ufer hier zusammendrängt, gelangte ich auf eine Höhe, von der ich die vor mir liegende Ebene weithin übersehen konnte; aber ich sah nichts als Feld an Feld die kahlen ebenmäßigen Sandwälle. — — Endlich, dort in der Richtung nach einem Häuschen, wie sie am Rande der Haide zu stehen pflegen, glaubte ich, etwas wie Gebüsch zu entdecken. — Es war mindestens noch eine halbe Stunde bis dahin, aber ich hatte heute Lust zum Wandern."

Dem rüstigen Fußgänger fliegen Schmetterlinge zur Seite, allmählich wandert er „zwischen dichten Hagedornhecken. Ein paar Male, wenn sich ein Luftzug regte, hatte ich einen starken lieblichen Geruch verspürt, ohne daß ich den Grund dazu zu entdecken vermocht hätte; denn das Gebüsch an meiner Seite verwehrte mir die Aussicht. Da plötzlich sprang zur Rechten der Wald zurück, und vor mir lag ein Fleckchen hügeligen Haidelandes."

„In der Mitte an einem schwarzen Wässerchen .. vereinzelt im hellsten Sonnenglanze" steht jener wundersame, Storm so lieb gewordene Baum, der auch Eduard Mörike vertraut wurde. — „Eine Strecke weiter, nur

durch ein paar dürftige Ackerfelder — — getrennt, dehnte sich unabsehbar der braune Steppenzug der Haide; die äußersten Linien des Horizonts zitterten in der Luft."

Jene Gegend ist eine Niederung. Der Knabe hat hier „vor Jahren unter der Anführung eines älteren Jungen einmal Vogeleier gesucht." Es sind „Koppel an Koppel die Wälle mit Hagedorn und Nußgebüsch bewachsen ..; an den Dornen hatten wir hie und da eine Hummel aufgespießt gefunden, wie dies nach der Naturgeschichte von den Neuntödtern geschehen sollte; bald hatten wir auch die Vögel selbst aus den Zäunen fliegen sehen und ihre Nester mit den braun gesprenkelten Eiern zwischen dem dichten Laub entdeckt." — Nicht weit ist das „Sietland" von der großen Heide.

Die Hagedornlandschaft in „Die Armesünderglocke".

Franz und Maike [1]) liefen „an freien Nachmittagen — — mit einander ins Feld hinaus, — — nach Osten hinter der großen Windmühle. War die Gegend auch öde, so weit die Äcker reichten, nur breite Wege von kahlem Sande oder Steinwällen eingefaßt, in denen am Rande Ginster blühte oder ein Gagelstrauch seinen würzigen Duft verbreitete, so war es doch ein anderes als zu Hause. Wenn nur ein brauner oder goldgrüner Sandkäfer vor ihnen herflog, oder gar ein Wiesel oder Igel vorüberlief, so war es ein Erlebnis."

Sie „gingen eines Nachmittags einmal nach Norden statt nach Osten. Auch hier lag vor ihnen die weite, sandige Fläche mit breiten Wegen und kahlem Steinwalle. — — Ein Weg zweigte .. rechts ein wenig östlich

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Die Armesünderglocke, bei G.St. II, Beil. 1, 248 ff., bes. 252—253.

ab. — — Auch hier liefen nur die kahlen Wälle an beiden Seiten. — — Sie gingen mit einander in dem Wege“ und dann „auf einmal — —‘ auf einem eingezäunten Wege, Nußsträucher und blühender Weißdorn standen zu beiden Seiten in dichtem Laubgedränge auf den Wällen; sogar der leichte Sommerwind schwieg hier. Blaue und feuerfarbene Falter spielten um die wilden Blumen, die aus den Rändern wuchsen, und mitunter kam vom Zaune her ein Duft von Geißblatt, das verborgen darin blühte. — — In der Nähe der Stadt gab es nicht solche Redder.“

„‚Hat die Drossel hier ihr Nest?‘ — — Ein Neuntöter flog krächzend neben ihnen aus einem Hagedorn, und die Kinder traten näher, um nach einem Nest zu sehen. Aber ihre Augen hefteten sich starr auf einen Dorn, an welchem eine aufgespießte Biene noch die Flügel regte. — — ‚Das hat der schlimme Vogel getan, von dem der Schulmeister uns neulich erst erzählte!‘“

„Nach einer Weile hörten Zäune und Wälle auf, und die weite, braune Heide lag offen vor ihnen. — — Fern am Horizonte zitterte die Luft in weißen Wellen. Ihnen zur Linken lag ein kleines Wasser, an dessen Rande zwischen Mummeln eine gelbe Iris blühte; dahinter stieg ein mäßig hoher Hügel auf,“ der Galgenberg.

Die Hagedornlandschaft bei Husum.

Rückkehrend aus der Fremde, sollte Konstanze an ihres Mannes Seite [1]) noch e i n e n Sommer verleben „in der geliebten Heimat. Mit Entzücken atmeten sie

[1]) Vgl. zu folgendem: G.St. II, 104. — M. Voß, Chronik des Gasthauses, 3. Fremdenführer durch Husum, 25.

wieder die so lange entbehrte Heimatluft und gingen die altvertrauten Pfade der Kindheit", so „über die sommerlichen Heiden, wo im Mittagssonnenscheine der blaue Argusfalter über die von Bienen umsummten Blüten flog. Oder sie wandelten hinter der Stadt auf einsamen Feldwegen, wo Hagedornbüsche auf den Wällen standen, vorüber an einem kleinen, mit Wasserlinsen bedeckten Teiche zum Lieblingsplatze aus des Dichters Knabenzeit, wo einst jener märchenhafte Baum in seiner Schönheit blühte. Auf allen Wegen blickte den Dichter lächelnd seine Jugend an."

Auch M. Voß erzählt von dieser Landschaft; wir erinnern uns namentlich wieder an „Auf der Universität". „An der Scheide gegen die Osterhusumer Feldmark haben wir den wunderbar tiefen Mühlenweg, der an die Aue und den hoch aufgeworfenen Mühlendamm sich anschloß und dessen östlicher, ungewöhnlich hoher Uferrand noch mit Dornen bestanden ist. Gehen wir den Kuhsteig hinaus, so treffen wir an der Husumer Weichbildgrenze im Narrenthal einen Wasserlauf, der auf beiden Seiten durch Wälle eingedämmt ist" und früher die großen herzoglichen Fischteiche speiste. — „Jenseit des Narrenthals findet sich wieder ein ziemlich hoher Wall, der noch hier und da mit undurchdringlichem Schlehdorn bestanden ist." Nicht weit von dem Narrenthal entfernt, liegt hier der Galgenberg, eine Vedute Althusums, von der man die Olderuper Landstraße überschauen konnte, und nördlich davon die Heide.

Der Galgenberg in „Die Armesünderglocke".

„Ein Heidengrab" nennt Maike den Hügel. „Aber Franz schüttelte den Kopf: ‚Sieh' nur, es steht ein Pfahl darauf mit einer Spitze; das muß die Fehmstätte sein,

der Galgenberg' [1])." Doch ist der Galgen schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts „seit lange abgebrochen". Auf dem Boden „war eine völlig kahle Stelle, die mit ein paar Steinplatten übermauert schien, .. rings umher blühte eine Flut" von blutroten Immortellen.

Es liegt „nach Norden hinaus — — vor der Stadt — — die Fehmstätte, oder, wie die Leute sagten, der Galgenberg". Die armen Sünder werden „aus dem Tor der Frohnerei — — den Kuhsteig hinaus zur Fehmstätte" geführt, „gen Norden" aus der Stadt.

Der Hügel, der jetzt selbst von Heidekraut bewachsen ist, öffnet damals zu Maikes Entzücken die Aussicht zur weiten, flimmernden Heide. Dort an der Stätte des Todes, des furchtbaren Sterbens, blickt aus des Mädchens brennenden Augen junge irdische Schönheit strahlend auf zu dem treuen Jungen. „Ein Schauer, wie er ihn noch nie empfunden hatte, lief durch seinen Körper, als nähme eine Gewalt von ihm Besitz, von der er sich nie zu lösen" vermöchte. Als später in die blutroten Immortellen, die einmal so zauberisch geleuchtet haben in Maikes schwarzem Haar, Tropfen ihres Blutes rinnen sollen, da klingt so himmlisch tröstlich, so irdisch lieblich des jungen Glockengießers fein tönende Glocke auf dem Wege zum Tode.

Aus den letzten Seiten Stormscher Dichtung klingt so traurig die ewige Melodie menschlichen Glückes und Leides, das seinen Anfang nahm und sein Ende fand da draußen an der „Wasenstätte". Die ruhige Schönheit des Schleswigschen Ebene aber scheint den haßverfolgten

[1]) Vgl. zu folgendem: Die Armesünderglocke, bei G.St. II, Beil. 1, 248 ff., bes. 249—250, 256—258.

Menschenkindern dort geleuchtet zu haben in den düsteren schaurigen Tod, daß es hell um sie wurde noch einmal im Leben, in seiner dunkelsten Stunde. Wie eine Mutter wird dann die Vergänglichkeit ihre Arme gebreitet haben um der Menschen verlassenes, zu Tode ermüdetes Kind.

Die Femstätte in „Aquis Submersus“.

Zu kämpfen in den Fluten irdischen Geschehens, es war noch schwerer in jenen düster umdunkelten Zeiten, damals, als ein Maler „Johannes“ nicht glücklich werden sollte [1]. Auch seine letzte „rasende Hoffnung“ soll sich in jähes Geschick verkehren. Schwarze Schatten aus der Vergangenheit breiten sich über die Zukunft in dem furchtbaren Erleben der Gegenwart, als die schneidende Grausamkeit der kurzsichtigen Menge die weiche Seele des gemütstiefen Mannes trifft. Aber seinem Innern entquillt jenes Gebet zu Gott, zu Christo, dem Allerbarmer.

Als Johannes hinauswandert auf die im Frührot erglänzende Heide, selige, wehe Frauenliebe im Herzen, strömen aus Husum und dem nördlichen Dorfe in Scharen die Menschen, „sie wollten die Hexe, das junge Satansmensch, verbrennen sehen“. — Von dem Steige hinter dem Schloßgarten sah man „drüben bei der Lehmkuhle, wo sie den neuen Galgen hingesetzet, einen mächtigen Holzstoß aufgeschichtet“.

Das alte Hochgericht.

Im Jahre 1652 war ja ein neuer Galgen errichtet worden, doch sagt uns Laß nicht, an welcher Stelle. In „Grieshuus“ wird er als neuer Galgen vor dem Ostertor erwähnt, aber auch in „Aquis Submersus“ wird der Dichter an diesen Galgen gedacht haben. Hier ist unter dem „Steige“ hinter dem Schloßgarten der Kuhsteig

[1] Vgl. zu folgendem: Aquis Submersus, bes. III, 273—274.

verstanden, der zu der späteren Gerichtsstätte hinausführte. Zu seiner Seite war früher schon die alte, 1604 außer Gebrauch gesetzte Femstätte [1]) gelegen, wahrscheinlich in der Gegend des heutigen Armenhauses.

Dieser Hochgerichtsplatz war 1572 durch die Hinrichtung eines fürstlichen Verwalters berühmt geworden, deren Storm an mehreren Stellen seiner Dichtungen gedenkt. In den „Kulturhistorischen Skizzen" erzählt Storm zuerst von der Aufknüpfung des hochfürstlichen Verwalters wegen begangener Untreue „zuoberst in einem gedoppelten Galgen, in seinem Fuchspelze", fast ebenso wie nachher in „Die Armesünderglocke". Auch hier ist an jener Femstätte einmal „ein Hochfürstlicher Hofverwalter wegen begangener Untreue — — in seinem Fuchspelz an einem gedoppelten Galgen aufgehangen".

Wie der Dichter hier „bei weiland Bürgermeister Luthens Fischteich" die Hinrichtung geschehen läßt, befand sich in „Die Armesünderglocke" „neben des Bürgermeisters Fischteich die Fehmstätte". Schon in „Ein Doppelgänger", jener echt Husumer Novelle, ist sie gezeichnet. Am Ende der Norderstraßen-Verlängerung hat „John Glückstadt" gewohnt. Nordwärts von der Norderstraße stand „vor ein paar hundert Jahren der dreibeinige Galgen neben Bürgermeister Luthens Fischteich".

Laß erzählt uns von jener Todesvollstreckung und nachher von der Verlegung der Stätte des Hochgerichts.

[1]) Vgl. zu folgendem: M. Voß, Innungen und Zünfte, 49. — Kulturhist. Skizzen, IX, 130. — Die Armesünderglocke, bei G.St. II, bes. 249. — Ein Doppelgänger, bes. VII, 169, 173. — J. Laß a. a. O. I, 65, 79. — Beccau a. a. O., 92 u. 156.

„1572. am Mitwochen nach Petri Kettenfeyer wurde ein Verwalter von Ihro Hochfürstl. Gnaden sogenanntem Meyerhofe in Damkoog wegen begangener Untreue auf dem Wester-Galgenberg bey seel. Bürgermeister Luthens Fischteich im Kuhesteig / zu oberst in einem gedoppelten Galgen mit seinem Fuchspelze um aufgehangen.“ — 1604 „d. 31 Aug. wurde das neue Gericht / welches vorhin auf dem westersten Berge bey seel. Bürger-Meister Luthen Fisch-Teich im Kuhe-Weg gestanden, hinter dem Narren-Thal auf der Nordhusumer Feldmark in der Heide / — — errichtet / und d. 5 Sept. durch Aufhenckung eines auf Anklage der Eyderstätter zum Galgen verurtheilten Diebes eingeweihet“.

J. U. Beccau ergänzt noch ein wenig diese Nachrichten. Jener Verwalter war wegen Betrugs und Unterschleifs verurteilt worden, er hieß Boi Peters und war aus Nordstrand gebürtig. Den westersten Berg glaubt Beccau mit dem um das Jahr 1850 „abgetragenen Rottberge bei dem Kuhsteige“ identisch.

Husumer Hinrichtungen.

Der Maler Johannes und nachher Franz und Maike schauen diese Femstätte. Zu ihrer Zeit, im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, steht ja der Galgen nicht, aber über einer Steinplatte erhebt sich ein spitzer Pfahl. Die Todesstrafe der Pfählung scheint mit dem neuen Jahrhundert dort in Anwendung gekommen zu sein.[1])

Für die Hinrichtung zweier berühmter Mörder am 1. Oktober 1720 „musten die Zimmer-Leute in der Stadt und aus dem Amte den Pfahl machen / worauf Asmus

[1]) Vgl. zu folgendem: J. Laß a. a. O. II, 26, 37, 76—77, 90, 100; III, 294.

Maus Kopf genagelt werden solte. Sie bekahmen 2 Tonnen Bier vor ihrer Arbeit: und weil dieser Pfahl 16 Fuß hoch / muste die Kirche in Husum — — einen Leiter dazu leihen". Doch geschah diese Hinrichtung nicht in Husum selbst, sondern in Mildstedt. Eine Pfählung in Rendsburg erwähnt Laß zum Jahre 1725. Es war „die Execution an den Mördern des Grafen von Rantzau Bredenburg. Der Capitain N. wurde auf ein hohes Echavott geköpfet auf der Schinder Karre zum Thore ausgeführet, dessen Kopf aufm Pfahl genagelt, der Cörper aber aufm Rad geleget".

In demselben Monat und Jahr, in dem Armowitzer das Glockengießer-Privileg erhielt, 1729 „d. 22 Febr. sind Bräutigam und Braut alhier wegen Dieberey iustificiret. — — Der Kerl wurde am Galgen aufgeknüpfet / das Weib alda geköpfet und von dem Schinder Knecht eingescharret. Welches quaeruliren einige der Bürger so den Kreis formiren solten / gemachet / ist bekannt." Zum Jahre 1755 führt Laß dann jenes „Herrschaftl. Edict" an, „so alhier im Monaht April publiciret wurde, . . daß die Weibes Bilder, welche ihre Kinder ermorden, nicht allein mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht, sondern auch ihre Köpfe auf einen Pfahl gesetzet, und deren Körper unter dem Galgen verscharret werden sollen".

Einen Galgen scheint es auch in jenen Jahren noch gegeben zu haben, wenn er auch vielleicht weniger damals zur Anwendung kam. Die Galgen sind wohl kaum ständig gewesen, sondern man konnte sie zeitweilig wieder in die Stadt hineinnehmen.

Als 1711 in Rendsburg und Glückstadt die Pest

ausgebrochen war, „wurde alle praecaution angewendet: Die Thoren und Schlagbäume mit einer Bürger-Wache besetzet / vor denen Thoren Galgen errichtet“. 1712 wurde die Bewachung fortgesetzt. „Die zum Anfang dieses Jahres eingenommene 3 Galgen bei dem Norder-Oster- und Südersten Thor / wurden wieder aufgerichtet / und mit einem Tafel / worauf stunde: daß derjenige / der nicht den Herr-Weg / sondern Neben-Wege passiren wurde / aufgehencket werden solte / ausgezieret.“

Zur Entstehung der „Armesünderglocke“.

Die „Verfertigung[1]) einer neuen Schinder-Karre“ hat 1720 „viel Lerm“ gemacht. In Storms „Armesünderglocke“ wird eine „blasse, noch gar junge Dirne — — von unehrlichen Fäusten auf den Henkerkarren gehoben“, um zum Tode geführt zu werden. In jenen Zeiten bedachte man sich nicht lange bei der Bestrafung der Kindesmörderinnen und Hexen. Von einem seltsamen Fall angeblich vorgetäuschter Hexerei berichtet uns Laß zum Jahre 1711.

„Eine alte Vettel, welche Kinder informirte / und unter dem Nahmen Alte Mutter bekannt war / sonsten aber eigentlich Oligard Swendofski hieß / hatte zu dieser Zeit ein Mädgen abgerichtet / welches besondere Verrenckungen der Glieder ꝛc. machen konnte. Selbiges machte den Leuten weiß / daß das Kind behexet wäre / wodurch es dann geschahe / daß täglich viele Personen / welche des Abends zusammen kamen und wahrnahmen / daß das Mädgen / so sich auf der alten Vetteln Schoß liegend / sehr krümmete / ausdehnete / Nadeln / Zwirnkneulen / Blech / Glaß ꝛc. ausspie ꝛc. ihr aus Mitleiden

---

[1]) Vgl. zu folgendem: O. Laß a. a. O. II, 25—26, 33. — Die Armesünderglocke, bei G.St. II, 248 ff.

vieles schenckten: ja es kahm endlich so weit / daß man für das Mädgen / als von welchem man meinte / daß es vom Teufel besessen / ordentlich in der Kirchen bitten liesse. So balde man aber nach Ablauf einiger Zeit durch das Mädgen erfahren / daß diese Zerrenckung der Glieder 2c. lauter Schelmenstücke waren / und das alte Weib nebst dem Mädgen das auf solche Weise denen mitleidigen Zuschauern abgelogenes Geld des Abends recht vergnügt wieder verzehreten, so selbsten wurden beyde inhafftiret / das alte Weib hernacher der Stadt verwiesen / das Mädgen aber im Gefängniß derbe mit Ruthen gezüchtiget. Ob aber wie ich gehöret das alte Weib würcklich auf die Tortur gewesen und wegen der vermeynten Hexerey befraget worden / kan für keine Wahrheit ausgeben." Der Scharfrichter aber erhielt in jener Woche nahezu die doppelte Bezahlung.

Wieder ein Renate-Motiv hat den Dichter gefesselt. Ein schönes und zartes Mädchen wird verfolgt von der Welt Liebe und Haß und muß unglücklich werden auf der Erde. Vielleicht sollte dann doch in dieser Dichtung die „Hexe" vor der „Kindesmörderin" zurücktreten, der Scharfrichter wurde auch in Einzelzügen aus Laß dem Dichter vertraut [1]).

Der Scharfrichter.

Die beiden Kinder der „Armesündergloсke" erschreckt auf der Straße die Gegenwart des Scharfrichters. Aber „es ist ja Freitag, und er ruft, daß wir morgen unsere Straße fegen sollen". In der Bestallung des Scharfrichters Philipp Möller vom Jahre 1630 heißt es: „Im-

[1]) Vgl. zu folgendem: Die Armesünderglocke, bes. G. St. II, 258—259. — J. Laß a. a. O. II, 172. — Kulturhist. Skizzen, IX 101 ff.

gleichen soll er alle Wochen des Freytages ausrufen, daß die Strassen auf den Sonnabend rein werden".

Den Dichter beschäftigte ja die unheimliche Gestalt des Scharfrichters. Von der „Armesündergloke" laufen die Fäden wieder zurück zu den „Kulturhistorischen Skizzen", bei einer Knabenerinnerung verweilend.

Die Husumer Chronisten.

In seine geliebten Husumer Autoren [1]), jene „Tröster mit ihren langatmigen schwarz und rot gedruckten Tituln" sich vertiefend, ist — nicht nur hier — Theodor Storm zum Chronisten seiner Vaterstadt geworden. Über zehn Jahre später erzählte uns der Dichter von Husums getreuem Sohne, dem Böttchermeister „Daniel Basch". Der las in seinen Feierstunden „in der Laßschen Chronik seiner Vaterstadt oder in des alten Pastor primarius Melchior Krafftens städtischer zweihundertjähriger Kirchen- und Schulhistorie", wo der alten weit hergekommenen „Pastores" Leben sich „auf ein paar Buchseiten — — eines nach dem anderen abspann". Dann blickte Daniel Basch „wohl halbverwirrt empor und wunderte sich, wie er und der Dompfaff doch noch immer weiter lebten".

Die Hexenverbrennung von 1687.

Die Hexenverbrennung der Margaretha Carstens [2]) hat Storm in „Aquis Submersus" in das Jahr 1666 verlegt. Im Anschluß an Laß berichtet er von ihrem Ende 1873 in den „Kulturhistorischen Skizzen". In das Jahr 1687 fällt der Tod des Mädchens, der Ratssekretär hat das Urteil zu verkünden.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Kulturhist. Skizzen, bes. IX, 101—102, 112. — Bötjer Basch, bes. VII, 28.

[2]) Vgl. zu folgendem: Kulturhist. Skizzen, bes. IX, 112—113, 130—131. — Laß a. a. O. I, 138—139. — F. Böhme, Anm., bes. IX, 237. — Renate V, 1 ff., bes. 13, 42.

Mit chronologischer Richtigkeit wird diese Husumer Hexenverbrennung in „Renate" erwähnt. Es ist Anno Dom. 1705. „Die Älteren redeten wieder von der Hexen, so sie vor zwanzig Jahren in Husum hätten einäschern sehen sollen, der aber die Nacht zuvor in der Fronerei ihr Herr und Meister das Genick gebrochen." Vielleicht hat Storm schon als Kind von Hexenverbrennungen gehört. Sein eigentlicher Gewährsmann ist später der Husumer Chronist Laß.

Die Hinrichtung in „Im Brauerhause".

Der Galgenberg nördlich der Stadt, der in „Die Armesünderglocke" und in „Aquis Submersus" schon die Hinrichtungsstätte ist, begegnet uns schon einmal in Storms Dichtung, bei der Jugenderinnerung der alten Dame in „Im Brauerhause" [1]. „Der Richtplatz auf dem Galgenberg war so nahe bei der Stadt, daß man von unserem obersten Brauhausboden Alles deutlich hätte mit ansehen können." Dorthin ziehen „in dicken Haufen" die Neugierigen, um die Enthauptung Peter Liekdoorns zu erleben. Dann wird „draußen auf dem Richtplatz hart an der Landstraße — — Peter Liekdoorns Körper auf das Rad geflochten". Die aufgeregte Phantasie des Jungen sieht, „wie der auf dem Pfahle steckende Kopf mit den dünnen Haaren vom Wind herumgekreiselt war."

„Peter Liekdoorn" und Hinrich Schlachter.

An Laß wohl hat sich wieder der Dichter angeschlossen. Bei der Person des Raubmörders [2], der „seine eigene fast neunzigjährige Tante ums Leben" brachte, hat Storm wohl an das Ende „Hinrich Schlachters" gedacht, von

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Im Brauerhause, bes. IV, 297—302.

[2]) Vgl. zu folgendem: Im Brauerhause, bes. IV, 299—300. — Kulturhistorische Skizzen, IX, 130—131. — Aquis Submersus III, 272.

dem er als Kind gehört hat. Liekdoorn, „ein ganz abscheulicher Kerl," hatte von seinem Opfer gewußt, daß sie „einen Strumpfsocken mit Bankthalern in ihrem Bettstroh aufbewahrte". „Hinrich Schlachter, eine der Schreckgestalten meiner Kindheit, hatte eine alte angesehene Dame, seine Wohltäterin — — ermordet," als ihn sein Geschick ereilte. „Eine ganze Reihe reicher Matronen, darunter meine eigene Urgroßmutter, sollte er auf seiner Liste gehabt haben. Wie oft hat meine Großmutter mir das erzählen müssen!"

„Auch er wurde, ähnlich der Hexe von 1687 — —, am Morgen der Hinrichtung tot im Gefängnisse gefunden." Wie damals hat auch wieder mit der Leiche das grausame Schauspiel stattzufinden. „Unter Zuströmen des Volkes wurde der Leichnam des Mörders mit Ketten auf den Schinderkarren befestigt, vor das Rathaus gefahren, und demselben das Urteil, wie Rechtens, nochmals .. publizirt. — — Hierauf ging es hinaus zur Richtstatt." Wir kennen den Vorgang aus „Aquis Submersus".

Kurz vor 1800 ist der Schlachter Hinrich Petersen gerichtet; eine alte Predigerwitwe war sein Opfer gewesen. Den Beinamen „Liekdoorn" haben auch sonst Husumer Personen gehabt.

Die Husumer Heide im Frühling.

„Wohin es [1]) .. an freien Nachmittagen mich am stärksten lockte, was auch noch jetzt mit seinem weltfremdem Zauber der rauschendste Laubwald mir nicht ersetzen kann, das war die Haide, welche derzeit nach dieser Richtung hin noch unabsehbare Strecken mit ihrem bräunlichen Steppenkraut bedeckte." So erzählt uns der alte Storm aus den Tagen seiner Jugend.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Zur Chronik von Grieshuus, VI, 85—86. — Auf der Universität II, 113—115.

Damals ist der Junge gen Norden „zur Stadt hinausgegangen“, zur „großen Haide . ., welche etwa eine Meile weit von der Stadt beginnt“. Es ist der unabsehbare Steppenzug der braunen Heide, wie wir sie kennen aus der Novelle „Auf der Universität“. — Ein einsames Häuschen steht an ihrem Rande. „Kein Mensch, kein Thier war zu sehen, so weit das Auge reichte. —— Aus der Ferne hörte ich das sanfte träumerische Singen der Haidelerche; über mir in den Blüthen summte das Bienengetön; zuweilen regte sich die Luft und trieb eine Wolke von Duft um mich her; sonst war es still bis in die tiefste Ferne. —— Indessen war die Sonne hinabgesunken, und vor mir leuchtete das Abendroth über die Haide,“ über die Husumer Heide im Frühling.

Im Sommer[1]) sind „Franz und Maike“ nordwärts zur Stadt hinausgelaufen, hinaus auf die offene „weite, braune Heide. — — Nur erst ein roter Schimmer flog darüber her, sie blühte noch kaum, es war erst Ende Juli“. Als die Kinder den Hügel hinaufgestiegen waren, „ließ Maike die Hand des Knaben los und blickte über die Heide, die sich unabsehbar, bis wo die heiße Luft am Horizonte spielte, nach Nord und Ost hinauszog. — — Ein Schwarm von Krähen zog lautlos über ihnen — — in die flimmernde Heide.“ **Die sommerliche Heide.**

Auch in der Zeit ihrer Blüte schauen wir die Heide bei Husum. Ging der junge Storm von Husum zum nördlichen Dorfe, so „war damals auf der Mitte des

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Die Armesünderglocke, G.St. II, 255—257. — Ein grünes Blatt, bes. I, 98—102. — Mörike-Storm-Briefw., 18 ff. Br. M.s v. April 1854.

Weges noch ein gut Stück ungebrochene Haide übrig, wie sie sich einst nach der einen Seite bis fast zur Stadt, nach der anderen ebenso gegen das Dorf erstreckt hatte. Hier summten auf den Blüthen des duftenden Haidekrauts die Immen und weißgrauen Hummeln und rannte unter den dürren Stengeln desselben der schöne, goldgrüne Laufkäfer; hier in den Duftwolken der Eriken und des harzigen Gagelstrauches schwebten Schmetterlinge, die nirgends sonst zu finden waren."

„Bis zur sinnlichen Mitempfindung des Lesers wiedergegeben" ist der Sommertag in „Ein grünes Blatt", unsagbar schön ist dort die blühende Heide. Man möchte immer wieder diese Seiten lesen und in sich aufnehmen jedes der wunderbaren Worte, in denen der große Dichter der Heide sich offenbart.

Nicht ganz unbestimmt in ihrer Örtlichkeit ist auch diese Heide, schon als wir mit ihr vertraut werden. „In seiner Nähe, zur Seite des Steiges, lag ein niedriger Hügel, voll Brombeerranken und wilder Rosenbüsche, ein Grabmal unbekannten Volkes, wie hier viele sind. Er stieg hinauf und übersah auch von diesem höheren Standpunkte noch einmal die unermeßliche Fläche; aber er gewahrte nichts, als nur am Saume des Waldes eine einsame Kathe." Auf dem Hünenhügel ruht und träumt dann der „junge Student", der Freiheitskämpfer. Hünenhügel hat gerade die Heide bei Husum, auch in der Stormschen Dichtung.

Die Heide im Herbst.

Aus des Dichters Vaterstadt[1]) geht Herr Johannes

[1]) Vgl. zu folgendem: Aquis Submersus, bes. III, 204, 251, 266, 274. — Abseits VIII, 192. — M. Voß, Fremdenführer, 25. — Im Schloß, bes. I, 123—124.

an einem Oktobermorgen „abseits über die Haide", und ernsten Gedanken nachhängend, steht er „auf dem Hünenhügel .., der hier inmitten der Haide liegt". — Die Heide mit ihren alten Gräbermalen schauen wir noch heute nördlich von Husum, hinter Kuhsteig und Brinckmannstraße. Unbestimmt in seiner örtlichen Beschaffenheit ist der „Haidenhügel" bei Herrn „Gerhards" Hof; auch von der Heide selbst, wie sie an den anderen Stellen der Stormschen Dichtung vorkommt, wissen wir nicht, wo sie geschaut ist.

In der Novelle „Im Schloß", wo die Erinnerungen des „Vordamms" leben, ist es vielleicht die Heide bei Rendsburg, deren letzte Blüten wohl die Herbstsonne beleuchtet. „Unterhalb des Hochlandes, worauf das Schloß lag, breitete sich nach beiden Seiten eine dunkle Haidestrecke fast bis zum Horizont; in braunviolettem Dufte lag sie da; nur an einer Stelle im Hintergrunde standen schattenhaft die Thürme einer Stadt.

Dort wo des Jünglings Phantasie das versunkene „Grieshuus" wieder erbaut, ist ein „stürmischer Octobernachmittag" über die Heide dahingegangen. „Die Zeit ihrer Blüthe mit dem bläulich rothen Seidenschimmer war vergangen; düster, in ihrer ganzen feierlichen Einsamkeit, lag sie vor mir: ein breites muldenförmiges Thal, anscheinend ohne Unterbrechung von der dunklen Pflanzendecke überzogen."

Klarer Frost hat einst am Weihnachtsabend erstarren gemacht die Heide bei Grieshuus.[1]) „Eine grimmige Kälte **Die Winterheide.**

[1]) Vgl. zu folgendem: Zur Chronik von Grieshuus, bes. VI, 86 bis 87, 144—147. — Abseits, bes. I, 225—228. — W. Dreesen, Romantische Elemente bei Theodor Storm. Diss. Bonn 1905, 6—16. — Ein Fest auf Haderslevhuus, VI, 262.

ist es . . gewesen, — — wie bleicher Messingglanz hat die Decembersonne über die Haide hingeglinstert. — — Der Junker — — ist in den bleichen Winterschein auf die Haide hinausgeritten; die Mulde hinunter und weiter, immerzu über den hart gefrorenen Boden. — — Er hat seine . . Kappe — — vor Lust geschwenket, und die kleinen feurigen Rosse haben getanzt. — — Plötzlich ist die Sonne weg gewesen. Noch kurze Weile hat das schwarze Heidekraut geleuchtet; dann hat die große dunkle Schattendecke sich gebreitet, und bald danach ist vom Himmel mehr zu sehen gewesen als drunten von der Erden. ‚O lieb Christkindel‘, hat der kleine Reiter gerufen“ in heller Vorfreude, und zurück geht es zur Weihnachtsbescherung.

Außer den „dunklen Haidebreiten“ kann Rolf nichts mehr sehen. „Nichts war zu hören als der Trab der Pferde auf dem harten Boden und das eigene Athemholen, denn das meiste Gethier schlief unten in seinen Winterhöhlen; nur über ihm flammten und zitterten die Sterne in der grimmen Winterkälte. — — Da — — hörte er — — etwas durch die Haide trotten. — — Immer näher ist es auf ihn zu getrottet.“ Der Wolf, der des herrlichen Jungen Leben bedroht, scheint uns fast geboren aus dieser schauervollen Öde, über der aus der Ferne nur der schwebende Lichtschein des Herrenhofes schimmert.

Schon einen „Weihnacht-Heiligabend“ draußen auf der Heide hat uns der Dichter erleben lassen. „Meta“ ging hinaus. „Die Sterne blitzten über ihr; aber auf der Erde — — war es gänzlich finster.“ Aus dem Stall tönt durch die Stille „mitunter ein Stampfen der kleinen Ponies“. Vor ihr „begann der dunkle Zug der Haide

und streckte sich von allen Seiten schwarz und undurchdringlich in die Nacht hinaus".

„Ein Luftzug regte sich; leise, langsam durch das rauschende Haidekraut hörte sie es auf sich zukommen. — — Plötzlich — — schlug ein Thierschrei an ihr Ohr, heiser und gewaltsam. Die Alte schauerte — —; ihr war, als habe aus der ungeheuern leblosen Natur selbst dieser Laut sich losgerungen, als habe ihn die Haide ausgestoßen, die so schwarz und wild zu ihren Füßen lag." Sie wußte, daß tausend Schritte vor ihr „ein Bauernkind von Wölfen zerrissen worden war. Freilich das sollte über hundert Jahre her sein; es gab längst keine Wölfe mehr im Lande, die mit heiserm Geheul durch die Finsterniß trabten. — Aber konnten die Nebel der Haide sich nicht wieder zu diesen unheimlichen Thiergestalten zusammenballen?"

Metas „Augen hoben sich unwillkürlich zu der großen blitzenden Himmelsglocke, die in feierlicher Ruhe auf dem dunkeln Erdenrunde stand. Es war so still, daß sie droben das leise Brennen der Sterne zu vernehmen meinte. — — Ein rother Schein flog über den Himmel — —; da gedachte sie des Weihnachtsabends und sagte: ‚Christkindlein fliegt!'"

Scheint nicht die weihnachtliche Winterheidestimmung in „Abseits" sich bei „Grieshuus" gleichsam zu verkörpern in der wirklichen Begegnung mit dem Wolfe, an die dann wieder eine Stelle in „Ein Fest auf Haderslevhuus" anklingt?

In Maler „Johannes'" Tagen, im siebzehnten Jahrhundert erstreckt sich vom Ausgange der Stadt bis nahe an das nördliche Dorf die Heideebene [1]). Als „Franz

Die Hattstedter Heide.

[1]) Vgl. zu folgendem: Aquis Submersus, III, 201 ff., bes. 203—209, 260 ff. — Die Armesündерglocke, G.St. II, 253—256. — Auf der Universität, bes. II, 112—113.

und Maike" „in den ersten Jahrzehnten" des nächsten Jahrhunderts hinauswandern zum Galgenberg, da breitet sich vor ihnen unabsehbar nach Nord und Ost die Husumer Heide.

Es ist eigentümlich, daß der Dichter in „Auf der Universität" erst „etwa eine Meile weit von der Stadt" die große Heide beginnen läßt. War doch nicht einmal das Dorf so weit entfernt und noch ein gutes Heidestück auf der Mitte des Weges.

Die Wanderungen nach Hattstedt.

Des Dichters Biographie und besonders zwei Stellen seiner Briefe sagen es uns, daß des Knaben Jugendwanderungen in „Aquis Submersus" ganz so vom jungen Theodor Storm erlebt worden sind.[1])

Der Dichter hat gern nach dem Dorfe im Norden seiner Vaterstadt geschaut, das er so gut kannte. „Der Pastorssohn aus jenem Dorfe besuchte mit mir die ‚Gelehrtenschule' meiner Vaterstadt, und unzählige Male sind wir am Sonnabendnachmittage zusammen da hinausgewandert, um dann am Sonntagabend oder Montags früh — — nach der Stadt zurückzukehren. — — Mein ungeduldig dem Elternhause zustrebender Freund hatte oft seine liebe Noth, seinen träumerischen Genossen durch all die Herrlichkeiten mit sich fortzubringen."

In jenem berühmten Brief an Emil Kuh, wo Storm von den starken Eindrücken der heimatlichen Örtlichkeiten auf den Knaben spricht, nennt zuerst der Dichter „die Heide, die damals noch zwischen Husum und einem Dorfe lag, wohin ich fast alle vierzehn Tage mit dem

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Aquis Submersus, III, 203—204. — Kuh-Briefw. a. a. O., 272. — W. Reitz, Die Landschaft in Theodor Storms Novellen, Diss. Bern, 1912/13, 7. — H, 154—155. Br. v. 19. Okt. 1860.

Sohne des dortigen Predigers, der die Gelehrtenschule in Husum besuchte, ging". Als Storm in Heiligenstadt abends vergebens wartet auf seinen kleinen Sohn, der mit einem Freunde über Land gewandert ist, denkt er „lebhaft an eine Geschichte aus meiner Knabenzeit, wo Ohlhues und ich die Sonntagnacht in Hattstedt blieben. Wir waren nachts schon fast halbwegs auf der Heide, da bekam Ohlhues auf einmal Heimweh und zwang mich, den Jüngeren, moralisch, mit ihm umzukehren."

Hattstedt und seine Kirche.

Vom Schloßgarten aus erblicken das Dorf seiner Knabenzeit[1]) die Augen des Dichters, dort wo im Norden, „kaum eine Meile fern, der graue spitze Kirchthurm aus dem höher belegenen, aber öden Küstenlande aufsteigt".

Als die frohen Kinder der „Armesünderglocke" nach Norden wandern, auch da liegt Hattstedt vor ihnen. „Von dem — sie wußten es — fast eine Meile entfernt liegenden Dorfe konnten sie jedes Haus erkennen, am Westrande die Kirche mit dem hohen, spitzen Turm, sogar die Fenster und die Türen in derselben." Der Maler „Johannes" schreitet eines Herbstmorgens über die abgeblühte Heide. „Von grünen Bäumen war weithin nichts zu ersehen; nur der spitze Kirchthurm des Dorfes, dem ich zustrebte — wie ich bereits erkennen mochte, ganz von Granitquadern auferbaut — stieg immer höher vor mir in den dunkelblauen Oktoberhimmel."

Die Dorfkirche.

Es bewunderte der Knabe den „Bau der alten und ungewöhnlich stattlichen Dorfkirche. Bis an das Schindel-

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Aquis Submersus, III, 203, 205—206, 266. — Die Armesünderglocke, G.St. II, 253. — J. Laß a. a. O. III, 76—79.

dach des hohen Thurmes war sie von Grund auf aus Granitquadern aufgebaut und beherrschte, auf dem höchsten Punkt des Dorfes sich erhebend, die weite Schau über Haide, Strand und Marschen". Der Dichter hat uns Blicke tun lassen in ihr wunderbares Innere, das ihn noch mehr anzog als die herrliche Aussicht da draußen, die das tiefergelegene Dorf nicht beengte. Wohl nur von geringer Höhe waren seine Häuser, und „zwischen den schwarzen Strohdächern — — krüppelte nur niedrig Busch- und Baumwerk"; der Seewind will freien Weg.

Stattlich ist noch heute die vor mehreren Jahrzehnten etwas umgebaute Dorfkirche, gewaltig und weithin sichtbar der Turm. Er „ist mit grosen Quader-Steinen biß an den Stunden-Zeiger aufgeführet" sagt Laß von seinem Aufbau. „Mitten in die Kirche hinab" hängt noch heute ein „übermenschlicher Crucifixus". Doch nur in der Dichtung übt besondere Anziehung „der große geschnitzte Altarschrank im Chor der Kirche, auf dem in bemalten Figuren die Leidensgeschichte Christi dargestellt war; so seltsam wilde Gesichter, wie das des Kaiphas oder die der Kriegsknechte, welche in ihren goldenen Harnischen um des Gekreuzigten Mantel würfelten, bekam man draußen im Alltagsleben nicht zu sehen; tröstlich damit contrastirte nur das holde Antlitz der am Kreuze hingesunkenen Maria", leicht ein Knabenherz bestrickend.

Vorbilder des Dichters. Gut gekennzeichnet in manchem einzelnen[1]) hat der Dichter die Hattstedter Kirche, die aber das berühmte

---

[1]) Vgl. zu folgendem: R. Haupt a. a. O. I, 448—451, 457—460. Einschaltbilder hinter 450 u. 508. — M. Voß a. a. O., 105—106. — Aquis Submersus, bes. III, 206. — G.St. I, 30.

Altarblatt niemals ihr eigen genannt hat. Aus der alten Husumer Kirche stammend, war es vorübergehend in Schwabstedt und ist dann nach Husum zurückgegeben. R. Haupt gibt ein Bild und eine Beschreibung des Altars. Maria ist am Kreuz hingesunken, grimm schauen die Gesichter der Kriegsknechte. „Die Männergesichter sind, wo sie besonders charakteristisch sind, eher unangenehm als erfreulich." Zu Seiten des Mittelblattes stehen „die Apostel, vorzüglich, individuell, nicht sehr schlank, aber stark bewegt, mit gewaltigem Haar".

Wohl befinden sich an der geschnitzten Orgelbrüstung allerlei Tierfratzen. Aber wieder nicht in Hattstedt geschaut hat der Dichter „die braungeschnitzte Kanzel, an der aus Frucht- und Blattgewinden allerlei Tier- und Teufelsfratzen sich hervorzudrängen schienen". Das war wohl die Kanzel zu „St. Jürgen". An ihrem Fries stehen „Meermänner und Meerweiber .. einander gegenüber, und ihre Leiber laufen aus in schlanke Pflanzenformen und rückwärts schauende Delphin- und Vogelköpfe". Akanthusschnitzwerk trägt die Kanzel; zart und fein gearbeitetes, bandförmiges Blattwerk zieht sich an ihr hinauf. „Die Tür vor dem Kanzelaufgang, die nun zur Kirchentür gemacht ist, hat dasselbe Blattornament wie die Kanzel. Die Kapitelle in den Pfosten zeigen Fratzen mit Froschmäulern." Für ein Werk Johans von Gronningen hält M. Voß die geschnitzte Kanzel.

Der „ungeheure Kirchenschlüssel, der von dem Apostel Petrus selbst zu stammen schien", ist wirklich Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zu Hattstedt im Gebrauch gewesen. Seit Mitte des Jahrhunderts aber hat man ihn nicht mehr benutzt, weil der Haupteingang an der Nord-

seite der Kirche verändert wurde und eine neue Tür erhielt.

Vom kleinen „Johannes“.

Als die jugendlichen Wanderer von „Aquis Submersus“[1]) den langen Sandweg hinaufgewatet sind, erblicken sie „auch schon über dem dunklen Grün einer Fliederhecke den Giebel des Pastorhauses, aus dem das Studirzimmer des Hausherrn mit seinen kleinen, blinden Fensterscheiben auf die bekannten Gäste hinabgrüßte. — Das Haus der guten Pastorsleute“ soll „hoch an Jahren“ sein. Des Dichters Phantasie sah hier Katharinas frühgestorbenen Sohn einst munter umherspringen.

Es ist bezeichnend für den Dichter, wie er in „Aquis Submersus“ vor dem Leser aus den Jugendeindrücken zu Hattstedt, seinem geliebten Dorf, die Gestalten des zweiten Novellenteils hervorwachsen läßt. Gleichsam Leben gewinnend in dem aufnehmenden Gemüte des Jünglings, treten sie mit wunderbarer Macht auch in den Kreis unseres Lebens, angehörend dem Dichter auch von uns nicht lassend.

Ein Bild des toten Knaben, mit der Lilie in der Hand, ist Johannes' Abschiedsgruß an das Glück der Welt. Hier wurde dem Dichter die Anregung, zugleich Namen gebend und das Motiv am Schlusse bestimmend, aus einem Bilde in Drelsdorf. Ein Gemälde, das bei einem Brande der Kirche dann verschwunden ist, „zeigte den Sohn des Pfarrers, tot in liegender Stellung, mit einer roten Nelke in der Hand,“ und ein stattliches und prächtiges Epitaph vom Jahre 1656 umfaßt die Bilder

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Aquis Submersus, III, 204, 207—209, 283 bis 286. — G.St. II, 175. — R. Haupt a. a. O. I, 448.

des Pfarrers Bonnix und seiner beiden Kinder. Der Sohn hat auf diesem Bilde die Unterschrift: incuria servi aquis submersus. Als im Jahre 1870 der hohe Kirchturm eingeäschert wurde, ist auch dieses große vierteilige Bild arg beschädigt. Storms Schwager Feddersen war Pastor in Drelsdorf; bei einem Besuche dort lernte Storm jene Bilder kennen.

Pfarrhaus, Priesterkoppel und Küsterei in „Aquis Submersus".

Gar freundlich waren in Hattstedt die Räume des alten Pfarrhauses[1]); „im Winter die kleine Stube rechts, im Sommer die größere links vom Hausflur" mit den traulichen Wandbildern und dem weiten Landschaftsblick vom Fenster. Wir können uns denken, daß „die lieben Pastorsleute, die Lehnstühle mit den rothen Plüschkissen, das alte tiefe Sopha, auf dem Tisch beim Abendbrot der traulich sausende Theekessel" einst wirklich im Leben des Sekundaners „helle, freundliche Gegenwart" gewesen sind. Ziemlich genau lernen wir die Räume des Hauses kennen, von der größeren Stube führt eine Tür in das Schlafzimmer.

Um in dem Obste des Gartens zu schwelgen, sind die Knaben wohl in seine kleinen Bäume gestiegen, denn es war „Alles erlaubt". „Nur die Silberpappel, der einzig hohe und also auch einzig verlockende Baum des Dorfes, welche ihre Zweige ein gut Stück oberhalb des bemoosten Strohdaches rauschen ließ, war gleich dem Apfelbaum des Paradieses uns verboten und wurde daher nur heimlich von uns erklettert."

Nach Hattstedt fährt viele Jahre später Theodor Storm

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Aquis Submersus, III, 204—205, 207—208, 265. — G.St. II, 134.

mit seiner geliebten Dorothea in das „alte, von hohen Linden umschattete Pfarrhaus", um von einem Schulkameraden getraut zu werden. Der Dichter war in vertrauten Räumen, und „man erging sich ein wenig im Garten, der voller Kindheitserinnerungen für den Dichter war".

Hinter dem Pfarrgarten liegt in „Aquis Submersus" die „Priesterkoppel", „der Hauptschauplatz unserer Thaten". Auf der Koppelweide spüren die Buben die Nester der Lerchen und der Grauammern auf; wir erinnern uns an „Auf der Universität" und „Die Armesünderglocke". Auf jener weidenumstandenen Wassergrube fangen sie die „Wasserfranzosen" und lassen sie ihre „Kriegsflotte" schwimmen. Scharf duftende, goldknopfige Rainfarne wachsen haufenweis auf allen Wällen, andere Blumen wollen in dem dürren Sandboden nicht gedeihen. Doch was bedurfte es der Blumen? „So viele Jugendfreuden wuchsen auf dieser Priesterkoppel."

„Nah am Pastorate, nur hintenaus durch die Priesterkoppel davon geschieden," liegt die alte Küsterei mit der Schulstube; zu ihrem Garten machen die Knaben ihren „Raubzug", um „von zwei verkrüppelten Apfelbäumen unseren Zehnten einzuheimsen".

Das Kompastorat im letzten Jahrhundert.

Auf der alten Landstraße, die links von der heutigen Chaussee zum Dorf hinaufführt, ist Storm mit Ohlhues gewandert. Dann grüßte bis um die Mitte des Jahrhunderts die Ankommenden der Giebel des Kompastorats, und auf dem Walle wucherte der wilde Flieder. Einen linken, südlichen Flügelbau beschloß der um 1850 abgebrochene Giebel; Holundersträuche wachsen noch heute auf dem Gartenwall. Ein geräumiges Zimmer ist

immer die Giebelstube gewesen; zu Pastor Herrs Zeiten befand sich unten das Studierzimmer, und oben wurden die Konfirmanden unterrichtet.

Einen halben Hektar groß war der Garten, bis an den Weg im Süden sich erstreckend. Dort lag der Untergarten und unmittelbar vor dem Hause der Obergarten mit manchen Obstbäumen.

An der östlichen Seite des Giebels standen vor 1850 zwei Silberpappeln, von denen die erste in den fünfziger Jahren des Jahrhunderts vom Blitz getroffen wurde und die andere bis etwa zum Jahre 1870 stehen blieb. Die größte Silberpappel aber, vielleicht der bedeutendste Baum des Dorfes, stand, mächtig seine Krone auch über das Dach hin ausbreitend, zu Osten des Gebäudes an der nördlichen Dorfstraße, wo 1871 die Schule angebaut wurde.

Der Haupteingang des Hauses war im Norden, an der Durchfahrt, der Scheune gegenüber. Nur bei besonderen Gelegenheiten, wenn Wagen kamen, pflegte man den östlichen Eingang zu benutzen. Die Haustür im Süden führte in den Garten. Ging man von Norden in das Haus, so hatte man zur Rechten die kleine Wohnstube, zur Linken eine größere Stube, den Giebelraum. Ein geräumiges Zimmer hinter der Wohnstube, den Saal, wird die Frau Pastorin den Jungen wohl nicht geöffnet haben. Vielleicht hatte der Saal, wohl kaum aber die Stube zur Linken der Hauptdiele, ein Fenster nach Westen. Die weite Aussicht, die man gern von einer Lichtung des westlichen Gartenwalles genoß, mag der Dichter auch von einem Hausfenster sich gedacht haben.

Vor 1833 lagen noch keine Gebäude im Westen

des Diakonats, und wenig hohe Bäume hatte damals das Dorf. Die Wittlander Bockmühle tritt noch heute am westlichen Horizonte hervor.

Storms Kinderspiel und die Trinkgrube.

Noch nicht sind die Spuren der Hattstedter Örtlichkeit aus Storms „Aquis Submersus" im Sande verweht. Ein väterlicher Freund, der Jugendzeit und Mannesalter in Hattstedt verlebte, konnte mir von des Dichters Kindheitseindrücken erzählen. Er hat noch einen alten Dorfeingesessenen gekannt, welcher Peter Petersen hieß, meist aber nach seiner Tätigkeit als Peter „Muskant" bezeichnet wurde. Der hat, um 1810 geboren, als älterer Gefährte an den Spielen von Storm und Ohlhues teilgenommen und bis zu seinem Tode in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gern von seinem Kindheitsfreunde Theodor Storm gesprochen.

Kein Pförtchen aber führte unmittelbar aus dem Garten des Kompastorates zu der „Priesterkoppel"; und ein großes Stück war sie von der alten sowie auch der neueren, 1833 gebauten Küsterei getrennt. Die Priesterkoppel liegt dem Diakonatsgarten schräg gegenüber, an dem südlich vorbeiführenden Wege. Auf ihr liegt hinter einer Weide ein kleiner Teich, an „Aquis Submersus" erinnernd.

Aber wie bei der Lage der Priesterkoppel die Phantasie des Dichters wohl frei gestaltet hat, mag mehr von der Trinkgrube nördlich des Hauptpastorates in der Dichtung gesprochen sein. Wieder bei alten Silberpappeln, seitlich hinter dem Garten des Pastorates auf der Pfarrkoppel, befindet sich eine von Weiden dicht umstandene Wassergrube, der wohl früher eine Gartenpforte gegenüber lag. Wegen ihrer Gefährlichkeit ist heute noch die Grube berüchtigt.

Den Sohn eines früheren Pfarrers hat man dort einmal aus dem Wasser geholt, und ein Zaun ist heute an der Koppel südlich des Teiches entlang gezogen. In der Nähe dieses Teiches, aber durch den Garten des Pastorates von ihm getrennt, befand sich die alte Schule und Küsterei, die spätestens 1833 abgebrochen wurde. — In einem Neubau und an anderer Stelle ist die Küsterei wieder erstanden. Das Kompastorat aber steht noch heute, seit einigen Jahren zu einem Bauernhaus umgewandelt.

Storm hat die Jugendwanderungen gen Hattstedt und Freund Ohlhues, den Gespielen seiner Kindheit, nimmer vergessen und wird als Mann gern bei ihm ausgeruht haben, plaudernd von glücklicher Knabenzeit [1]. Storms Freund Ohlhues.

Diakon und Kompastor in Hattstedt war im Jahre 1812 „Peter Ohlhues aus Eddelack" geworden. Noch während Storm mit seinem Freunde die Husumer Schule besuchte, ist dessen Vater gestorben. Die Witwe des Pastors ist erst „später ihrem Sohne auf dessen inzwischen anderswo erreichte Pfarrstelle gefolgt".

Am 15. Februar 1815 wurde Johannes Mathias Peter Ohlhues in Hattstedt geboren. Er hat die Husumer Gelehrtenschule bis zum Herbst 1835 besucht und ist mit Storm nach Lübeck gegangen. Vielleicht auch 1837 hat Ohlhues die Universität Kiel bezogen; im Jahre 1841 bestand er das zweite Predigerexamen und war seit 1847 Lehrer in Dockenhuden, seit dem 23. März 1849 Prediger

[1] Vgl. zu folgendem: Joh. Johannsen, Nachrichten vom Kirchspiel Hattstedt. Husum 1891, 6, 111. — C. Carstensen, Geschichte der Predigt in Schleswig-Holstein. In: Zeitschr. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch., XXII, 159 ff., bes. 229. — Aquis Submersus, bes. III, 209. — G. St. I, 100—101, 123, 171. II. — B, 98, 233, 294. Br. v. 1845 u. 1846.

in Olderup, aber nur kurze Zeit. Unter den schleswigschen Geistlichen, die am 29. August 1849 erklärten, nur der Statthalterschaft gehorchen zu wollen, befand sich auch „Ohlhues, Pastor in Olderup". Im Dezember 1850 entlassen, wurde Storms Freund im Jahre 1851 Prediger in Duisburg. Auch literarisch sich betätigend, ist er am 9. Oktober 1883 gestorben.

Auf dem Schobüller Berg.

Wir wandern noch heute mit dem todestraurigen, seligen Herrn Johannes über die Husumer Heide[1]), von der auch wir hinabblicken „nach dem kleinen Dorfe, das dort unten hart am Strande liegt". Es ist Schobüll, das kleine Küstendorf, und wir sind auf der Höhe des Schobüller Berges, der sich von Schobüll bis Hattstedt entlangzieht. Hier ist einst so gern der Bräutigam gewandert, und hier fand der Dichter jenes Veilchen, das in „Immensee" seiner kleinen Liesbeth duften sollte.

„Aus diesen Blättern steigt der Duft des Veilchens,
Das dort zu Haus auf unsrer Heide stand,
Jahr aus, Jahr ein, von dem sonst niemand wußte,
Und das ich später nirgends wiederfand.

Dieses Veilchen ist keine poetische Fiktion; es wuchs bei Husum auf der Heide des Schobüller Bergs — eines Teils von dem durch unser Land gehenden Sandrückens — war von unscheinbarerer Farbe als das in den Gärten blühende tiefblaue Veilchen, hatte aber den starken aromatischen Duft der Heide. Auch das ist wahr, daß es, soviel ich weiß, von niemandem außer mir beobachtet worden ist."

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Aquis Submersus, III, 274. — B, 78—79. Br. v. Anfang Sept. 1845. — H, 86—87. Br. v. 20. Dez. 1856. — Eggers-Briefw., 43—44. Br. v. 20. Dez. 1856.

Die hohe Geest im Rücken der Stadt hat wohl auch sonst der Knabe gern besucht, zurückblickend auf Husum und weithin Ausschau haltend nach Osten und Norden [1]. Steigen wir mit „Pole Poppenspäler", für den es Abschied nehmen gilt von der kleinen Lisei, auf die Anhöhe. „So stand ich denn an einem stürmischen Octobernachmittage draußen vor unserer Stadt auf dem hohen Haiderücken, sah bald traurig auf den breiten Sandweg, der nach Osten in die kahle Gegend hinausläuft, bald sehnsüchtig nach der Stadt zurück, die in Dunst und Nebel in der Niederung lag."

Die hohe Geest.

Gelbrote Immortellen suchen die jungen Naturschwärmer in der „Armesünderglocke". „Am schönsten war es fast, wenn .. über den Sandgruben der Stadt die kleinen, blaßroten Immortellen blühten," die sie zu Kränzen pflücken. Das war „hinter der Mühle — — drüben auf den Sandbergen", auf der östlichen Geest.

Ein stürmischer Oktobernachmittag lockt den Primaner in „Zur Chronik von Grieshuus" hinaus auf die sandige Geest, wie sie „nordwärts, zu Osten der nordfriesischen Küste — — aufsteigt, ohne Wälder oder Bäume", mit ihren meist kahlen Wällen. Doch „über den Sand am Wegrande huschten die Schlupfwespen, flogen die schönen, grünen oder kupferfarbigen Cicindelen, an den gelbschimmernden Abstürzen der Sandgruben, die man hier und da passirte," sieht man die Nester der Uferschwalbe. An solcher Stätte hat Grieshuus gestanden.

Mit frohen Augen vom wandernden Knaben gesehen,

Das Marschendorf.

[1] Vgl. zu folgendem: Pole Poppenspäler, bes. IV, 72—73. — Die Armesünderglocke, G.St. II, 252, 256. — Zur Chronik von Grieshuus, bes. VI, 85—88.

wird die Geestlandschaft seiner Heimat uns so vertraut aus den Dichtungen des Mannes. Und wir glauben auch, ihr Dorf, des Dichters geliebtes Hattstedt, zu kennen[1]). Auch von der Marsch aus sollen wir es schauen, in jener Novelle, wo „der Lokalton — — sehr warm und glücklich . . getroffen" ist. „Die kleine Stadt, in der meine Eltern wohnten, lag hart an der Grenze der Marschlandschaft, die bis ans Meer mehrere Meilen weit ihre grasreiche Ebene ausdehnt. Aus dem Norderthor führt die Landstraße — — zu einem Kirchdorf, das mit seinen Bäumen und Strohdächern weithin auf der ungeheuren Wiesenfläche sichtbar ist."

Nur „eine Viertelstunde Weges" ist hier aber das Dorf entfernt, und es scheint, als ob es aus dem Nordertore geradeaus durch die Marsch zu dem Kirchdorfe gehe. „Seitwärts von der Straße, hinter dem weiß getünchten Pastorate", geht der Weg zum „Staatshof", „quer durchs Land — — über die Fennen, wie hier die einzelnen, fast nur zur Viehweide benutzten Landflächen genannt werden; von einem Heck zum andern, oder auf schmalem Steg über die Gräben, durch welche überall die ‚Fennen' von einander geschieden sind". Die kleinen Staatshofwanderer erblicken fernab um sich her „die zerstreuten Gehöfte mit ihren weißen Gebäuden in der klaren Sommerluft".

Die Örtlichkeit im „Schimmelreiter".

Kehrt nicht in des alten Dichters gewaltiger Marschennovelle[2]) diese Lage von Kirchdorf und Einzelgehöft wieder?

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Auf dem Staatshof, bes. I, 57—60. — Eggers-Briefw., 50 u. 57. Br. v. 23. Mai 1857 u. v. 11. Jan. 1858.

[2]) Vgl. zu folgendem: Der Schimmelreiter, bes. VII, 150, 167, 179—181, 187, 200—201, 266. — J. Laß a. a. O. II Anl., 10.

„Zu Osten über der Marsch — — droben auf der Geest“ liegt das Kirchdorf. Es ist Winterabend; die jungen Leute stehen vor dem „Kirchspielskrug und sehen nach der Spitze des aus Felsblöcken gebauten Kirchthurms hinauf, neben dem das Krughaus lag. Des Pastors Tauben, die sich im Sommer auf den Feldern des Dorfes nährten, kamen eben von den Höfen und Scheuern der Bauern zurück, wo sie sich jetzt ihre Körner gesucht hatten, und verschwanden unter den Schindeln des Thurmes, hinter welchen sie ihre Nester hatten.“

„Das langgestreckte Haus des Deichgrafen war durch seine hohe Werfte, besonders durch den höchsten Baum des Dorfes, eine gewaltige Esche, schon von Weitem sichtbar.“ Von des Deichgrafen Werfte geht man „den Fußsteig hinab, der durch die Fennen nach der Geest hinaufführte, — — den sandigen Anberg zur Geest“ hinan. Dort unten auf der Marsch sieht der Deichreiter die langgestreckten friesischen Häuser, „die vereinzelt auf mehr oder minder hohen Werften lagen“.

Im „Schimmelreiter“ ist unverkennbar in ihrem Aufbau wieder die Kirche von Hattstedt gezeichnet, und ein ähnliches Geschick trifft ihren Turm.

Der Dichter erzählt, wie kurz vor der großen Sturmflut „am Sonntage Lätare .. droben von der Thurmspitze der goldene Hahn durch einen Wirbelwind herabgeworfen worden“: Nach Laß hat am Freitag, dem 24. September 1751, ein Blitzstrahl die Spitze des Hattstedter Turmes angezündet. Man rettete die Kirche durch Absägen der 23 Fuß hohen Kirchturmspitze.

Für die Novelle „Auf dem Staatshof“ ist Storm

Feddersens Buch über Eiderstedt.

Propst Feddersens Buch über Eiderstedt[1]) „ein sehr guter Stab" gewesen. Zu dem Bilde der Marschenörtlichkeit und in manchem einzelnen hat Storm Feddersens „Beschreibung der Landschaft Eiderstedt" herangezogen. „Das Land — — wird mehr zur Weide, als zum Pflügen benutzt. — Überall das ebene Feld von Gräben durchzogen, — überall die Wohnungen zerstreut im Lande, — — das üppige Grün der Weiden, überall die emsig sich nährenden Rinder, Pferde, Schafe, — — die Aussicht auf das — — Meer; — — diese Schönheiten des Landes rühmt der Eiderstedter."

Unter den Wohnungen der Landschaft Eiderstedt beschreibt Friedrich Feddersen „die Hau- oder Heuberge — —, die sich durch ihre fast gleichseitige viereckige Form, ihre hohen Dächer — — auszeichnen. Der Name schreibt sich wohl von der Zeit her, da die Wohnungen zunächst zur Bergung des Heus auf möglichst kleinem Grunde errichtet wurden. — — Im Innern des Haubergs ist die Vierkant das Unterscheidende, vier große Stender in einer Entfernung von 20 bis 30 Fuß quadratmäßig aufgerichtet, oben durch Querbalken fest mit einander verbunden; sie bilden einen geräumigen Platz, ursprünglich für Heu, nun mehr für Korn bestimmt. Nach oben und unten lehnen sich an ihren Obertheil die Dachsparren. — — Zu einer Seite" liegt „die Tenne, Loo".

Die Häuser werden „auf Höhen, Werften, Warfen", teils künstlichen, teils natürlichen Erdhügeln gebaut. „Um

[1]) Vgl. zu folgendem: Friedrich Feddersen, Beschreibung der Landschaft Eiderstedt. Mit einer geschichtlichen Einleitung und statistischen Nachrichten. Altona [1853], bes. 102, 106—107, 110, 115, 121, 163, 249. — H, 99. Br. v. 21. Dez. 1857.

die Werfte geht meistens ein tiefer Graben, die Graft." Bäume gibt es nur bei einzelnen Gehöften, so auch „bei den sogenannten Staatshöfen in Coldenbüttel und Tetenbüll". Der nahe bei Friedrichstadt gelegene Koldenbütteler Staatshof gab der Stormschen Dichtung ihren Namen. Westlich von Koldenbüttel, zu Süden der Friedrichstädter Chaussee, erwähnt Feddersen den sogenannten Staatshof, dessen „Baum- und Gartenanlagen noch neuerdings" — um Mitte des Jahrhunderts — erneuert sind.

„Auf dem Staatshof."

Storm selbst schreibt 1858[1]) von „einer dunklen Anschauung des alten Eiderstedtschen Staatshofes, aus der Zeit, da er noch verödet stand und wo wir einmal von Friedrichstadt mit jungen Leuten beiderlei Geschlechts eine Tour dahin machten".

Sonst hat sich Storm gerade in der Darstellung des Haubergs eng an Fr. Feddersen angeschlossen. „Zu Ende des Weges — —, unter einer düsteren Baumgruppe von Rüstern und Silberpappeln, wie sie kein anderes Besitzthum dieser Gegend aufzuweisen hat, lag der ‚Staatshof'. Das Haus war auf einer mäßig hohen Werfte nach der Weise des Landes gebaut; eine sogenannte ‚Heuberg', in welcher die Wohnungs- und Wirthschaftsräume unter einem Dache vereinigt sind; aber die ‚Graft', welche sich rings umherzog, war besonders breit und tief, und der weitläufige Garten, der innerhalb derselben die Gebäude umgab, war vor Zeiten mit patrizischem Luxus angelegt."

„Das sogenannte ‚Vierkant'" nimmt den Knaben auf.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: H, 121. Br. v. 19. Dez. 1858. — Auf dem Staatshof, I, 57—62.

„Der zum Bergen des Heues bestimmte Raum im Innern des Hauses, wovon das Hofgebäude in unseren Marschen die eigenthümlich hohe Bildung des Daches und seinen Namen ‚Heuberg‘ oder ‚Hauberg‘ erhalten hat. — Ich sehe an den aus Heu und Korngarben gebildeten Wänden empor, die um mich her zwischen vier großen Ständern in die Höhe ragen; so hoch, daß der Blick durch ein wüstes Dunkel hindurch muß, bis er aufs Neue in eine matte Dämmerung gelangt, die zwischen zahllosen Spinngeweben aus einem Dachfensterchen hereinfällt.“ Gedämpfte Helligkeit fällt „durch die offene Seitenwand aus der angrenzenden Loodiele herein“.

Die Eiderstedter.

Nicht weniger hervortretend[1]) kehrt in der Novelle wieder, was Feddersen über Lebensweise und Gelderwerb der Eiderstedter sagt. „Herr und Frau — — arbeiten wenig mit den Leuten oder Dienstboten, trinken ihren Kaffee und Thee, speisen gut, ruhen viel, führen nur mehr die Aufsicht und ordnen an, besehen die Ochsen und besuchen die Knechte und Arbeiter auf dem Felde, in den Ställen und Scheunen, leiten die Milchwirthschaft oder was sonst vorfällt in Haus und Garten.“ — Um Mitte des Jahrhunderts erzielt man gute Viehpreise „durch die directe Versendung des fetten Viehes nach England“, und dieser günstige Handelsverkehr hat wieder den Wert des Landes bedeutend erhöht.

In der Verwaltung und Gerichtsverfassung des Landes sind die Ratmänner „hohe einheimische Gerichtsbeamte“ und die zwei Landespfenningmeister „die obersten Hebungsbeamten“ der Landschaft.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Fr. Feddersen a. a. O., 110, 115, 129, 140—41, 143—44. — Auf dem Staatshof, bes. I, 69, 82, 94.

Jene Fahrt zum Eiderstedtischen Staatshof scheint Storm wenig verändert in mehrere Stellen seiner Dichtung herübergenommen zu haben [1]). Schon Böhme hat auf diese Beziehungen hingewiesen. In „Am Kamin" wird wie im „Staatshof" das ländliche Besitztum von einem Hofmann verwaltet, und die „Landpartie" nach jenem Hofe ist ähnlich den Wanderungen zum Staatshofe und der frühen Fahrt „über den ebenen Marschweg". Eine frohe Gesellschaft begleitet den Erzähler in „Am Kamin" und „Auf dem Staatshof", wie einst auf jener Fahrt zum Koldenbütteler Hof.

Die Husumer Marsch.

Die Marsch [2]) erschien Storm „in der Ferne als die reizendste Gegend der Welt". Aus ihr hervorgewachsen ist seine „Geschichte aus der Marsch", die doch auch der Vater einmal lesen möchte. Mannigfaltige Blumen der Erinnerung sind hier in bunten Farben dem Dichter erblüht. Doch Novalis' Worte liegen mir im Sinn: „Fühlt nicht — — im jungen, bescheidenen Grün der Frühlingswiesen der junge Liebende seine ganze blumenschwangere Seele mit entzückender Wahrheit ausgesprochen?" Die duftigsten, schönsten Blumen pflückte Theodor Storm von den Deichwiesen seiner Husumer Marsch. Sie wurden zum Kranze ewiger Jugend in Doris Jensens blondem Haar. — „Ich sehe noch das Gras im Sonnenscheine funkeln. — — Die schweren Rinder, welche wiederkäuend neben dem Fußsteige lagen, standen auf, wenn wir vorübergingen,

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Auf dem Staatshof, bes. I, 57—59, 68—69, 82—83. — Am Kamin, IX, 6. — F. Böhme, in: Anm., IX, 153.

[2]) Vgl. zu folgendem: H, 121. Br. v. 19. Dez. 58. — Auf dem Staatshof, bes. I, 57—58. — B, 65. Br. v. Anf. August 1845.

und gaben uns das Geleite bis zum nächsten Heck; mitunter in den Trinkgruben erhob ein Ochse seine breite Stirn und brüllte weit in die Landschaft hinaus."

Der junge Dichter ist einst an einem Augustabend mit seinem Freunde auf den Porrenkoogsdeich hinausgewandert. „Der Abend war so schön, o so schön, wie ich diesen Sommer noch keinen erlebt; es rührte sich kein Grashalm. Die Marsch hat dann so etwas Feierliches, durch die große Ruhe hört man nur dann und wann das Brüllen eines Rindes oder das Geschrei der Kiebitze, die man beim Gehen aufscheucht. Am Außendeich blitzen die Wasserpfützen wie Silber in dem dunkeln Vorlande. Ich ging ziemlich sprachlos neben meinem Begleiter, ich war wohl stumm wie die Natur um mich her."

Die Marsch im „Schimmelreiter".

Schweigsam schauen Knecht und Junge des „Schimmelreiters"[1]) in den dunkelnden Frühjahrsabend. „Hinterm Deiche war das Abendroth erloschen, innerhalb desselben war schon der Koog von tiefer Dämmerung überwallt; nur selten kam aus der Ferne das Gebrüll eines aufgestörten Rindes oder der Schrei einer Lerche, deren Leben unter dem Überfall eines Wiesels oder einer Wasserratte endete." Am Tage schweben in der lichten Frühlingssonne „über den unabsehbaren Watten . . die weißen Möven . . ruhig hin und wieder", und unsichtbar über ihnen, hoch unter dem azurblauen Himmel, „sangen die Lerchen ihre ewige Melodie".

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Der Schimmelreiter, bes. VII, 147—150, 154—161, 172—173, 175, 182—190, 208—211, 213, 224—225, 233—235, 241—245, 247, 251—253, 255—257, 258 ff. — Erich Buchholz a. a. O., bes. 40—41. —F, 97. Br. v. Sept. 1860.

Bald blüht wohl „im Kooge — — der weiße Klee, und ging man über die geschützten Weiden, so trug der Sommerwind Einem ganze Wolken süßen Dufts entgegen“. Dann wohl lag der junge Hauke oft draußen am Deich, „schon weiter unten dem Wasser zu, zwischen Strandnelken und dem duftenden Seewermuth, und ließ sich von der schon kräftigen Sonne bescheinen“. In ihrem Schein spielen „im Sommer . . die Stieglitzer — — lustig um die rothen Distelblüthen“, bevor dann oft erst aus weißen Morgennebeln ein goldener Herbsttag über die Marsch emporsteigt. Dann erstand jene Landschaft, wie sie Storm im September 1860 bei der Heimatstadt erschaute.

Unheilbringende Oktoberstürme sind über die Nordseeküste dahingebraust, als der gespenstische Schimmelreiter über den Deich zu jagen scheint, die kleinen Menschen erinnernd an des Deichgrafen stolzen, herrlichen Tod. Die furchtbaren Naturmächte in der Stunde ihrer Allgewalt nehmen die Hülle des Irdischen von diesem Manne, Storms herbster und einsam größter Gestalt. — Herb und gewaltig ist auch das Geschehen in dieser Dichtung. Auch die Sommersonnenlichter der Landschaft, wie bei jenem Gewitter über der Marsch kaum hinblinkend über die Ebene, lassen nur wilder die Oktoberstürme, nur rauher die Winterstarrheit uns erscheinen.

Die Stürme der kalten Jahreszeit, die Einleitung und Schluß der Dichtung ihre düstere Farbe geben, umbrausen so oft im Leben Hauke Haien, den Jüngling und den Mann. Und als schneidende Kälte sich legt über die einsame Marsch, wird Hauke Sieger im Eisspiel, und Frühling wird es dann um ihn und Elke.

Ein herrliches Winterbild hat uns der Dichter mit diesem Eisfest gegeben. Lief der junge Hauke, der keine Gefährten wollte, im Winter auf dem Deich entlang, „bis er einsam in der Öde stand, wo nur die Winde über den Deich wehten“, dann war „zu seiner Linken die leere weite Marsch, zur anderen Seite der unabsehbare Strand mit seiner jetzt vom Eise schimmernden Fläche der Watten; es war, als liege die ganze Welt im weißen Tod“. Ist dann das Eis geborsten, scheinen im Nebel jene gespensterhaften Wesen aus den Spalten zu steigen, wahrlich eine unheimliche Gesellschaft.

Des Deichgrafen Lebenswerk und Sterben.

Rüstig wird am Bau des Deiches gearbeitet[1]), als im Herbsteswehen der Deichgraf seine Befehle durch Wind und Wetter schreit und als der Schimmelreiter mit fliegendem Mantel durch den Sturm jagt. Aus bedrohtem Vorland gewinnt Hauke Haien in rastloser Arbeit einen neuen fruchtbaren Koog für die Marsch, ohne, als es not ist, den alten Deich genügend zu bessern. Unsterbliches in seiner Größe, Vergängliches doch wieder im Wandel des irdischen Geschehens, hat der fast übermenschliche Mann geschaffen. Auch um das klare gewaltige Bild des Deichbaues bewundern wir den Dichter.

Als der Deichgraf sterben soll, kommt eine Karriole „wie toll gegen den Deich herangefahren“, seine Frau und sein Kind werden vor ihm von den Fluten verschlungen. An ein wirkliches Ereignis des achtzehnten Jahrhunderts, das sich ähnlich zugetragen hat, scheint Storm bei dem Untergange von Hauke Haiens Familie

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Der Schimmelreiter, bes. VII, 239—245, 277—279.

gedacht zu haben. Nahe bei Husum war einmal ein Wagen, in dem einige Deichinspektoren saßen, beim Herabfahren in den Koog umgeschlagen und dabei einer der Teilnehmer tötlich verunglückt.

Zwischen dem Rödemiser und dem Porrenkoogsdeich, noch nahe bei Husum, ist der Schauplatz der Novelle „Psyche“ gedacht [1]). An dem breiten Mündungsarm der Husumerau liegt am Rande des Vorlandes der graue Bretterschuppen der Badefrau. Links von ihm befindet sich die — jetzt grüngestrichene — „Beamten-Badeanstalt“ und rechts vom Schuppen am Ende des Steges, der bis zur Mitte des Wassers hinausführt, die „Aktien-Badeanstalt“, an der nur wohlhabende Husumer Anteil haben. Hier badet die junge Enkelin des Bürgermeisters. Zu „Psyche“ und „Der Herr Etatsrath“.

„Der Herr Etatsrath, welcher eine höhere Stelle in dem Wasserbauwesen unseres Landes bekleidete,“ hat wirklich gelebt. Es ist ein Deichinspektor S. gewesen, der ungefähr in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Storms späterem Hause in der Neustadt gewohnt hat. Er soll ganz jene wüste und abenteuerliche, dem Trunke ergebene Gestalt gewesen sein. Ganz wie er, ohne mildernde Lichter in seinem Wesen, soll auch sein Sohn im Trunke verkommen sein.

Bei dem „alten schnurrenliebenden Rothgießermeister“ ist wohl an den alten biederen Kupferschmied Nutz gedacht. Er war der rechte Anwohner von Storms Haus in der Neustadt, ist aber wohl erst in den sechziger Jahren nach Husum gekommen.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Psyche, bes. IV, 207—225. — Der Herr Etatsrat, VI, 191 ff., 197. — P. Schütze, 257—258.

Die Witterung in „Der Schimmelreiter“.

Über den Aufbau eines Deiches und die Arbeiten des Deichgrafen mag für den „Schimmelreiter“[1]) wieder Feddersens Buch dem Dichter Aufschlüsse gegeben haben. Die gewaltige Naturfärbung, hier wesentlich bestimmt durch die Witterung, half Storm wohl des alten Laß Chronikbericht malen.

Es ist im zweiten Jahr des Deichbaus. Der „glänzendste Himmel breitete sich über Meer und Marsch, und der Koog wurde . . bunt von starken Rindern, deren Gebrüll von Zeit zu Zeit die weite Stille unterbrach; unablässig sangen in hoher Himmelsluft die Lerchen, aber man hörte es erst, wenn einmal auf eines Athemzuges Länge der Gesang verstummt war. Kein Unwetter störte die Arbeit; — — der Herrgott schien seine Gunst dem neuen Werke zuzuwenden“. Es sind erst „zu Ende November . . Sturm und Regen eingefallen“. Im November noch wird der Deich vollendet.

„Allmählich waren drei Jahre seit der Eindeichung hingegangen“. — Einsam lebte fortan Hauke Haien seinen Pflichten, und wieder verfloß ein Sommer; „die Zugvögel waren durchgezogen, die Luft wurde leer vom Gesang der Lerchen.“

Ein trüber Winter kam über die Marsch. Bei der Dämmerung verschwand „in der Ferne . . Alles in Dunst und Duft“. Aus den Rissen des Eises steigen wie in Haukes Jugendzeit die rauchenden, unheimlich sich gestaltenden Nebel. Als der Deichgraf von einem schweren

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Fr. Feddersen a. a. O., bes. 97—100. — Der Schimmelreiter, bes. VII, 233, 240—241, 245, 247—248, 255, 257—259, 262, 265, 267—278.

Marschfieber genesen, reitet er „gegen Ende des März — — zum ersten Male wieder auf seinem Deich entlang; — — es war an einem Nachmittage, und die Sonne, die zuvor geschienen hatte, lag längst schon wieder hinter trübem Duft. — Im Winter hatte es ein paar Mal Hochwasser gegeben; aber es war nicht von Belang gewesen."

„Am folgenden Vormittag, als er wieder auf den Deich hinauskam, war die Welt eine andere als — — Tags zuvor. — — Eine lichte Frühlingssonne ließ ihre Strahlen fast senkrecht auf die unabsehbaren Watten fallen." Darüber schweben die Möwen, und es singen hoch oben unablässig die Lerchen. Der Deich hat eine Höhlung, aber des nächsten Tages blendende Sonne läßt sie den Deichgrafen kaum noch erkennen.

„So war der September gekommen; Nachts hatte ein mäßiger Sturm getobt und war zuletzt nach Nordwesten umgesprungen. An trübem Vormittag darnach" sieht Hauke wieder „das gespenstische neue Bett des Priehles. — — Das Jahr, von dem ich Ihnen erzähle", sagt der Schulmeister, „war das Jahr 1756, das in dieser Gegend nie vergessen wird. — — Vor Allerheiligen, im October" bricht jene gewaltige Sturmflut herein.

Ein sehr gelinder Winter[1]) erfreute 1750 die Husumer Lande, im März wurden schon einige Bäume grün, und Hornvieh graste auf der Südermarsch. „Die schöne Witterung continuirte im Monath May: zu Anfang desselben blüheten die Äpfel- und Birn-Bäume / die Süder Marsch war mit Vieh beschlagen." Warm, erwünscht

Husumer Wetter bei Laß.

[1]) Vgl. zu folgendem: J. Laß a. a. O. II, 237—241. III, 301 bis 302.

und glücklich wurde der Sommer 1750 den Stadt- und Landbewohnern, die „ihre vergnügte Beruhigung und ungestörte Zufriedenheit an den Tag legten. — — Mit dem Anfang des Novembr. stellte sich eine scharfe Kälte ein, — — mit einer ziemlichen Menge Schnee vergesellschaftet."

Das Jahr 1756 „in dem Januar. Monaht hatten wir fast beständig trübe und dunkle jedoch warme Witterung. Der starke Nord-West-Wind brausete öfters. — — Unterdessen ist merkwürdig, daß in denen Winter-Monahten man fast gar keine Kälte, ja mehrentheils solche warme und gelinde Tage, als deren man sich kaum im April ꝛc. vermuhtet, erlebet hat. Im Anfang des Febr. Monahts konnte man schon die Gartens umgraben und besäen: die Bäume liessen Knospen zur Blüte sehen, und die Johannis-Beeren Stauden ꝛc. bekahmen schon Blätter. Ob solche gelinde Witterung nicht denen aus der Erde von Zeit zu Zeit bey Gelegenheit der öftern Erdbeben aufgestiegenen warmen Dünsten, welche die Luft erfüllet, zuzuschreiben, sollte man fast behaupten."

1755—1756 ist jener milde Winter gewesen. Der Dichter läßt zwischen dem Deichbau und der Sturmflut doch wohl nur einen Zeitraum von gut drei Jahren liegen, wenn auch zuletzt die kleine Wienke eher vier Jahre alt zu sein scheint.

Die große Sturmflut.

Auch von dem Unwetter des Jahres 1756 schreibt Laß.[1]) „Der 11 te Sept. des 1751sten Jahrs ist annoch unvergessen, jedoch bleibt der 7 Octobr. dieses Jaars in mehrerem ja fürchterlicherm Andenken, zumahl da bekannt, daß die Gefahr, so dieser Tag theils durch einen

---

[1]) Vgl. zu folgendem: J. Laß a. a. O. II Anl., 4. III, 309—310. — Der Schimmelreiter, bes. VII, 269.

abscheulichen Sturm-Wind, theils durch die ausserordentliche wütende Wellen des schäumenden und hoch auflauffenden Wassers — — bis auf die späteste Zeiten Spuren nachlassen werde."

Solchen Sturmwind hatten auch die allerältesten Leute noch nicht gehört. Von unbeschreiblicher Wucht waren die Wogen des mit aller Macht brausenden Wassers. Die Flut durchbrach den Porrenkoogsdeich und riß eine Wehle in die Hattstedter Marsch.

Verheerend auch ist der Sturm. „Dieser heftig brüllende Sturm-Wind riß unterschiedene der dickſten Bäumen mit Wurzeln aus der Erde heraus; schlug viele starke Aeste von den stärksten Bäumen herunter: — — führte von den Kirchen und Häusern viele Dach-Ziegeln herab, und schmiß viele Leute die auf denen Gassen gingen, zu Boden; ja es wurde unterschiedenes Plankwerk bald hie bald dorten gänzlich herunter geworfen."

Hauke Haiens Magd ist „hinausgelaufen; man sah vom Zimmer aus, wie ihr die Röcke flogen; aber als sie die Klammern gelöst hatte, riß ihr der Sturm den Laden aus der Hand und warf ihn gegen die Fenster, daß ein paar Scheiben zersplittert in die Stube flogen". Nur unter Haukes Hilfe und „mit Noth kamen allmählich die Luken vor die Fenster". Dann ruft Hauke nach seinem Pferd, und durch den brüllenden Sturm hinüber zu den Ungeheuern der tobenden Wasser reitet der Deichgraf auf seinem Schimmel ins Verderben.

Das Gespensterpferd.

In dem Jahre des Deichbaubeginnes wurde Hauke Haien der Schimmelreiter [1]). In dem Mondschein der

[1]) Vgl. zu folgendem: Der Schimmelreiter, bes. VII, 149, 151, 214—226. — J. Laß a. a. O. II, 237.

Märzabende haben des Deichgrafen Leute das Gespensterpferd auf Jevershallig geschaut, kurz bevor ihr Herr von dem unheimlichen Kerl den Schimmel gekauft hat. Nun aber ist auf Jeverssand das „Pferdsgeripp — — nicht mehr da“.

Von einem seltsamen Pferde weiß Laß gerade zum Jahre 1750 zu erzählen. „Imgleichen wurde von sehr vielen ein Pferd gesehen / so ein hermaphrodit war.“

Zu „Aquis Submersus“. Wunderbares oder auch Abenteuerliches spielt in die historischen Novellen Theodor Storms hinein [1]. Ein seltsames Tier wird schon in „Aquis Submersus“ erwähnt. Zu Hamburg sind manche Seltsamkeiten von Herrn Johannes beschaut, „auch der Wunderfisch mit eines Adlers richtigen Krallen- und Fluchten, so eben um diese Zeit in der Elbe war gefangen worden“.

In seiner „Gottorfischen Kunstkammer“ gibt Adam Olearius „die wahrhafftige Beschreibung des wunderseltzahmen Fisches, welcher am 8. Tage nach der Himmelfahrt Christi 1662. in der Elbe unfern der Stadt Hamburg ist gefangen worden“. An „wunderbahrer Art“ steht er einem andern kurz vorher gefangenen ähnlichen „erschrecklichen Meerwunder“ nicht nach. Es hat „sein Mund — — eines halben Thalers Größe, woraus sich eine rechte Figur eines schwartz braunen Adlers-Schnabels erweiset“. Ein Mollusk, eine Art Tintenfisch, scheint dieses Tier gewesen zu sein. Einige Tafeln vorher ist „ein Schwantz von einem See-Adler“ beschrieben, der eigentlich „ein Stachel-Rochen sey, welcher hinten im Schwantze,

[1]) Vgl. zu folgendem: Aquis Submersus, bes. III, 238. — Adam Olearius, Gottorfische Kunstkammer — —, Schleswig 1674, 34, 43.

der auch sehr lang, einen gifftigen Stachel haben soll. — — Selbiger Adler soll einem Rochen fast ehnlich sehen."

„Noch ein Lembeck."

Adam Olearius war auch der Verfasser der „Holsteinischen Chronica" [1]), die gleichfalls im Jahre 1674 herauskam. Hier wird des Anschlags auf den Ritter Nikolaus Lembeck ähnlich gedacht wie in der Novelle „Noch ein Lembeck", in der ersten Fassung von „Ein Fest auf Haderslevhuus".

Sonst mag Storm zu dieser Dichtung auch Caspar Danckwerths „Newe Landesbeschreibung" in zeitlichen und örtlichen Angaben herangezogen haben. Als historisch bezeichnet Storm selbst den Namen Lembeck. Böghovet (dänisch = Hügel mit Buchen) heißt heute die Stätte, wo einst Haderslevhuus gelegen hat.

Im dritten Teil seiner „Husumischen Nachrichten" erwähnt Laß, wie „Anno 1592 — — eine Magd in Eyderstätt .. ihre Frau mit Rattenkraut vergeben" habe.

Noch ins Mittelalter hinab taucht diese Novelle. Aber „wie Mondlicht in die Wirrniß dieser finsteren Zeiten" fällt, spielt bei allen Dichtungen aus „Vor Zeiten" in gar finsteres Geschehen hinein erweckend, wärmend und vergoldend der Lichtstrahl Stormischer Dichtung. Durchaus nordische Sagenstimmung herrscht in Storms größter historischer Novelle, der „Chronik von Grieshuus".

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Ein Fest auf Haderslevhuus, bes. VI, 249 bis 250, 254, 294. — Noch ein Lembeck. In: W. Mh. 59, 1885—1886, 80 ff., bes. 80—81, 87. — Adam Olearius, Holsteinische Chronica. 1674, 50. — Caspar Danckwerth, Newe Landesbeschreibung der zwey Herzzogthümer Schleswich und Holstein. — — 1652, 18, 20, 72, 75. 2. Einschaltkarte hinter 52. — J. Laß a. a. O. III, 1. Stück, 4. — Keller-Briefw., 211. Br. v. 7. Aug 1885.

In der Vergangenheit Düster gar tief versunken erscheint uns ihr Schauplatz.

Der Schauplatz von „Grieshuus“.

Auf der Arlewarter Heide[1]) hat jenes schwedische Dragoner-Regiment gelagert, in dem der Dichter den jungen Rolf Offizier sein läßt. „Ich denk, wir kommen auch noch nach Grieshuus,“ hatte Junker Rolf von Pommern aus geschrieben. Aus anderen Gründen könnte gerade bei Arlewart das Schloß von Grieshuus gedacht sein, sollte Storm wirklich eine Stätte von Husums Umgebung im Auge gehabt haben. Auch in Husum hat man sich dort die Stätte von Grieshuus gedacht.

Über die Geest gelangt man nach mehrstündiger Wanderung zu einem kleinen Dorf. „Es lag zwischen mageren abgeheimsten Feldern, der aus rohen Feldquadern aufgemauerte Turm der tiefliegenden Kirche überragte kaum die niedrigen, nur selten durch eine Rüster oder Pappel halbverdeckten Strohdächer.“ Niedrig sind die Strohdächer des kleinen Dorfes. 1659 wird auch von der „kleinen Dorfkirche“ der Frieden eingeläutet. Der „Ostseite der alten Felsenkirche“ gegenüber wohnt zu des Dichters Studentenzeit der Küster des Dorfes.

Nur über Geestland auf einem etwa 10 km weitem Wege kommt man zu dem kleinen Kirchdorfe Olderup, dem einzigen, mehrere Stunden entfernten, nicht hoch gelegenen Geestdorfe mit einer Kirche.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Zur Chronik von Grieshuus, bes. VI, 86—87, 90—91, 101, 117—121, 123—124, 129, 132, 134, 153, 157, 173, 178, 180, 187, 189. — K. Sönnichsen, Der Kreis Husum. Husum 1909, bes. 91—92. Handkarte des Kreises Husum.— Karte des Deutschen Reiches, 37: Bredstedt. — J. Laß a. a. O. III, 64—65, 131, 134—135, 137, 139, 142. — R. Haupt a. a. O. I, 437, 486—487, 512—513. II, 193.

Auch die Olderuper Kirche ist „nach Namen und Aussehen uralt", nur „winzig" und „aus rohen, an den Kanten aus etwas bearbeiteten Feldsteinen". Sie hat nach Laß „keinen erhabenen Thurm". Doch ist sie hoch gelegen und ihre Außenseite weiß getüncht. — Die Kirche zu Olderup kannte Theodor Storm. Bis 1852 ist sein Freund Peter Ohlhues dort Pfarrer gewesen. Sonst könnte auch wohl an Schwesing und die dortige Kirche gedacht sein; aus Felsen erbaut war auch die Kirche zu Hademarschen.

Nach Peter Sax berichtet Laß, daß, wie in den ältesten Zeiten der Gemeinde zu Olderup das jus eligendi, „auch nachhero in denen folgenden Zeiten denen Adel. Personen auf dem Herrschaftl. Guth Arlewatt das Jus Patronatus" zustände. Über den Pastor in Olderup verzeichnet Laß ein unverbürgtes Gerücht, daß er von jeher alle zugelaufenen Personen ohne nähere Nachforschung, „ob sie auch alzu nahe verwand &c.", habe kopulieren können. „Zwar ist es nicht zu läugnen / daß wohl ehemahls dergleichen Copulation, übereilter weise / geschehen," es sind aber „solche de facto beschehene Copulationes von der allergnädigsten Landes Herrschaft nachdrücklich geahndet worden". Bis 1850 befanden sich im Kirchenschiff „Grabplatten aus rotem Sandstein mit 18 adeligen Wappen von Besitzern des Gutes Arlewatt". Laß hat die Inschriften der adeligen Gräber nicht entziffern können.

Das Gut, dem die Kirche unterstellt war, liegt mit den Gehöften von Arlewatt etwa 2 Kilometer von dem Kirchdorfe entfernt. Heute liegt dort noch „Arlewatthof", ein Rest des einstigen Herrensitzes, aber nur das 1735 nach einem Brande neu erbaute Wirtschaftsgebäude. Das Schloß stand dann schon 1772 nicht mehr, als das Gut zerteilt wurde. Gar mächtige alte Keller aber soll es dort noch geben.

Das „Rote Haus“ hieß das Schloß. Im sechzehnten Jahrhundert gehörte es erst den Ratlowen, dann denen von Ranzau. „1627 kam das Gut durch Kauf in den Besitz der Herzogin Augusta, der Witwe Johann Adolfs, die auf dem Husumer Schloß wohnte.“ Ein Bild des alten Schlosses gibt Henninges in den „Genealogiae“; R. Haupt hat es in sein Buch herübergenommen. Der einzige Adelshof im Husumer Umkreise scheint das „Rote Haus“ bei Olderup gewesen zu sein, oberhalb einer Heidemulde wie Grieshuus gelegen.

Grieshuus mit seinem Geschehen aber durfte aus dem Dunkel der Verschollenheit nicht heraustreten. Von einer alten Sage läßt der Dichter düsteres Menschenschicksal umwoben sein. Uns aber ist wohl nirgends solche Sage überliefert, und der Dichter erzählt uns von dem Untergange dieses Geschlechts. Seine Phantasie gab uns jenes farbenprächtige und so gewaltige Bild. Solches Geschehen hatte wohl nie auf einem wirklichen Adelshof der Husumer Umgebung sich zugetragen.

Gerade weil es vielleicht nahe lag, das Schloß Grieshuus auf die Stätte des Roten Hauses zu verlegen, mag der Dichter den Leser von jener Örtlichkeit haben ablenken wollen, die er selbst eigentlich im Auge hatte. Den Arlewatthof wohl kennzeichnen jene Worte aus dem Rahmen der „Chronik von Grieshuus“. „Außer auf einem, gar bald fürstlich und dann königlich gewordenen Gute hatte kein anderes Adelsgeschlecht in unserer Nachbarschaft gesessen.“ Henniges' „Genealogiae“ war vielleicht das Werk „über die älteren Herrensitze unseres Landes“.

Kaum eine halbe Stunde weit scheint auch Grieshuus vom Dorfe gelegen zu haben, der Schlag seiner Kirchturm-

uhr ist deutlich im Schlosse zu hören. Patron der Kirche im Dorfe ist der Herr von Grieshuus. Doch seiner Überzeugung entgegen ist nicht der Pastor dem hohen Herrn zu Willen, seine Hände segnen die Ehe des adeligen Sohnes mit dem niederen Mädchen. Des Bruders Rache aber bringt dem Geschlechte den Untergang. Die Kirchengruft derer von Grieshuus birgt die wappengezierten kupfernen Särge der Familie.

Ähnlich dem von Grieshuus, aber mehr skizzenhaft in seinen Einzelheiten und unbestimmter in der Lage zu Stadt und Dorf ist der Schauplatz von „Eekenhof“ [1]), jener aus dem Nebel herausgetuschten Novelle. „Eine abgelegene Wiese unserer engeren Heimath“ möchte der Dichter für die Stätte des Schlosses halten. — Das Gespinst dumpfen Aberglaubens umstrickt zweier glücklicher Menschen hellstrahlende Liebe in „Renate“. Der Schauplatz der Dichtung aber ist, ganz so und deutlich erschaut, aus des Dichters Heimatboden erwachsen.

Der Schauplatz von „Eekenhof“.

VII. Storms Schwabstedt.

Schwabstedt in „Renate“.

Von Husum und auch vom näher gelegenen Friedrichstadt aus war ein beliebter Ausflugsort [2]) das anmutige Schwabstedt an der Treene, lieblich gelegen. Es soll ja sein „Name nach einigen Chronisten so viel heißen . . als: Suavestätte, d. i. lieblicher Ort“. Schon Danckwerth er-

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Eekenhof, IV, 245 ff., bes. 247. Keller-Br., 66—67. Br. St.S. v. 20. Sept. 79.

[2]) Vgl. zu folgendem: Renate, V, 3—6. — Karte des Deutschen Reiches, 56: Husum. — C. Danckwerth a. a. O., 143. — J. Laß a. a. O. III, 157—158. — G.St. I, 169—170.

wähnt diese Namenerklärung Schwabstedts, Laß hält es für wahrscheinlich, daß sein Name so entstanden sei. — Storm hat Schwabstedt gern aufgesucht. So wie dies Dorf in des Dichters Erinnerung lebte, ist es dann der Schauplatz geworden für des Dichters eigentliche Dorfnovellen, für „Renate“ und „Zur Wald- und Wasserfreude“.

Mit der Erwähnung dieses Ortes im Beginn der vorzeitlichen Novelle wird ihr Lokalton, ja ihre Grundstimmung gegeben. „In einiger Entfernung von meiner Vaterstadt, doch so, daß es für Lustfahrten dahin nicht zu weit ist, liegt das Dorf Schwabstedt“, in freundlicher Gegend. Und Storm gedenkt „des weiten wiesenreichen Treenethales, durch welches sich der Fluß in schönen Krümmungen windet“.

Auch die Zeitfärbung haben wir in diesem Anfang der Dichtung. Von dem alten Schwabstedt will uns Storm erzählen, um das „Sage und halberloschene Geschichte .. ihren dunklen Epheu“ flechten, das in seiner Kinderzeit noch einige wenige Spuren aufwies von seiner nicht geringen Vergangenheit. Auf des Hofbauern lebendige Erzählung deutet der Dichter vor.

Aus Schwabstedts Geschichte.

Sein Hof stammt ja noch[1]) „aus der katholischen Zeit vom alten Gottorpschen Bischof Schondeleff, der drüben in dem wüsten Thurmgebäu residiret, wo später der König seinen Amtmann sitzen hatte“. Zu jenen Zeiten aber trieb sich „auf allen Meeren ein wild und gefährlich

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Renate, V, 14, 24—25, 29—30. — Th. Meyer, Schwabstedt einst und jetzt. Husum 1912, bes. 8—15, 18—25. — R. Haupt a. a. O. I, Schwabstedt.

Gesindel um, die sich Likedeler hießen". Doch hatte der Bischof bei der Schwabstedter Burg einen Hafen den Räubern angewiesen. „Der alte Schondeleff hatte gar übeln Vertrag mit denen und hätte wohl gar sein Leben an sie lassen müssen", wenn nicht einer von des Hofbauern Vorfahren ihn gerettet. Im Jahre 1705 nennt der Hofbauer ein wüstes Turmgebäu das Schloß des Bischofs. 1650 hat Danckwerth das alte Steinhaus als ein schlecht Gebäude für eine bischöfliche Residenz bezeichnet.

Als der junge Storm sein Schwabstedt besucht, war „von dem festen Hause der schleswigschen Bischöfe, welches sich einst oberhalb des Flusses hart am Dorf erhob, .. nichts mehr übrig als die Vertiefungen der Burggräben und karge Mauerreste, die hie und da aus dem Rasen hervorsahen". Ein Zeugnis des früheren großen Wild- und Waldreichtums, sind Zähne von Wildschweinen dort in Menge von dem Knaben und seinen Gefährten gefunden.

In seinem eingehenden Büchlein über Schwabstedt gibt uns Th. Meyer auch einen Überblick der Geschichte und Lage des Bischofshauses. Die sichere Burg war ein Wohnsitz der Schleswiger Bischöfe, bedeutend um 1400, zur Zeit des Bischofs Schondeleff. Als der letzte evangelische Schleswiger Bischof 1624 gestorben war, wurde das Schwabstedter Schloß Sitz eines Amtmanns. Zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts hatten sich die Seeräuber, die Vitalienbrüder, am Ufer des breiten Treeneflusses in der festen Schwabstedter Burg eingenistet, geschützt von dem herzoglichen Burghauptmann Hartwig Breide, ihrem Verbündeten. Von den Hamburgern mit vielen Schiffen verfolgt, entwischen die

Likedeeler mit den geraubten Hamburger Fahrzeugen, ein anderer Burghauptmann aber wird eingesetzt. Seit 1701 stand das Gebäude leer, 1731 ward es abgebrochen.

Von dem Aussehen und der Lage der Burg westlich des Dorfes und oberhalb der Treene gibt uns noch ein deutliches Bild ein auch bei Haupt wiedergegebener Stich aus Traps Topographie. Das Fundament des Schlosses ließ man bis zum Jahre 1845 in der Erde. Noch heute ist an den tiefen Erdeinschnitten, die eine hohe Koppel begrenzen, der Platz der alten Burg deutlich zu erkennen. „Die Menge der Schädel und Hauer von Wildschweinen, die sich in den alten Burggräben — — fanden," zeugt von dem früheren Reichtum an Schwarzwild.

Das Hofbauernhaus. Aus einer Kindheitserinnerung Theodor Storms baut sich im letzten Grunde auch diese wundersam schöne Dichtung auf.[1]) Seitwärts von der Bischofshöhe will der Junge das verfallende Hofbauernhaus gesehen haben, von dessen einstiger Bewohnerin ihm an jener Stätte selbst ein altes Mütterchen erzählt. Mehr noch als die Örtlichkeiten der Schwabstedter Geschichte hat es seine Neugierde erregt, geheimnisvoll ihn anziehend.

„Das Haus, das schon durch seine zwei Stockwerke sich von den übrigen Bauernhäusern unterschied," ist „fast versteckt unter uralten hohen Eichbäumen". Man hat wohl geglaubt, des Dichters Phantasie habe das Hofbauernhaus entstehen lassen. Aber die Ansiedlung hat wirklich dort bestanden, und der Dichter hat sie geschaut. Unter hohen Bäumen hat das Gehöft gestanden,

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Renate, bes. V, 4—5, 14—15, 24. — Th. Meyer a. a. O., 26—27.

doch ist es eine Art Hauberg mit niedriger Mauer und hohem Dache gewesen. Anders als in „Renate“ hat also das Gebäude ausgesehen, das Anfang der siebziger Jahre einem Neubau Platz gemacht hat. Die Kräuterfrau, Mutter Pottsacksch, scheint wieder die Züge einer alten Schwabstedterin zu tragen, die mehr noch in „Zur Wald- und Wasserfreude“ hervortritt.

Aus einer Verpachtung herrschaftlichen Besitzes ist neben mehreren anderen Höfen auch jener „Schwabstedter Hof“ entstanden, nach späteren Besitzern im neunzehnten Jahrhundert auch „Ahrenshof“ genannt. Auch er liegt hinter einer Allee von hohen Kastanien und Linden, nordwestlich neben dem Schloßhügel. Bevor, am Hofe vorbeiführend, die neue Chaussee angelegt war, sah man von der alten Landstraße aus hinter den Dorfhäusern das hoch liegende, aber versteckte Gehöft.

Als Josias durch die kleinen Häuser in das Dorf hineinschritt, erblickte er „hinter denselben, nach dem Flusse zu, ein groß und zweistöckig Gebäu“, einsam und unter großen Bäumen versteckt. Von der Bischofshöhe geht Renate eines Morgens den „Steig hinüber — — nach ihres Vaters Hause, so seitwärts unter den düsteren Bäumen lag“, den „Berg hinunter — — über die bethauten Wiesen“.

Anno[1]) Dom. 1705“ wandert Josias in die Heimat; zu Fuß schreitet er von Husum die letzten zwei Meilen zu seinem neuen Heimatsdorf, noch unbekannt des Weges. „Es führete selbiger aber zuerst durch die Marsch, wo er auf dem Lagedeiche geradehin läuft; und wo es auf- **Der Weg nach Schwabstedt.**

[1]) Vgl. zu folgendem; Renate, V, 13—14.

wärts dann in Sand und Haide ging, zeigte sich wohl hie und da eine Kathe. — — Plötzlich, da der Weg sich zu einer Anhöhe hinauf gewunden und schon der Abend seine Schatten warf, sahe ich unter mir das Dorf mit seinen rauchenden Dächern, wie es zwischen Busch und Bäumen längs dem Ufer des lieblichen Treeneflusses hingestrecket lag."

Der kürzeste Weg zum Dorfe Schwabstedt geht heute noch auf dem Lagedeiche entlang. Kaum der vierte Teil des Weges führt dort, wo die zerstreuten Gehöfte des Dorfes Wisch beginnen, über die Geest und bei dem Dorfe Ramstedt die Schwabstedt vorgelagerte Anhöhe hinauf.

Burg und Treenefluß.

Im Vorbeigehen noch wirft Josias[1]) „einen Blick auf den Thurm des alten Bischofshauses, der im Abendgeleucht wie gülden an der Wasserseite aufragete". Im Frührot schauen später am Morgen ihres Glückes Josias und Renate den Turm. „Da wir auf die Höhe vor dem Bischofshause kamen, — — blieben wir unter dem Turme stehen und schauten in die Tiefe unter uns; .. vor dem aufsteigenden Morgen floß dorten der Strom mit dunkelrothem Glanze in das noch dämmerige Land hinaus." Vom Glockenberg sieht am nächsten Mittage Josias den Schloßturm; die Sonne scheint, und junge sonnige Liebe trägt er im Herzen.

Die Burg hatte einen Haupteingang nach Norden. Nach Süden, nach der Wasserseite zu, lag der Schloßhof, und mitten vor der Südfront erhob sich der starke achteckige, 1372 erbaute Turm. Die Treene fließt nach Westen an der Bischofshöhe vorbei bis dorthin, wo sie „anno 1621

---

[1]). Vgl. zu folgendem: Renate, V, 14, 24—25, 29—30.

— — die Stadt und die große Eiderschleuse bauten," seit derzeit ein stiller Fluß. Vor Friedrichstadts Gründung war ja die Flut bis Schwabstedt heraufgekommen und die Treene „ein breit und mächtig Wasser".

Innerhalb des Dorfes und inmitten des Kirchhofes liegt die Schwabstedter Kirche [1]). Ein „freundlich Haus und Garten" gegenüber gehört dem Pastoren. Kirche und Pfarrhäuser.

Nördlich von Kirche und Glockenturm, früher in der Längsrichtung von Norden nach Süden, heute der Kirche parallel, liegt das Pastorat. Im Jahre 1866 und auch sonst ist Storm bei Pastor Trulsen, mit dem er befreundet war, zum Besuche eingekehrt. In den Briefen an Konstanze ist uns von solcher Reise erzählt. Westlich der Kirche, dem Pfarrhause gegenüber, in dem heutigen Schulhause der Mittelklasse, war früher „des diaconi" Haus, das Kompastorat. Im Jahre 1879 starb der letzte Diakonus von Schwabstedt.

Neben der Kirche, „oberhalb des Kirchhofes auf der Höhe" steht zu Renatens Zeiten das „Glockenhaus". Inmitten des Kirchhofes liegt die Kirche, mit einem umgitterten „Emporstuhl", der Kanzel gegenüber, unter den „Gestühlen der Kirche". Neben der Kanzel rinnt der Sand in einem Stundenglase. In großen Leuchtern brennen die Altarkerzen, als der junge Prediger Josias aus der Sakristei zum Altar hinaufschreitet. Ein langer Steig führt durch das Schiff der Kirche hindurch.

Die Schwabstedter Jakobikirche ist von einfachstem

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Renate, V, 15, 43—44, 55—58. — Th. Meyer a. a. O., 8, 11—15. — R. Haupt a. a. O. I, 505—506, 508—512. — J. Laß a. a. O. III, 168—170. — F, 96. Br. v. 10. Sept. 1866.

Grundriß, aus Feldsteinen erbaut und eigentlich turmlos. Es ist merkwürdig, daß sich ihr Turm nördlich der Kirche auf einem recht bedeutenden künstlichen Hügel erhebt. Der noch heute so bezeichnete „Glockenberg“ ist wohl ursprünglich ein Grabhügel. Das Emporgestühl der Kanzel gegenüber war früher in einzelne Familienplätze geteilt. Ein dreiteiliges Stundenglas ist an der Kanzel angebracht, und zwei kräftige Leuchter zieren den Altar. Ein Weg geht längs durch die Kirche, der Anbau im Süden hat bis um 1800 als Sakristei gedient.

Störtebekers Hafen.

Ein damals großer Wald [1]) und ein Moorland liegen nördlich von Schwabstedt. Noch zu Norden des Waldes lag zu jener Zeit wohl das Moor, und weiter nach Westen oder Süden war der Wald ausgedehnt, daß man oben von „Störtebekers Hafen“ deutlich das weite Treenetal übersehen konnte. Der Hafen war schon damals „nur eine Höhlung, so in das sandige Hochland hier hineinging; das Wasser floß .. fern davon in seinem schön geschlängelten Laufe durch die Wiesen“. Störtebekers Hafen ist also nur noch der Name dieser Stätte, schon als sie Josias sieht.

Vom Flußtal hat wohl oft der junge Storm zur „Holbek“ hinübergeschaut. „Wo einst osten dem Dorfe ein Hafen der gefürchteten Vitalienbrüder gewesen sein sollte, sah man jetzt nur aus dem Flußthal eine Schlucht ins Land hinein.“ Geheimnisvoll und geschichtlich denkwürdig erscheint „Hollbek“ noch heute den Einwohnern. Es ist eine „tiefe Sandschlucht, teilweise bewachsen mit

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Renate, bes. V, 29—34 — Th. Meyer a. a. O., 22, 36—37.

den verschiedensten Laub- und Nadelbäumen. — — Die bewaldete Schlucht, jetzt ein Schlupfwinkel des Dachses und allerlei kriechender und fliegender Tiere, war früher das Versteck der wilden Seeräuber."

Eine lebhafte Erinnerung an diese hat noch die Schwabstedter Bevölkerung. Noch heute erzählt man dort dem Fremden von Störtebekers und Gödeke Michels Hausen, wie einst der Hofbauer seinem jungen Freunde. Die Seeräuber haben „sich oftmalen mit ihren Schiffen die Treene hier herauf retiriret . ., allwo ihnen der dicke Wald im Rücken war". Auch hart hinter Holbek „stehet noch der Wald wie dazumal". Der Hofbauer weiß von all dem zu erzählen, er kennt gut die Stätte von der Großtat seines Ahnen.

Von der Ruhmeseiche ihres Vorfahren[1]) schaut hier Renate hinaus in das Dithmarsche Land und weiter in das Abendgold des Erdenrandes. Dann geht sie mit Josias einen „Richtsteig nach dem Moor hinüber. — — Endlich dämmerte es durch die Bäume wie graues Abendlicht, der Wald hörete auf, und da lag es vor uns — weit und dunstig; hie und da blänkerte noch ein Wassertümpel, und schwarze Torfringeln rageten daneben auf; ein großer dunkler Vogel, als ob er Verlorenes suchte, revierete mit trägem Flügelschlage neben dem Boden hin." Das Moor.

Wenn des Nachts „das wüste Moor mit Finsterniß gedecket" ist, so sieht man zuweilen die „Irrwisch ihren Tanz beginnen". Und „ist mit Dunkelwerden ein Irrwisch nach dem andern aus dem Moore aufgedudet," so ist „ein

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Renate, V, 32—36, 51—54, 70—73. — W. Reitz a. a. O., 11.

Gemunkel und Geflimmer angegangen“, widergespiegelt durch das „Blänkern des Wassertümpels“.

„O schaurig ist's, über's Moor zu gehen.“ Keine Stelle der Stormschen Dichtung gibt uns solch gewaltiges Moorbild wie diese ebenso auch an Hebbels „Heideknaben“ erinnernde „schauererregende Moorschilderung“.

Schon „einen Büchsenschuß“ hinter dem Dorfe und „unweit des Waldes“ trennt sich der nordwärts gerichtete Moorweg von dem „einsamen Weg zwischen grünen Knicken, der sich allgemach zum Wald hinaufwindet“, umdüftet „von Geißblatt und Hagerosen“.

Nur das Gedenken, aber „ein Überschwang holdseliger Erinnerung“ ist Josias an jenen Nachmittag geblieben, an dem so nah vor ihm sein Glück geschwebt hat. Aber die Not des Lebens blickt Renate und Josias an aus dem düsteren Moore, und dort versinkt ihr Glück. Nur sein blinkender, lebenerhellender Schimmer bleibt dem alten schwachen „emeritus“ zu Ostenfelde. „Nur das Moor liegt zwischen hier und dorten, ein Vogel mag sich bald hinüber schwingen; aber auch wohl dreißig Jahre sind seit jenem Tag zur Ewigkeit gegangen.“

Doch ein freundlicher Strahl fällt noch auf das Ende von Josias' Lebensweg. Als Gott des Aberglaubens Schatten von ihm genommen, lächelt ihm im Tode wieder die Geliebte seiner Jugend. Von Schwabstedt nach Ostenfelde hat noch ein Weg über die Heide geführt.

Beim Schwabstedter Walde.

Josias war ein tapferer Mensch[1]), für Renate zu sterben bereit, auch als sie ihm nicht mehr gehören durfte.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Renate, V, 33—34, 63—67. — Th. Meyer a. a. O., 32—33, 35. Der Wald. — Kulturhistorische Skizzen, IX, 153.

Mit den anderen und dann mit sich kämpft der junge Priester einen gewaltigen Kampf um das geliebte Mädchen, aber er überwindet. Das war an einem sonnigen Frühlingstage, als er „von dem Dorfe Hude auf dem Fußsteig nach Schwabstedte zurückging", wo „unweit vom Dorfe .. ein Bach den Weg, der aus dem Walde zu dem Treenefluß hinabgeht," durchschneidet. Dort oben erweitert sich der Bach zu einem kleinen, mit Wasserrosen bestandenen Teich.

Storm hat uns in seiner Dichtung einen Ausschnitt der wirklichen Schwabstedter Örtlichkeit gegeben. Der Bach, den Josias überschreitet, ist wohl jener Wasserlauf, der von Hollbek herabeilt und heute unter der Chaussee von Hude nach Schwabstedt hindurchfließt. Als gespenstisch ist heute noch die Brücke verrufen.

Gar lieblich mit Knicks bestanden sind die Wege der Huder Umgebung. Zwischen den Dorn- und Nußgebüschen und den Sträuchern der wilden Rose rankt sich das Geißblatt empor und verstreut seinen süßen Duft. Schon Anno 1707 scheinen Josias und Renate den „Rücklangsgang" zu wandern, von Schwabstedt zum Walde hinauf. Die Schwabstedter gehen ja mit Vorliebe diesen Weg, erst über Koppel und Acker, dann aber entlang an den umdufteten, grünenden Knicks.

Es ist möglich, daß damals schon dieser Weg gewesen ist. Der Wald, der zu der Zeit vielleicht den zehnfachen Raum einnahm, scheint nordöstlich von Schwabstedt nur wenig näher an das Dorf herangereicht zu haben. Seine größte Ausdehnung hatte er damals von Norden nach Süden. Im Westen war in jener Zeit das Moor dem Walde vorgelagert. So stimmt es auch durchaus zum wirklichen Ortsbilde, daß gleich hinter dem Dorfe der

Weg zum Moore nach Norden hin abbiegt. — Heute versorgt das „Wilde Moor“ hinter dem Walde die umliegenden Dörfer mit Torf.

Als vor Jahrhunderten das Gebiet des jetzigen Kirchspiels Schwabstedt fast ganz mit Wald bedeckt war, gab es dort viel Wild und die beste Jagd in den Herzogtümern. „Herzog Adolph soll im Jahre 1579 an einem Tage 80 Hirsche erlegt haben.“ In der Ferne des Buchenwaldes hören Josias und Renate „es durch die Büsche brechen. ‚Das sind die Hirsche‘, sagte das Mädchen; ‚zu Herzog Adolfs Zeiten soll die Unmenge hier gewesen sein‘.“

Reich und glücklich waren ja die Husumischen Lande, als Herzog Adolf regierte. Ein Jahrhundert später sagte man sich viel das gerade von Storm uns überlieferte „Sprichwort“: „Es ist jetzt nicht mehr als wie zu Herzog Adolfs Zeiten“.

Schwabstedt in „Zur Wald- und Wasserfreude“.

Husum und Schwabstedt ist wie in „Renate“ auch in „Zur Wald- und Wasserfreude“ der wesentliche Schauplatz [1]). Hier ist der Name des Dorfes nicht genannt, das uns auch Gertrud Storm als den Hintergrund der Novelle bezeichnet. An Hademarschen, wie Köster meinte, hat Storm bei dieser Dichtung nicht gedacht.

„Zum Amtsbezirke der Stadt gehörig, aber reichlich eine Meile südwärts lag ein großes Dorf; im Rücken Buchen- und Tannenwälder, vor sich das breite silberne Band eines Flusses, der ein weites Wiesenthal durchströmte.“ So liegt ja Schwabstedt, zwischen Fluß und

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Zur Wald- und Wasserfreude, bes. V, 277, 299—303, 315—320. — Th. Meyer a. a. O. 31, 33. — A. Köster in: „Anmerkungen“, Storm-Keller-Briefw., 247.

Wald, der, wie auch in „Renate", meistens von Laubbäumen bestanden ist.

Das Schwabstedter Gehölz.

In „Zur Wald- und Wasserfreude" liegt die Wohnung der alten Trina „im Schatten eines Tannenschlages". Ein Weg durch den Wald und von diesem ein Fußsteig führt zu ihrer Wohnung. Kätti geht aber lieber „im weiten Bogen um den Wald herum". Denn der Tannenschlag ist düster, ein finsterer Tannensteig ist zu gehen, bevor man in den Laubwald und in den Fahrweg gelangt. In der Tiefe des Waldes stehen „die neuen Buchen", eine Raststätte für die Ausflügler.

Der Fahrweg mündet nicht Schwabstedt gegenüber, sondern im Osten des Waldes bei Lehmsiek. Er führt an der im Gebiete der neuen Buche errichteten Tanzhalle vorbei. Am Waldrande entlang zu wandern aber ist auch heute noch ein beliebter Spazierweg. Im Nordosten — wenn auch nicht ein allzugroßes Stück — ist auch jetzt der Wald von Tannen bestanden.

Schwabstedter Personen und vom Gasthause.

Deutlich ist das Bild des Schwabstedter Gehölzes in „Zur Wald- und Wasserfreude"[1]), in Örtlichkeit und auch in Personen ist diese Dichtung eine echt Schwabstedter Novelle.

Am Waldrande südwestlich des Tannenschlages steht heute noch die einsame Kate, in der Storm sich die lange Trina wohnend dachte. Nicht in diesem Hause, in Schwabstedt selbst wohnte das Vorbild für ihre Gestalt. Es war Caroline M., eine als Wahrsagerin berüchtigte, eigentümliche Persönlichkeit von ganz besonderem Aussehen. Eine ähnliche Rolle hat dann auch ihre Tochter gespielt.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Zur Wald- und Wasserfreude, bes. V, 267, 278—284, 288—289, 294—307, 310, 313—317, 322, 330.

Erst in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts scheint Storm zu seiner Dichtung angeregt worden zu sein, als die Wirtschaft an der Treene einen neuen Inhaber erhielt. Wohl 1876 hat Peter Behrens sein Haus an den Wirt N. verkauft, an einen unternehmungslustigen, nicht beständigen Mann, der als Tobias Zippel treffend in der Dichtung geschildert sein soll, mag seine Gestalt auch dichterisch vertieft sein. N. war, aus anderer Gegend stammend, nach Schwabstedt von Husum aus gekommen, wo er mehrere Jahre eine Bäckerei gehabt hatte. Sie befand sich im dritten Hause östlich der Kirche, insofern auch „im dritten Hause von der Marktecke."

Auch eine Art von Badeanstalt hat der rührige Mann an der Treene errichtet. Aber ganz wie in der Dichtung scheiterte dieses schlecht angelegte Unternehmen. Ungefähr ein Jahr nur ist N. Besitzer des Treenegasthauses gewesen, bis es vor der notwendigen Übergabe in andere Hände Peter Behrens eine zeitlang wieder übernahm.

Schon vor N.s Zeit hat Behrens den Saal des Hauses durch eine Glasveranda erweitert, aber nach Osten hin, nicht eigentlich gerade dem Flusse zu. Vor einigen Jahren ist das alte strohgedeckte Haus durch einen Neubau ersetzt worden. Zu jener Zeit lag rechts vor dem Hause das Torfhaus und dahinter die niedrigere Scheune, auf der linken Seite, dem Flusse gegenüber, das Abnahmehaus und zwischen den Gebäuden zur Seite der Garten; ein Weg am Flusse entlang begrenzte ihn nach Süden.

Von der Ostseite des Hauses ging fast bis zur Mitte des Gebäudes der Saal. Durch die Haustür im Westen trat man auf die Diele. Diese führte geradeaus zum Saal und zur Seite in zwei nach Süden gelegene

Zimmer, die Schenkstube und das Wohnzimmer. In Schwabstedt hörte ich noch von den alten Räumen erzählen. Rechts vom Flur, in der Südwestecke des Gebäudes, lag die Schenkstube. Eine lange hölzerne Bank zog sich an der Südwand entlang, und der Fußboden war mit Steinen ausgelegt. — Nach Osten führte eine Saaltür zum Garten. Besonders diesem Ausgange gegenüber standen Tische und Bänke. Sonst führten zwei große Treppen vom Hause nach Süden hinab, die eine zum Garten, die andere rechts am Torfhause vorbei. Von diesem Wege ging man weiter zur Anlegestelle der Böte am Fährplatz, die sich südwestlich vom Gasthause befand.

An der Tür von Saal und Wohnstube pflegte zu N.s Zeiten das Klavier aufgestellt zu werden. Da spielte dann N.s Tochter, auf der Geige begleitet von Peter O. Wieder aus der Wirklichkeit herüber genommen sind diese beiden Personen. Eine echt Stormsche Gestalt voller Sehnsucht und Leidenschaft ist die unglückliche „Kätti", doch von ähnlicher Romantik umwoben war Wesen und Erleben bei N.s Tochter. Peter O. lebt noch in Schwabstedt und kennt nichts Schöneres, als in seinen Freistunden die Geige zu spielen und besonders Noten abzuschreiben.

Aus „Immensee" und „Aquis Submersus".

Zum Schwabstedter Gehölz hat uns wohl schon einmal der Dichter geführt, in seiner zartesten Jugendnovelle [1]). Als „Reinhard" Abschied nehmen muß, da wird „noch eine Landpartie nach eine der nahe belegenen

[1]) Vgl. zu folgendem: Immensee, bes. I, 8—13. — Th. Meyer a. a. O., 22, 32, 36. — Aquis Submersus, bes. III, 212, 214, 218—219.

Holzungen in größerer Gesellschaft veranstaltet. Der stundenlange Weg bis an den Saum des Waldes wurde zu Wagen zurückgelegt. — — Ein Tannengehölz mußte zuerst durchwandert werden; es war kühl und dämmerig und der Boden überall mit feinen Nadeln bestreut. Nach halbstündigem Wandern kam man aus dem Tannendunkel in eine frische Buchenwaldung; hier war alles licht und grün, mitunter brach ein Sonnenstrahl durch die blätterreichen Zweige; ein Eichkätzchen sprang über ihren Köpfen von Ast zu Ast". In einer Buchenlichtung wird Halt gemacht. Durch Waldesdickicht und über einen sonnenbeschienenen Platz wandert Reinhard mit Elisabeth. „Vor ihnen war ein kleiner Bach, jenseits wieder der Wald. Reinhard hob Elisabeth auf seine Arme und trug sie hinüber."

So schön ist es auch heute noch im Lehmsieker Gehege. „Eine angenehme Kühle umfängt uns. Das grelle Sonnenlicht wird durch die hohen Baumkronen gedämpft. Nur vereinzelte Strahlen dringen hinein, huschen liebkosend über die moosbewachsenen, schlanken Stämme, gleiten schmeichelnd zwischen den leise zitternden Blättern hindurch." Blitzschnell klettert wohl ein erschrockenes Eichhörnchen den Stamm einer Buche hinauf. Ein kleiner Bach fließt ja vom Walde über den Huder Weg zur Treene hinab.

Von einem „maiengrünen Buchenwald" geht es in „Aquis Submersus" zu Herrn Gerhards Hof. Zuletzt ist Johannes „aus dem Buchenwalde in den Richtsteig durch das Tannenhölzchen", einen finsteren Fußpfad, gewandert. Der Weg durch die Tannen kürzt den „viel weiteren auf der großen Fahrstraße" ab.

Der Gastwirt des Dorfes am Wasser [1]) erzählt den Stammgästen, „wie er im Walde drüben den großen Wildeber von seines Vaters gelben Sauen abgejagt oder wie er drunten am Flusse den Ottern aufgelauert hatte, die in mondhellen Nächten an dem Dorf vorbeigeschwommen waren“. Wald- und Wasserfahrten sind immer dort beliebt. Breitete „der Winter seine dunkle Eisdecke über den Fluß . ., standen — — fröhlich bewimpelte Zelte auf derselben, und aus der an der Flußmündung gelegenen Nachbarstadt flogen Schlitten und Schlittschuhläufer ab und zu“. Die Treene.

„Da die Treene fast gar kein Gefälle hat, bildet sich im Winter oft eine tadellose Eisbahn.“ Ganz anders aber noch als heute verstand man das Schlittschuhlaufen zu Storms Jugendzeit. Als sich im Jahre 1844 schon Anfang November starker Frost einstellte, hatte die Treene „bis weit in den März hinein eine dicke, sichere Eisdecke, und Wagen fuhren darauf wie auf einer Landstraße“. Jener Winter ist es gewesen, in dem Theodor Storm sich verlobte. Es gab ja „damals noch Eis und Schnee“, und auch in jenem Winter wird Theodor mit seiner schönen Braut zu Schlitten die Husumer Umgebung besucht haben.

Im Sommer fuhr man zu Wagen nach Schwabstedt. Hier wurde eingekehrt und dann noch eine Stunde auf der Treene gerudert.

Auch von der „Wald- und Wasserfreude“ werden Ruderfahrten auf dem Flusse gemacht [2]). Man „ruderte den Fluß hinauf, bis wo am Ufer entlang sich große Ruderfahrten und Wanderungen.

[1]) Vgl. zu folgendem: Zur Wald- und Wasserfreude, V, 278, 284. — Th. Meyer a. a. O., 16. — G.St. I, 170—171.

[2]) Vgl. zu folgendem: Zur Wald- und Wasserfreude, V, 290, 297, 310—311, 324—327, 329. — Th. Meyer a. a. O., 37—38.

Binsenfelder streckten“, von dort wohl durch „eine Wasserstraße wieder auf die Flußbreite hinaus“ oder zu einer stillen binsenumwachsenen Bucht.

Doch Wulf Fedders mit seiner Stadtgesellschaft folgt der Richtung des Flußlaufes. Kätti hat gesehen, wie „das Boot stromaufwärts abgefahren war. — — Bald folgte jenem größeren Boote das zweite kleinere mit gleichmäßigem leisem Ruderschlag; die Schifferin, die es lenkte, verstand es, stets denselben gemessenen Raum zwischen beiden Böten inne zu halten. — — Ihre Augen hafteten wie gebannt an dem vollen Nachen, der im Glanz der Abendsonne mit Lachen und Gesang vor ihr den Strom hinauffuhr. — Weiter oben an derselben Seite, wo auch das Dorf belegen war, erhob sich ein mäßig großer Hügel, den wie eben jetzt, die Gäste der Wald- und Wasserfreude der schönen Aussicht halber aufzusuchen pflegten, um dann durch Wald und Wiesen wieder heimzukehren.“ Kätti sah dann, wie das Boot vor ihr an jener Anhöhe landete und nachher die jungen Leute „dem Hügel zugingen“.

Glückliche Menschen waren in dem goldenen Lichte des Sommerabends den Strom hinaufgefahren. Wulf Fedders war der glücklichste von ihnen. Unlängst in der Dämmerung des Abends, da war es ihm gewesen, als rauschte „wie traumredend durch die weite Stille .. der Fluß in seinen Ufern, und in dem silbernen Lichte des Sternenhimmels tauchte die Gestalt des blonden blauäugigen Mädchens wie Anadyomene aus der Fluth. — — Nur der Saum ihres weißen Gewandes verlor sich in den Wellen, in dem Rauschen des Schilfes unterschied er deutlich ihre Stimme.“

Nun aber kommt ein anderer Abend herauf über das stille Land. Als mit Wulf Fedders und seiner blonden Braut über den schon dämmernden Fluß das Boot dahingleitet, entschwindet der armen Kätti das Glück in ewige Ferne. „Das Abendroth überglänzte den Himmel und verging, der Tau versilberte das schwarze Haar des schönen Mädchenkopfes, und fern im lichten Blau des Äthers schimmerte der Stern der Liebe.“ — Einmal noch fand sich eine Spur von dem schönen unglücklichen Menschenkinde, „unten an der Flußmündung, wo auch das Boot gefunden wurde“.

Als Storm von jener Anhöhe schrieb, dachte er wohl an den „Glockenberg“, der westlich von Schwabstedt im Norden des Flußufers sich erhebt. Südwestlich des Lehmsieker Waldes gelegen, wird er auf Ausflügen gern besucht. „Mit 48 Meter Höhe ist dieser Berg der höchste Punkt unseres Kirchspiels.“ Lieblich ist die Aussicht von hier, besonders über den knickreichen Abhang im Süden.

Wie oft hat Storm von Schwabstedt [1]) wohl seine „gesundheitstärkenden Wanderungen“ unternommen, streifend „durch Wald und Feld“. „Zu solchen Wanderungen war hier die weiteste Gelegenheit.“ Storm liebte wohl wie Wulf Fedders „das große wald- und wasserreiche Dorf .., in dessen patriarchalischer Krugwirtschaft es ihm an manchem Sommersonntag seiner Primanerzeit so wohl gewesen war“.

Das Gasthaus in der Dichtung.

Schwabstedts berühmtes Gasthaus steht im Vordergrunde der Dorförtlichkeit in „Zur Wald- und Wasser-

[1]) Vgl. zu folgendem: Zur Wald- und Wasserfreude, bes. V, 277 bis 278. — G.St. I, 169—170. — Renate, bes. V, 3.

freude". „Auf einem Vorsprunge oberhalb des Wassers stand der Kirchspielskrug mit seinem alten wetterbraunen Strohdach, den seit Menschengedenken stets der Sohn von dem noch immer rüstigen Vater überkommen hatte. Land- und Gastwirthschaft gingen Hand in Hand: die Gäste fanden neben bäuerlicher Behaglichkeit billige Preise, frische Butter zum selbstgebackenen Brote und goldgelben Rahm zum wohlgekochten und geklärten Kaffee." Schräg abfallend zieht sich bis fast an das Flußufer der Garten hinab. Vom Hause führt eine Felsentreppe zum Flusse.

Gertrud Storm weiß uns im Anschluß an diese Stelle zu erzählen von den Ausfahrten nach Schwabstedt und zu Peter Behrens, die auch für Storms Kinder zu den „sonnigsten Kindheitserinnerungen" gehören.

In „Renate" ist uns Schwabstedts Name genannt, auch der des Kirchspielwirtes am Treeneufer. „Hoch oberhalb des weiten Flußtales „ist der alte Kirchspielskrug, dessen Wirth bis zu der neuesten, alle Traditionen aufhebenden Zeit immer Peter Behrens hieß, und wo ‚Mutter Behrens', je nach den Geschlechtern eine andere, aber immer eine saubere, sei es eine junge oder alte Frau, als eine wahre Mutter für die Leibesnothdurft ihrer Gäste sorgte."

Storm hat in lieber Erinnerung „die lange Lindenlaube mit dem ‚schlohweiß' gedeckten Kaffeetisch darunter, die steile granitne Treppe, die unter den alten Silberpappeln zum Fluß hinabführte". Sie werden wie „die Kahnfahrten zwischen den schwimmenden Teichrosen — — bei vielen älteren Leuten ein hübsches Abseits ihres Jugendparadieses bilden".

Jene Ruderfahrt auf der Treene scheint auch sonst wiederzukehren, in „Angelika“ und in „Immensee“, mag auch hier von einem See gesprochen sein [1]. Zu „Angelika“ und „Immensee“.

„Angelika“: „Es war Spätnachmittags auf dem Wasser; das Boot fuhr weich und lautlos darüber hin,“ wie bei der „Wald- und Wasserfreude“ rudert ein Schiffer die frohe Jugend zu ihrem Ziel. „Die junge Gesellschaft, die im Boote war, blickte seitwärts auf den See hinaus und rief und lockte nach den Schwänen, welche feierlich und immer ferner in das aufsteigende Abendroth hineinschwammen. Angelika und Ehrhard saßen schweigend an der Bordseite.“

Geheimnisvoll still ist das Wasser. Angelikas „Augen hielten ihm stand, daß er bis in die allerdunkelsten Tiefen sehen konnte. — — Er ließ seine Hand über Bord ins Wasser gleiten, die ihre folgte ihm, und während die Fluth durch ihre Finger quoll, hielten sie sich gefaßt und fühlten das geheimste Klopfen ihres Lebens. — Am Himmel drangen einzelne Sterne hervor, der See wurde dunkel vom Abendroth.“ Die Mädchen sangen, und „einzelne andere Böte, die noch auf dem See waren, nahten sich und folgten ihnen mit leisem Ruderschlag“.

„Nach einer Weile stieß das Boot ans Ufer, und die Gesellschaft stieg aus, um zu Lande nach der noch eine halbe Stunde weit entlegenen Stadt zurückzukehren. Auf halbem Wege wurde Rast gemacht; man setzte sich in bunter Reihe auf einen kleinen Rasenabhang, der im Rücken durch eine Tannenwand geschützt war. In der

[1] Vgl. zu folgendem: Angelika, bes. I, 290—292, 297. — Immensee, bes. I, 35. — Auf der Universität II, 126—127. — Th. Meyer a. a. O., 28.

Tiefe zu ihren Füßen jenseit eines abschüssigen Wiesengrundes lag die finstere Masse eines Buchenwaldes." Ein Gewitter zieht dort drüben auf.

Es ist hier wohl wieder der Glockenberg dem Dichter vor Augen gewesen, vor dem der Lehmsieker Laubwald sich ausdehnt. Dann wäre auch wieder an den Rückweg zum Dorfe gedacht. Ganz unmöglich ist es ja nicht, daß der Rasenabhang in der Nähe des Schwabstedt-Husumer Weges geschaut wurde. Dann könnte der Dichter an den Gallberg neben der tannenbegrenzten Sandgrube und südwestlich vom Lehmsieker Gehölz sich erinnert haben.

Vom Gute Immensee gehen Reinhard und Elisabeth „stumm neben einander zum See hinab. Die Luft war schwül, im Westen stieg schwarzes Gewölk auf. ‚Es wird Gewitter', sagte Elisabeth. — — Beide gingen rasch am Ufer entlang, bis sie ihren Kahn erreicht hatten. — Während der Überfahrt ließ Elisabeth ihre Hand auf dem Rande des Kahnes ruhen. — — Als Elisabeth sein Auge auf ihrer Hand ruhen fühlte, ließ sie sie langsam über Bord ins Wasser gleiten." — Eine Begegnung am See wie in „Angelika" und eine Ruderfahrt im Abendschein findet sich auch in „Auf der Universität".

Von Dorothea Jensen.

Auf Beziehungen von „Angelika" und „Immensee" hat auch R. Pitrou hingewiesen, auch er hält diese so ähnlich wiederkehrende Szene für erlebt [1]). Pitrou überliefert uns eine hochbedeutsame Mitteilung Theodor

---

[1]) Vgl. zu folgendem: R. Pitrou. In: Revue germanique IX, 1913, 588—590. — P. Schütze, 145—147. — Hyazinthen, VIII, 203. — Immensee, bes. I, 27.

Storms, die ein helles Licht auf ein bisher noch ganz dunkles Gebiet der Stormforschung wirft. „Lies die Angelika, — — das ist sie selbst, nur war sie nicht so schwach wie diese," schreibt Storm am 12. Mai 1866 über Dorothea Jensen, in einem noch unveröffentlichten Briefe an seinen Freund Pietsch.

Schon Schütze hat von der Ähnlichkeit der beiden Novellen gesprochen. Er nennt das Lied „Hyazinthen" das Motiv von „Angelika", ins Novellistische erhoben.

„Ich seh dein weißes Kleid vorüberfliegen
Und deine leichte, zärtliche Gestalt."

So sang der Dichter in seinem schönen traurigen Liebeslied.

Als Reinhard nach Immensee kam, da saß „auf einer Terrasse vor der Gartenthür . . eine weiße, mädchenhafte Frauengestalt. — — Wie er zu ihr aufblickte, stand sie vor ihm, dieselbe leichte, zärtliche Gestalt, der er vor Jahren in seiner Vaterstadt Lebewohl gesagt hatte."

VIII. Die holsteinischen Lande.

Wohl an manchem freien Nachmittag ist der Knabe in Schwabstedt gewesen. In den Ferien aber trieb es den Jungen hinaus „aus der Straßen quetschender Enge", und von sich schüttelte er den Staub der Gelehrtenschule, um die freie Luft der holsteinischen Landebene zu atmen. Theodor Storm war ja von Vaters Seite der Sproß einer Bauernfamilie. Westermühlen.

In seines Vaters, des Juristen, Leben lagen wohl die goldigsten Sonnenstrahlen auf seinen „schönen Kinder-

tagen" zu Westermühlen[1]). Und Johann Casimir Storm war stolz auf seine Herkunft. „Ick bün man en Westermöhlner Burjung!". Vielleicht galt ihm im innersten Herzen — und sicher mit Recht — das nicht weniger, als einer von Schillers alten Schweizern zu sein.

Wie auf den Vater wirkte auf Theodor Storm das Wort Westermühlen „bis an sein Lebensende wie ein Zauberwort". Er erzählte dann, wie einst sein Vater, von seinem Jugendparadies. „Und während des Erzählens traten jene schönen, nun so lange vergangenen Herbsttage, das Bild der lieblichen, friedlichen Gegend, beschienen vom warmen Jugendsonnenschein, so lebhaft vor mein inneres Auge, daß ich mich vor Heimweh nicht zu lassen wußte."

Fast alle Ferien der schönen Jahreszeit wohnte der Knabe auf der Mühle. Es waren die schönsten Stunden, wenn er den „Waldweg" hinauswanderte, um Krammetsvögel zu fangen. „Fünf Meilen etwa, durch meist kahle Gegend, führte" von Husum der Weg zu diesem „heimeligen" Dorfe.

Der Bauernhof in „Hinzelmeier".

Seltsam in jenem wunderbaren Märchen der Lebenssehnsucht findet der weltabgewandte, so grüblerische und gelehrte Junge den Rosengarten der Schönheit bei einem Bauernhofe, der schon in der Art der landschaftlichen Umgrenzung das schöne Haus der Storms wohl sein

[1]) Vgl. zu folgendem: Meine Erinnerungen an Eduard Mörike, VIII, 186. — G.St. I, 13—14, 74—79. — Nachgelass. Bl., 2. Westermühlen, IX, 142—146. — Mörike-Briefw., 39—45. Br. St.s v. Nov. 1854. — II, 42. Br. v. 7. Mai 1854. — Waldweg, VIII, 227—228. — F, 13, 90. Br. v. 18. Sept. 1853 u. v. Anfang August 1860.

könnte [1]). „Ein süßer Primelduft strich ins Zimmer. — — ‚Das Eis birst‘! rief Hinzelmeier, ‚es läutet in der Luft!‘.“ Hinzelmeier trat mit Stab und Ranzen „vor die Hausthür, von wo sie weit ins Land hineinsehen konnten. Die unabsehbare Ebene lag in klarem Mondenlicht zu ihren Füßen. — — Hinzelmeier ging, wo der unendliche Weg über die Ebene lief, — — mit dem Reisehute grüßend, in die Frühlingsnacht hinaus. — — Die Sonne stand schon am Himmel. Hinzelmeier hatte einen Richtweg über ein Feld mit grüner Wintersaat eingeschlagen, das sich unabsehbar vor ihm ausdehnte.“

Es führt der Steig „auf einen geräumigen Platz hinaus, und Hinzelmeier stand vor den Gebäuden eines großen Bauernhofes“. Und nun spielt sich jene ländliche Idylle des kunstfertigen Eierkuchenbackens, humoristisch-märchenhaft vom Dichter gesteigert, vor den erstaunten Augen des Knaben ab — an die ein Vorgang in Frenssens „Die drei Getreuen“ erinnert.

„Hinzelmeier trat ins Haus und gelangte über einen breiten Flur in eine hohe, geräumige Küche. — — Am Herde, auf dem ein helles Reisigfeuer brannte, stand eine stämmige Bäuerin und that den Teig in die zischende Pfanne. — — Die Frau .. schwang ihre Pfanne, daß der Eierkuchen prasselnd in den schwarzen Schlot hinauffuhr und erst nach einer ganzen Weile mit der Oberseite in die Pfanne zurückklatschte“ — so hoch, daß schon draußen der Junge die Eierkuchen aus dem Schornstein in den Sonnenschein hinaufsteigen, sich wenden und wieder in den Schlot hatte zurücksinken sehen!

[1]) Vgl. zu folgendem: Hinzelmeier, bes. III, 22—27. — G. Frenssen, Die drei Getreuen, Berlin, 177—179.

Hier bei der gesunden Landkost wird Hinzelmeier jung und heiter, er sieht ein „schönes blondes Mädchen“, und von der Küche aus erblickt er den Rosengarten.

Im Westermühlener Hause.

Wie durch das Wohnzimmer ging der junge Storm auch wohl sonst[1]) von dem „geräumigen Flur — — in die gleichfalls große, nach dem Garten hinaussehende Küche“. Der alte Storm hat es uns aus seiner Kindheit erzählt, wie er „oftmals staunend neben dem alten Herde stand und staunend zusah, wie Möddelh Mariefen den in der Pfanne prasselnden Pfannkuchen plötzlich in die Höhe schleuderte, wie er in der Luft sich wandte und dann jedesmal genau mit der noch ungebackenen Seite wieder in die Pfanne klatschte. Ich höre noch das Lachen der Genugtuung, wenn ich der Alten meine Bewunderung über dies Kunststück aussprach; und der nächste Pfannkuchen pflegte dann meist noch um einen Fuß höher zu fliegen.“

Eine Erinnerung an die beiden großen Vorderstuben rechts und links vom Flur liegt vielleicht in dem geräumigen Bauerngemach von „Renate“ zugrunde, wie wohl das hohe umschattete Hofbauernhaus ein wenig auf das „langgestreckte umdunkelte“ Haus des Müllers hinweist. Besonders die Einrichtung des „großen, hellen“ Zimmers mit seinen „untadelhaft geweißten“ Wänden scheint mir bei dem Hofbauern wiederzukehren.

Hier war „unter den Stühlen .. wohl auch ein Canapee; sonst aber an den weißgetünchten Wänden ein paar große Tragkisten und sonstig Bauerngeräth; doch prunkete auf

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Nachgelass. Bl. IX, 144—145. — G.St. I, 78—79. — Renate, V, 27. — Im Schloß, I, 144.

einer Schatullen eine Theekanne mit einem halben Dutzend Tassen, desgleichen ich bei Bauern bislang nur noch auf den großen Marschhöfen gesehen hatte." Es sah ja der Knabe in Hans Storms bester Stube, „ein altmodisches Kanapee, das aus drei zusammengewachsenen Stühlen zu bestehen schien", und genau betrachtete der Junge „ein weißes Teegeschirr, mit roten Blumen gemalt". Große Kisten, die hier zur Aufnahme des Mehls dienen, befinden sich bei Storm auf dem Flur unter den Fenstern — wie in der Stube von „Arnolds" Hof.

Die Wassermühle seines Großvaters kehrt in der Novelle „Veronika" wieder[1]. Auf diese Anlehnung haben schon Eichentopf und Edmund Lange hingewiesen. In Westermühlen schlossen sich an den Vordergarten noch erst „Ställe und Wirtschaftsgebäude; dann das alte, schütternde Fachwerkgebäu der Wassermühle, und hinter dieser eine Holzbrücke, unter welcher der Mühlstrom sich hindurch und rauschend in die Speichen der Räder stürzte". Die Wassermühle.

„Veronika und Rudolf traten in den zur Seite liegenden Garten. — — Sie gingen auf dem langen Steige fort. — — Als sie den Garten durchwandert hatten, gingen sie über einen schmalen Steg in die untere Thür des Mühlengebäudes, welches hier zu Ende desselben an einem stark fließenden Wasser lag." Gewaltig brauste und rauschte es dort, unheilvoll die Sinne betäubend.

Aber in dieser auch sonst ganz Heiligenstädtisch gefärbten Novelle hat wohl zugleich eine Wassermühle der

[1]) Vgl. zu folgendem: Eichentopf a. a. O., 26. — Schütze-Lange, 161. — Nachgelass. Bl., IX, 143. — G.St. I, 77. — Veronika, II, 118—119. — H, 87, 124—126. Br. v. 1856 u. 1867.

dortigen Gegend, die Storm auf einer ländlichen Amtsreise sah, die Mühlenörtlichkeit bestimmt. — Die Heiligenstädter Zeit war fruchtbar für Storms Novellendichtung. Im Jahre 1862 trug sich der Dichter mit einem „bedeutenden“ Dichtungsplan, doch ist die Novelle „Im Korn“ nicht ausgeführt worden.

Der Erbpachtmüller.

In demselben Jahre, in dem Storms Großvater Simon Woldsen starb, schloß auch der Erbpachtmüller Hans Storm [1]) die Augen. Auch ihn wie die Großmutter hat der kleine Knabe noch „mit kaum bewußten Augen“ gesehen. Hans Storm „war ein kluger, unterrichteter Mann, der sich in seiner freien Zeit gerne mit Astronomie beschäftigte“. Vielleicht dachte auch an ihn der Dichter, als er von dem Vater des „Schimmelreiters“ und von „Hans Mommsen“ schrieb, „der ein Bauer war und doch Boussolen und Seeuhren, Teleskopen und Orgeln machen konnte“.

Schon Generationen hindurch war der Müllerhof im Besitz der Familie Storm und immer in Händen des ältesten Sohnes Hans gewesen. Als der Großvater Theodor Storms starb, kam der Hof an des Dichters ältesten Vaterbruder, den der Knabe dann so gern und oft in den Ferien, besonders zu Michaelis besuchte.

Bei dem Landbesuch in der Novelle „Im Schloß“ scheint Storm — bei allem Gebrauch dichterischer Verschleierung — von der Familie seines Vaters zu sprechen. „‚Wer ist denn der Besitzer jenes schönen Gutes?‘ ‚Es

---

[1]) Vgl. zu folgendem: G.St. I, 14, 76—77, 79; Beil. 1. — Kuh-Briefw. a. a. O., 272. — Im Schloß, I, 142—143. — Der Schimmelreiter, VII, 153.

ist der Schulze Hinrich Arnold. — — Ja, der Bauer auf diesem Gute heißt allezeit Hinrich Arnold. — — Die ältesten Söhne aus der Familie tragen alle diesen Namen — —; auch bei dem Zweige derselben, der in die Stadt übergesiedelt ist.'"

Scheint da nicht Storm selbst zu sprechen, der wie sein Sohn als ersten den großväterlichen Namen trug? „Der Vater des gegenwärtigen Besitzers war der Bruder des meinigen" fährt der Erzähler fort.

Als die Novelle „Im Schloß" geschrieben wurde, da drückte die Fremde so sehr den heimatlosen Beamten. „Du siehst nur schwach aus, Hinrich", sagt die alte Bäuerin zu Arnold. „Das kommt von all dem Bücherlesen. — Er hätte es besser haben können. — — Aber der Vater wurde studirt; da muß nun auch der Sohn bei fremden Leuten herum sein Brot verdienen."

Vertraute Immenhöfe.

An der Hand seines Vaterbruders Hans oder auch mit einem älteren Vetter hat der junge Theodor Storm den wunderbaren Immenhof betreten, ein ihm so liebliches Naturgeheimnis [1]). „In der äußeren Ecke des Gartens — — stand ich eines Tages verwundert vor einem mit hohem Buchenzaune abgegrenzten viereckigen Raume; hinübergucken konnte ich nicht. — — Ich hatte dergleichen nie gesehen und schlich neugierig an den Seiten herum, bis ich eine im Zaune halbversteckte schmale Brettertür fand, über welcher ich mit meinem Kopfe mir bald freie Einschau in den inneren Raum verschaffte. — — Eine Reihe von Bienenkörben stand auf zwei Seiten neben-

[1]) Vgl. zu folgendem: Nachgelass. Bl., IX, 143—144. — G.St., I, 77—78. — Ein grünes Blatt, I, 103—105. — Zur Chronik von Grieshuus, VI, 99—102.

und übereinander auf hölzernen Gestellen; eine Drahtmaske, ein Sack lagen daneben im Grase."

In seiner zartesten Heidenovelle dürfen wir mit dem Dichter den Immenhof seiner Kindheit schauen, ganz so, wie ihn des Jungen staunende Augen einst erblickt hatten. Es ist „ein viereckiges Plätzchen, durch dichte Buchenhecken abgezäunt. .. Die kleine Pforte, welche den Eingang zu demselben verschloß, war niedrig genug, daß Gabriel über sie hinweg das Innere übersehen konnte. Als sie herangetreten waren, gewahrte er gegenüber der Laubwand — — ein hölzernes Bienenhäuschen, worauf die Strohkörbe neben und in doppelter Reihe über einander standen. — — Eine Drahtmaske, ein leerer Korb und anderes Geräthe lag auf der Erde."

Es wird Abend auf dem Heidehof. „Der Greis erzählte .. von seinen Bienen, wie er sie schon als Knabe gehegt, wie er später, nun schon vor über siebzig Jahren, diesen Zaun gepflanzt habe," wie die Bienen den Segen gebracht haben über seine Familie. — „Regine war wieder von außen herangetreten, sie lehnte mit dem Ellbogen über die Pforte und hörte schweigend zu; wie aus einem Rahmen schaute das frische Mädchenantlitz zwischen den Blättern hervor." Dann legten sich dichte Schatten über den grünen Raum.

Die besten Freunde sind auch dem „Kornschreiber" in „Grieshuus" seine Bienen. „An Sommertagen mußte man ihn im Garten bei seinen Bienenkörben suchen, die dort gegen Osten in doppelten Reihen über einander an dem hohen Zaune aufgestellt waren." Der Kornschreiber hat „eine Drahtmaske vorgebunden, große Lederstülpen an den Händen", wenn er nach seinen Bienen sieht.

Gar traulich klang es des Abends an dem Gartenzaun des kleinen stillen Hauses. „Durch die Laubwand von der anderen Seite kam ein Gesumme, wie spät Abends aus Bienenkörben, bevor Alles darin zur Ruhe geht.“ Staunend hatte der Knabe in Westermühlen an dem hohen Buchenzaune gelauscht. „Während ich stand, kam stetes melodisches Summen aus dem Innern.“

Die Immenhöfe zu Westermühlen und am Vordamm.

Wir lernen den Bienenhof des Kornschreibers nicht so gut kennen, aber seine Lage innerhalb des Gartens hat Storm von dem Westermühlenschen Immenhof herübergenommen [1]). Im „grünen Blatt“ verlegt der Dichter den Bienenhof, der ganz so aussieht wie der des Erbpachtmüllers, „auf eine kleine Wiese, von welcher ein viereckiges Plätzchen durch dichte Buchenhecken abgezweigt war“.

Die Erinnerung hat hier zwei Vorstellungen miteinander verwoben. Wie an den Immenhof des Mühlengehöftes gedachte der Dichter auch so gern des Bienenhofes am „Vordamm“. Storm erzählt seinem Freund Mörike, daß seine Phantasie in der Novelle „Ein grünes Blatt“ an jener traulichen Stätte geweilt hat. „Auf einer Wiese neben dem Hause stehen noch jetzt (1854) die Reste der Umzäunung eines Bienen- oder Immenhofes, — — und zwar hatte der Besitzer sie aus Pietät gegen die Jugend seines jüngeren Bruders — — so unberührt stehen lassen, der als Knabe und auch noch späterhin, so lang er zu Haus gewesen, hier die Bienenzucht betrieb.“

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Ein grünes Blatt, bes. I, 103. — Mörike-Briefw., 41. Br. St.s v. Nov. 1854. — Im Schloß, I, 145.

Erkennen wir diesen Bienenhof nicht wieder in der „Schloß"-Novelle? „Auf einer Wiese .. befanden sich die Reste eines im Viereck gezogenen lebendigen Zaunes. — — Auch ein Paar Pfähle standen noch in den Büschen, zwischen denen einst ein Pförtchen den Eingang in den kleinen Raum verschlossen haben mochte." „Es ist ein Bienenhof," sagte Arnold, „den mein Vater als Knabe vor vielen Jahren angelegt hat. Als sein Bruder später das Gut erhielt, hatte er zwar weder Zeit noch Lust, den Betrieb des jungen Bienenvaters fortzusetzen; aber er ließ den Zaun zu seinem Angedenken stehen, und mir zu Liebe hat es auch der Schulze so gelassen."

Leben nicht in Hinrich Arnold Züge von Storms Vetter Jürgen? Jürgen Storm war dem Dichter ein so „sinniger, liebenswürdiger" Mensch. Mit ihm stand Storm, „über Knabenerinnerungen und über seine Besuche in frühern Zeiten plaudernd, zwischen den wild hinauswachsenden Büschen des alten Immenhofes", noch in späteren Jahren, bevor er in die Fremde gehen mußte.

Auf dem Vordamm.

Von Vetter Jürgen verleitet [1]), hatte Storm ja einst als Junge auf dem Vordamm den Storch geschossen, worüber ihm dann sein Knabenherz so bittere Vorwürfe machte. — In „Aquis Submersus" hat „auf der Koppel .. der Hofmann seinen Immenhof", und von dem hohlen Holzbirnbaum daneben schießt der junge Johannes seiner kleinen Gefährtin den Kauz herab.

Wie in der „Schloß"-Novelle der Schulze Hinrich

---

[1]) Vgl. zu folgendem: G.St. I, 83; II, 80. — Aquis Submersus, III, 214—215. — H, 182. Br. v. 10. April 1862. — Im Schloß, I, 141—145.

Arnolds Vetter, war Jürgen der Vetter Theodor Storms. Storms Vaterschwester Gude lebte auf dem Vordamm als treusorgende Mutter Jürgens, auch noch nach dem Tode ihres Mannes Hans Storm, der zugleich ihr Vetter war. So haftete auch an diesem Grundstück der Name, den allezeit der Älteste der Familie trug. In wie treuer Erinnerung behielt die Seele des Dichters dieses Anwesen, „in grüner Busch- und Wieseneinsamkeit neben uralten Eichen — — ein anmutiges Gehöft mit rotem Mauerwerk, weißen Fensterläden und mächtigem, fast bis zur Erde reichenden Strohdache".

An den Vater schreibt Storm am 10. April 1862 über die Novelle „Im Schloß": „Wenn Du einmal versuchen wolltest, sie zu lesen, lieber Vater, würdest Du darin einen Besuch auf dem Vordamm abstatten können. Die Vorstellungen Deiner Heimat liegen bei meinen Knabenerinnerungen tief in meiner Seele."

Vor Hinrich Arnold und seinen Begleitern „in einer weiten Busch- und Wieseneinsamkeit lag ein stattlicher Bauernhof. Unter einer Gruppe dunkelgrüner Eichen erhob sich das Gebäude mit dem mächtigen fast bis zur Erde reichenden Strohdache, die braungetünchte Giebelseite uns entgegen, aus der die weißgestrichenen Fenster freundlich hervorleuchteten. — ‚In jenem Hause', sagte Arnold, ‚bin ich als Knabe oft gewesen'". Hier hat es ihm gefallen „wie fast nirgends in der Welt".

Zu dem Hause gehört die Gestalt der alten Bäuerin, der einfachen und bescheidenen, so tüchtigen Frau. „Ihre Großmutter ist eine Frau von wenig Komplimenten," sagt Arnolds Freund. „Als wir näher getreten waren, stand sie langsam auf und musterte uns gelassen mit ein paar

grauen Augen, die unter noch schwarzen Brauen kräftig aus dem gebräunten Gesicht hervorsahen. — — Als ich — — die strengen Augen der alten Bäuerin mit dem Ausdruck einer milden Freundlichkeit auf mich gerichtet sah, war mir unwillkürlich, als habe ich etwas gewonnen, das ebenso werthvoll, als schwer erreichbar sei."

„Vor allen liebte" Storm diese Verwandte, „ein gebücktes, kleines Mütterchen mit kräftigen, grauen Augen;" schon im Frühjahr 1854 mußte er sie als Tote betrauern. Noch Theodor Storms Sohn wußte zu erzählen, wie der Dichter in „Im Schloß" seine Verehrung für die Bewohner des Vordamms, seine geliebten bäuerlichen Verwandten, an den Tag gelegt hat.

Die Umgebung des Vordamms.

Lage und Äußeres des schönen Gehöftes, das sich wohl am meisten von den Verwandtenhöfen zur poetischen Gestaltung drängte, kehrt wohl eher als die des Müllerhauses in „Hinzelmeier" wieder [1]). Vom Felde führte der Weg „durch eine Öffnung des Walles" zu dem stattlichen Bauernhofe. „Es hatte zuvor geregnet; nun dampften die Strohdächer in der herben Frühlingssonne". In „Im Schloß" wandert man „einen Fußweg . ., welcher zwischen zwei mit Nußgebüsch und Brombeerranken bewachsenen Wällen entlang führte. — — Es dauerte . . nicht lange, so hörten zu beiden Seiten die Wälle auf," die Ansiedelung war erreicht.

An einem sonnigen Tage ist Storm einmal mit seinem Vetter vom Vordamm „aus der kleinen Seitentür des Hauses gerade in die Wiesen über kleine Gräben

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Hinzelmeier, bes. III, 24. — Im Schloß, I, 141. — Abseits, VIII, 192. — Aquis Submersus, bes. III, 235, 249. — Mörike-Briefw. a. a. O., 141 ff. — W. Reitz a. a. O., 8—9. — Karte des Deutschen Reiches, 57: Rendsburg.

und durch Bruchland und Buschwerk in einen Wald hinabgegangen, unterwegs schneidet ihm der liebe Kamerad Pfeifen aus Erlenholz.

So war es auch bei „Arnolds“ Hof. „Vor uns lag, so weit das Auge reichte, eine ausgedehnte Wiesenfläche, hie und da durch lebendige Hecken oder einzelne Baumgruppen unterbrochen. Arnold wies mit der Hand hinaus und sagte: ‚Hier ist es mir seltsam ergangen. Als zwölfjähriger Knabe, da ich in den Sommerferien bei dem Oheim auf Besuch war, wanderte ich eines Morgens mit meinem einige Jahre älteren Vetter — — da hinab in die Wiesen. Wir gingen immer gerade aus, mitunter durch ein Gebüsch brechend, das unsern Weg durchschnitt. Ich blies dabei auf einer Pfeife, die mir mein Vetter aus Kälberrohr geschnitten hatte,“ wie sie dann wieder der Junge im Gedicht „Abseits“ sich fertigt. Über stellenweise sumpfiges Land, unheimlich wie der Binsensumpf in „Aquis Submersus“, gelangen die Wanderer „in einen dichten Laubwald“ und durch das Unterholz „in eine kleine sonnige Lichtung“.

Hier finden Theodor Storm und Hinrich Arnold die märchenhafte Eidechse. „Ich weiß dies Alles genau,“ sagt Hinrich Arnold; „ich weiß bestimmt, daß wir vom Bienenhof hier in gerader Richtung über die Wiesen fortgegangen sind.“ Theodor Storm war ja auch am Bienenhof vorbei geradeaus über die Wiesen zum Walde gegangen. Aber ihn, wie Hinrich Arnold, den Phantasten, lacht der Vetter aus, weil es nach dieser Richtung hin ja gar keinen Wald gegeben habe. „Aber wo bin ich denn damals gewesen?“ fragt sich der Dichter in seinem Briefe an Eduard Mörike — mit denselben Worten, wie später in der Dichtung der junge Lehrer.

W. Reitz hat nach der Mörike-Briefstelle das Schauen der Eidechse als wirkliche Kindheitserinnerung nachgewiesen. Die andern, wesentlichen Beziehungen zum Vordamm in der Novelle „Im Schloß" sind bisher nirgends untersucht und — außer Anführung der Heimatsbriefstellen bei Gertrud Storm — nirgends erwähnt. Obgleich der Mörike-Briefwechsel schon 1891 veröffentlicht ist, hat man nur von den landschaftlichen Eindrücken Westermühlens gesprochen. Auch nach dem Erscheinen des Buches von Gertrud Storm ist nirgends neben Westermühlen der Vordamm als ähnlich bedeutsame Kindheitsstätte des Dichters berücksichtigt. Wie Gertrud Storm in Einklang mit dem berühmten Brief an Mörike weiter ausführt, gehört der Vordamm nicht etwa zum Mühlengehöft, zum eigentlichen Westermühlen, sondern liegt nur in seiner Nähe. Dies zeigt auch die Karte.

Der Weg in den Wald ist vielleicht in seinem größten Teil derselbe, den der Knabe vom Mühlengehöft aus wanderte. Der Wald gehört ja zu Westermühlen und zum Vordamm. In der Erinnerung schließen sich beide Stätten zusammen, und so lieb wie sein Vordamm war dem Dichter der dritte trauliche Platz seiner ländlichen Ferien, das benachbarte Dorf Hohn.

Das Dorf Hohn.

Eine halbe Stunde von Westermühlen entfernt liegt das Kirchdorf Hohn[1]). Hier wohnte Frau Gudes Schwester „Tante Lene als Frau des Kanzleigutsbesitzers Fritz Ohem," dieses gemütlichen, humorvollen Mannes.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: G.St. I, 13—14, 82. — Auf dem Staatshof, I, 58, 61, 70—71. — Aquis Submersus, bes. III, 240 ff. — Renate, bes. V, 16—23. — W. Dreesen a. a. O., 68. — W. Reitz a. a. O., 8. — F, 93. Br. v. Mitte Juli 1858. — W. Seidel a. a. O., 29.

Weilte hier der junge Storm in den Ferien, so umgab ihn die Poesie des echten niedersächsischen Bauernhauses, es war ein langgestreckter Bau mit „tief herabreichendem, grünbemoostem Strohdache und dem . . leuchtend rot angestrichenen Mauerwerk — — im Schatten alter Linden". — Denken wir daran, wie in „Aquis Submersus" und in „Renate" die Stimmung des Niedersachsenhauses uns gefangen nimmt. Der Dichter hat sie erlebt, „hier lagen für Storm wie für seinen Vater die schönsten Kindheits- und Jugenderinnerungen".

Denn auch als junger Mann ist Storm gern bei seinem Oheim eingekehrt, der „es verstand, der eigentliche Mittelpunkt unserer geselligen Freuden zu sein". In den Pfingsttagen 1847 kehrt der junge Ehemann mit Brüdern und Schwägerin wie mit einigen Freunden bei ihm ein. „Wir gingen von einem Hause zum andern, fuhren von einem Dorf zum andern, frühstückten hier, aßen dort zu Mittag immer bei Verwandten, und nach dem Kaffee, den wir wieder in einem andern Hause einnahmen, ließen wir die Dorfmusikanten kommen und tanzten bis Dunkelwerden." — Wir kennen ja aus „Renate" und „Aquis Submersus" solch frohes Fest auf der geräumigen Diele des Bauernhauses, und vor unsern Augen schwebt das Bild der holden Renate.

„Dann abends bis tief in die Nacht saßen wir in dem weitläufigen wüsten Garten unter den dunklen Taxusbäumen und hörten am Teiche und aus der Ferne von unten aus dem Dorf die Nachtigall schlagen, wie ich sie niemals weder zuvor noch später gehört habe." — Von dem Ohemschen Garten, glaube ich, ist in dem berühmten Mörike-Brief die Rede, nicht vom Westermühlenschen Garten, wie Dreesen und Reitz meinen.

Auch in diesem Garten waren ja Teiche, der Dichter kannte sie von seinen Kinderspielen her; Gertrud Storm erzählt uns davon. „Von alten Bäumen überschattet, fanden sich im Garten drei Fischteiche, auf denen einst die übermütigen Knaben in Backtrögen Kahn fuhren. Während einer solchen Fahrt fiel Theodors Uhr ins Wasser, und der Teich mußte abgelassen werden, um sie wiederzuerlangen." Es ist wohl anzunehmen, daß jener wüste ländliche Garten — schon Dreesen weist darauf hin — dem Dichter des „Staatshofs" vorschwebte.

Der Garten liegt hier vor dem Hause. Wie in den verlassenen Zimmern ist auch in ihm die Einsamkeit. „Wohin man sehen mochte, zwischen den hohen Sträuchern hing das Gespinnst der Jungfernrebe; über den mit Gras bewachsenen Steigen in den rothblühenden Himbeerbüschen hatten die Wespen ihre pappenen Nester aufgehangen. Obwohl seit Jahren keine pflegende Hand dort gewaltet, so wuchs doch Alles in der größten Üppigkeit durch einander, und Mittags in der schwülen Sommerzeit, wenn Jasmin und Caprifolien blühten, lag die alte Hauberg wie in Duft begraben."

Die Rokoko-Laube über der Graft scheint uns aus dem Feddersenschen Garten bekannt. Von den pappenen Wespennestern hat Storm aus seiner Knabenerinnerung erzählt, an seine Frau hat er dies einmal geschrieben.

Fritz Ohm und Marx Sievers.

Auch seinem Onkel Fritz Ohem hat Storm ein Denkmal gesetzt, sein Name lebt fort in des Dichters lieblich-düsterer Dorfnovelle „Renate" [1]). Der Bischof Schondeleff hätte

[1]) Vgl. zu folgendem: Renate, bes. V, 30. — G.St. I, 82. — Im Brauerhause, bes. IV, 312—316, 322.

fast sein Leben verloren, so erzählt der Hofbauer, „wenn meiner Mutter Urahn ihn nicht mit seiner guten Axt herausgehauen hätte. Derohalben aber hat er ihn mit diesem Hof nebst Wald und Gründen begabt und ihm den Namen ‚Ohm' beigeleget, weil er nicht als ein Diener, sondern als ein Freund und Ohm an ihm gehandelt habe."

Ähnlich wie es hier Renatens Vater erzählt, hat es sich zugetragen, als der Vorfahr der Ohems Marx Sievers dem König Christian I. von Dänemark zweimal das Leben gerettet hatte. Sievers aber hätte mehr erbitten dürfen als den Bauernhof und das Wäldchen Dirksholm. Begeistert wird der junge Theodor den Erzählungen der alten Ruhmestat, die er so treulich in seinem Gedächtnis behielt, gelauscht haben, wenn er frohe Ferien verlebte auf dem altangestammten Besitztum.

Hat der Onkel in Hohn dem jungen Neffen auch von Marx Sievers erzählt? So hieß Marquard Ohem mit seinem alten Namen, und Marx Sievers lebt in der Novelle „Im Brauerhause". Er ist das Urbild eines niederdeutschen Bauern. Geräumig scheint seine Wohnung, wo ein großes Haustor die weite Loodiele abschließt. „Marx Sievers war der größte Bauer in jenem Dorfe", ja in „unserem Lande". — Marx Sievers und seine Söhne sind wahrhaftige Leute, und als solche „überall bekannt". Sievers ist „ein gerechter Mann", aber auch ungemein stolz, rücksichtslos schroff und durchaus beharrlich bei seinem Recht.

Marx Sievers ist der echte niederdeutsche Bauer. In der Novelle finden wir noch die Spuren des Ohemschen Bauernhofes. Gerade aus der Kennzeichnung des Hauses schließen wir auch in der „Regentrude" auf ein nord- Dorfleute in der Dichtung.

deutsches Dorf[1]). „Der dicke Wiesenbauer stand breitspurig in der Thorfahrt seines stattlichen Hauses und rauchte im Schweiße seines Angesichts aus seinem großen Meerschaumkopfe.“

Ganz so findet in der „Malerarbeit“ der warmherzige Künstler den Bauern. „Am Abend wagte ich mich unter die Dorfleute und endlich auch zu dem alten Kunstfeinde gegenüber, der rauchend in der großen Thorfahrt seines Hauses stand.“

Es ist merkwürdig, wie wir bei Storm einen Landmann eigentlich immer seine Pfeife rauchend antreffen. Wieder in dem Dorfe der „Malerarbeit“, „mitten in der Dorfstraße, in dem Gärtchen vor seinem Hause, stand ein ältlicher Mann und rauchte behaglich seine Morgenpfeife, in dem ich sogleich den Schulmeister des Dorfes erkannte“. Wir sehen es auch, wie „Marx Sievers seine Pfeife vom Haken nahm und aus dem zinnernen Tabackskasten stopfte“, wie er nachher „die Rauchwolken trotzig vor sich hinblies“.

„Der Müller mit der Tabakspfeif' im Munde
Lehnt in der Tür und schaut behaglich aus.“

Hat sich dem jungen Theodor vielleicht gerade dieses Bild, das er schon in seinem Westermühlener Gedicht festhielt, ins Herz geprägt? Wir finden des öftern wiederholte Wiederkehr von ganz bestimmten Situationen bei Storm.

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Geschichten aus der Tonne: Die Regentrude, bes. II, 217. — Eine Malerarbeit, bes. II, 73—74. — Im Brauerhause, bes. IV, 315. — GSt. I, 81.

Schluß: Bei Theodor Storm daheim.

Auch die holsteinischen Lande gehören zu Storms Heimat, noch teuerer ihm werdend, als er in Hademarschen ein Altersheim hatte. Dem Gymnasiasten [1]) noch sollte Lübeck vertraut werden, bevor die Landesuniversität mit ihrer Umgebung die traute Stätte in seinem Studentenleben wie in mancher seiner Dichtungen wurde.

In Altona sollte eine zarte und große Liebe ihm wohl leuchten, aber nicht ihn erwärmen, bis dann in seiner Heimatstadt die treueste Frau ihre Hand in die seine legte, in schwersten Lebensstürmen nicht von ihm lassend. In glücklichen Stunden aber umschloß die seligen Menschen ihr „Märchenreich — —, der Kindheit letzter, wunderbarer Rest".

„Unmerklich geht die Zeit." Nach den Lebensmühen der Fremde sollte in Husum dieser Kreis sich schließen, hier, wo noch einmal blondlockig die Muse seiner Dichtung zu ihm trat. In der grauen Stadt, wo der größte Dichter der Erinnerung seine Kindheit lebte und träumte, ruht er auch jetzt, „als Glied vergangener Geschlechter — —, von lebendiger Jugend" umspielt.

An der Gruft zu St. Jürgen, bei ihm ist auch heute die Ruhe, jetzt, wo zu seinem hundertsten Geburtstag

---

[1]) Vgl. zu folgendem: Auf der Universität II, 85 ff. — Aquis Submersus, III, 201 ff. — B, 113. Br. v. 21. Sept. 1845. — Gedenkst du noch, VIII, 249—250. — A. Biese, Pädagogik und Poesie 2, 178 ff., bes. 200. — Felix Schmeißer, Am Grabe Theodor Storms a. a. O., W. Mh. 97, Okt. 1904, 132. Rhein.-Westf. Ztg., Nr. 119, 18. IX. 1913.

einem seiner Größten das Vaterland dankt seine Verkündigung des Evangeliums der Liebe.

„Auf weiter Heide will ich dein gedenken
Und Blumen pflücken für dein stilles Grab,
Die sollen ihre herben Düfte senken,
Ein stiller Gruß, in deine Gruft hinab.“

